Gesammelte Schriften

von

Leopold Kompert.

Sechster Band:

Zwischen Ruinen.

Berlin, 1883.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
Gustav Goßmann.

Zwischen Ruinen.

Roman

von

Leopold Kompert.

Zweite Auflage.

Berlin, 1883.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Gustav Goßmann.



Inhalt.

		Seite
Einleitung		1
1. Capitel.	Das Tauschkind	6
2. "	Zwischen Ruinen	32
3. "	Mit geschlossenen Lippen	54
4. "	Die Wallfahrt nach Urschendorf	75
5. "	Die Stimme des Volkes	92
6. "	Die schwarze Wolke	103
7. "	Die Neujahrsnacht	124
8. "	Das himmlische Kind	143
9. "	Ein alter Tröster	169
10. "	Dorothea verläßt das Haus	187
11. "	Im Wirthshausgarten	197
12. "	Auf dem Heimweg	215
13. "	Der Landstreicher	227
14. "	Ein widerspenstiger Sohn	241
15. "	Perlchen	278
16. "	Dem Glücke entgegen	296
17. "	Auf grünem Feldrain	306
18. "	Das Kind lernt	332
19. "	Fragen und Antworten	347
20. "	Das weiße Vögelchen	358
21. "	Die goldne Rispe	369
22. "	Sie sprechen sich aus	390
23. "	Veile Oberländer	410
24. "	Die Tagsatzung	436
25. "	Dorothea	462
26. "	Schluß	483

Hoch oben im nördlichen Böhmen liegt ein czechisches Städchen so still und weltabgelegen, daß selbst das Dampfroß der Eisenbahn, die es im weiten Bogen umkreist, nur aus der Ferne, wie in traumhafter Erinnerung an die Menschen, die dort leben und sterben, seine schrillen Grüße hinübersendet.

Zwei Minuten in vollen vierundzwanzig Stunden sind diesen Pfiffen gegönnt: der eine in tiefer Mitternacht, der andere um den halben Mittag herum; aber jedesmal, wenn sie ertönen, ist es, als ob das feurige Roß sich nicht einmal die nöthige Zeit gönnen wollte, um in Ruhe auszupusten. Athemlos drängt es weiter und immer weiter, längs des Flusses hin, der gleichfalls nicht ruht und rastet, bis er seine Wellen drüben nach langer Wanderung in dem deutschen Meere geborgen weiß.

Dann aber erzählen sie sich gegenseitig von drohend geballten Fäusten, die sich gegen sie erhoben, und von düster blickenden Augen, die ihrem eiligen Laufe nachgefolgt waren; wie sie, die als Friedensboten gekommen, um von Haus zu Haus, von Menschen zu Menschen ausgleichende Verständigung zu tragen, überall auf ingrimmigen Haß und starre Verbitterung gestoßen waren ...

Kein Segenswort schallte ihnen nach, die nach dem deutschen Lande hinaus mußten, nichts als Flüche und höhnisch nachrollende Verwünschung ...

Bist du noch ferne, heißersehnte Stunde, die diese finsteren Stirnen geglättet, diese geballten Fäuste zu innigem Drucke ausgestreckt, diese flammenden Augen verständnißvoll leuchten sehen wird? Oder rüsten sich bereits im Schoße der nahen Zukunft jene schrecklichen Gewalten, die, was sich zum Baue nicht fügen will, mit machtvoller Kraft aufrichten, und was sich nicht beugen und unterordnen will, mit eiserner Beharrlichkeit anfassen, bis es demüthig gesteht: Dein Recht liegt in deiner Stärke? ....

Eines Tages jedoch, es war im Sommer, schienen die aus der Dampfpfeife herübertönenden Grüße etwas länger über dem czechischen Städchen zu verweilen.

Am Rathhause, das auf dem Ringplatze die hervorragendste Stelle einnimmt, war ein weißes Papier befestigt, welches die unleserliche Unterschrift des Bürgermeisters trug und folgendermaßen lautete:

„Ehe-Aufgebot."

„Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß Herr Jonathan Falk, gebürtig von hier, Fabrikant, wohnhaft hier, und die Jungfrau Maria Dorothea Lang, gebürtig aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen, Weberstochter, eine Ehe unter sich zu schließen beabsichtigen."

„Jedermann, dem ein gesetzliches Hinderniß dieser Ehe bekannt ist, wird aufgefordert, dasselbe innerhalb des dreiwöchentlichen Aufgebotstermins, d. i. bis zum 25. August d. J., bei dem unterzeichneten Bürgermeisteramte, welches zur Eheschließung berufen ist, anzuzeigen."

Dieser 25. August des laufenden Jahres war eben heran-

gekommen, und auf dem Rathhause war kein „gesetzlicher Einspruch" erhoben worden. Denn oben in seiner Amtsstube ging der Bürgermeister des Städtchens um die neunte Vormittagsstunde in großer Bewegung auf und nieder. Es war das erstemal in seinem Leben, daß ihm die Erfüllung eines solchen Aktes oblag, und schon darum hatte er sich vom Kopf bis zum Fuße in ein feierliches Schwarz gehüllt und in das oberste Knopfloch seines Frackes ein rothes Bändchen befestigt, an welchem ein goldenes Kreuz hing. Denn er hatte schon oft gelesen, daß der Bürgermeister der großen Reichshauptstadt bei ähnlichen Gelegenheiten im vollen Glanze seiner Amtswürde, geschmückt mit allen seinen Orden, erschien, weil dies, wie er mit Recht annahm, dem Vollstrecker des Gesetzes in den Augen der betheiligten Personen ein besonders überwältigendes Ansehen verlieh.

Das rothe Bändchen glänzte so prächtig und der schwarze Frack warf einen solch' festlichen Schimmer von sich; aber die Miene des Bürgermeisters blieb tief bewölkt!

War es die Aufregung des bevorstehenden Augenblicks? war es vielleicht der Unwille, daß er sich wegen „solcher Leute" aus seiner gewohnten Amtsruhe hatte reißen müssen, um seiner an und für sich nicht unbedenklichen Verdrießlichkeit einen gradezu gefährlichen Charakter zu verleihen?

Als die neunte Stunde verklungen war, riß er die Thüre des Vorzimmers, worin sein Kanzlist saß, mit einer seinem Range wenig entsprechenden Raschheit auf und fragte hinaus:

„Sind die Leute mit ihren Zeugen bereits versammelt?"

„Sie sind noch nicht da, Herr Bürgermeister!" lautete die Antwort: „aber unten auf dem Platze stehn eine Menge Leute, die dem Spektakel zuschauen wollen."

Der Bürgermeister trat wieder in seine Amtsstube zurück.

Nach einer Viertelstunde richtete er an den Kanzlisten die nämliche Frage.

„Nein," lautete die Antwort, „sie sind noch nicht da, aber vor etwa fünf Minuten ist der Herr Kaplan über den Platz gegangen und hat mit einigen der Leute gesprochen. Es scheint da unten sich etwas vorzubereiten, Herr Bürgermeister," fügte der Kanzlist mit einem lauernden Seitenblicke auf seinen Vorgesetzten hinzu.

Es schlug die zehnte Stunde.

Hochgeröthеten Gesichts, so daß das kleine Bändchen im Knopfloche dagegen zu einer höchst verächtlichen Bläſſe zusammensank, öffnete der Bürgermeister die Thüre seiner Stube.

„Kann der Akt beginnen?" fragte er.

Der Kanzlist schüttelte aber demüthig das Haupt.

„Es ist ein unerhörter Skandal," sagte er, indem er sich auf sein Pult niederbückte, „wie man es wagen kann, den gestrengen Herrn Bürgermeister warten zu lassen. Es ist gradezu eine Beleidigung des Vaterlandes, und wenn der Herr Bürgermeister es gestattet, will ich davon in unserer „Volkszeitung" eine Erwähnung thun."

Das schien denn doch nicht nach dem Sinne des Bürgermeisters; der „Vertreter des Gesetzes" durfte zu einem solchen Auskunftsmittel nicht greifen.

In demselben Augenblicke ersparte ihm aber die Dazwischenkunft eines Dritten eine wahrscheinlich kräftige Zurechtweisung des kühnen Kanzlisten.

Der Gemeindediener war hereingetreten und hatte dem Herrn Bürgermeister einen Brief überbracht.

In dem Briefe standen nur wenige Worte und wenige Zeilen.

Jonathan Falk meldete ergebenst: „Eingetretener Hinder-

nisse wegen könne seine Verheirathung mit der Jungfrau Maria Dorothea Lang, aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen gebürtig nicht stattfinden."

Ein dunkler Fluch, der aus den tiefsten Schlünden der Hölle geholt schien, rollte über die dünn gekniffenen Lippen des Kanzlisten.

„Und für solche Leute, die noch dazu als „Fremde" am Marke des Landes zehren, macht man Gesetze, und gibt Freiheit und Rechte!" zischte er boshaft. „Die uralt heilige Krone des Landes muß in den Staub und Schmutz geschleift werden, denn so wollen es die Leute, wie dieser „Herr" Jonathan Falk. Sie sind unser Herrscher! Was sie wollen, das geschieht."

Der Bürgermeister setzte aber statt der erwarteten grimmigen Aufregung ein ruhiges Lächeln entgegen.

„Mir kommt die Sache ebenso vor," sagte er bedächtig, indem er sich langsam in die offen gebliebene Thüre seiner Amtsstube zurückzog, „aber sie hat doch ihr Gutes! „Eingetretener Hindernisse" wegen brauchen wir nicht Handlanger der Gesetzesfabrik zu sein, die der Wiener Reichsrath so schwunghaft betreibt. Der Herr Kaplan ist dadurch freilich um eine saftige Sonntagspredigt schmählich betrogen worden." —

Der du diese und die nachfolgenden Blätter lesen wirst! Willst du dich für eine kurze Zeit in die dämmerigen Tage deiner Kindheit zurückdenken? Es ward Abend, Schlafenszeit nicht mehr ferne! Du saßest an ein weiches Knie gelehnt, auf einem niederen Schemel, den Du mit deinen schwachen Kinderhänden selber herbeigetragen hattest und nun ergoß sich über deine halbwachen Ohren und über deine schlummermüden Augenwimpern die süße Fluth eines jener Märchen, das deiner

Seele noch jetzt mit allen Schauern des frisch Empfangenen innewohnt.

Weißt du, warum dein schlafbefangenes Auge sich gewaltsam offen hielt? Warum dein Ohr trotz aller Lockungen dennoch hören mußte?

Weil du schon damals traumhaft begriffest, daß diese Märchen nichts sind, als das uralte Lied von der ungezügelten Sehnsucht der Menschheit nach einem Glücke, das niemals bestanden! und daß die bösen Geister, die darin vorkommen, nichts sind als „eingetretene Hindernisse," die grade dann ihr Spiel zu treiben anfangen, wenn es gilt, eine arme Blüthe am Baume der Menschheit, die sich auf ihr Erwachen so innig gefreut hatte, im Keime zu zerstören!

Ich will die Geschichte zweier Herzen erzählen, die sich „eingetretener Hindernisse" wegen am 25. August des verflossenen Jahres auf dem Rathhause des böhmischen Städtchens nicht finden konnten.

I.

Das Tauschkind.

„Warum läßt man das Kind den ganzen Tag weinen?"

„Wer kann dafür, wenn es zur Mutterbrust zurück will?"

„Es ist ein so schönes Kind!"

„Man soll ihm die Ruthe zeigen, dann wird es schon wissen, warum es weint."

„Es ist ein deutsches Kind."

„Man hätte es lieber zu Hause bei seinem Mütterchen lassen sollen."

„Ob auch mein Kind so weinen wird, wenn man es in die Fremde schickt?"

„Böhmische Kinder sind in der ganzen Welt zu finden."

„Wo nur das Kind das viele Weinen hernimmt? Es ist wirklich ein deutsches Kind."

Das war vor der Schmiede, die vorne am Ringplatze unweit des Rathhauses steht, wo diese und jene Ausrufe vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein in allen Tonarten des Mitleids, der Verwunderung, aber auch harter Verdammung fielen.

Dort auf einer Bank unter dem Vordache saß ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, den Oberleib und den größten Theil des Kopfes in ein dickes Wolltuch gehüllt, so daß man von dem Gesichte wenig mehr erblickte, als einige blonde Flechten, die wie ungesponnener Flachs aussahen und darüber hinweg fielen, und weinte bitterlich vor sich hin.

Den Schmied, der ein vielbeschäftigter Mann war, schien das im Grunde nur wenig zu bekümmern. Wenn man die wuchtige Gestalt sah, wie sie bald am Blasebalge, bald am Amboß hantirte, und immer so gewaltig, als wenn es sich nicht um ein zerbrochenes Wagenrad handelte, sondern darum, einen Reif um die ganze Welt herumzuschweißen, so war es klar, daß ihm das Weinen eines so kleinen Mädchens gar nicht nahe treten konnte. Dazu war er auch ein schweigsamer Mann und hatte auf alle die vielen Fragen und Ausrufe, die man an ihn richtete, nur ein nachlässiges Achselzucken zur Antwort. Ihm, der ohne Mithilfe seiner zwei Gesellen das störrigste Pferd niederzwang, damit es sich ein neues Hufeisen gefallen lasse — was konnte es ihm anhaben, daß er ein weinendes kleines Mädchen in seiner Nähe wußte?

Es läutete Mittag; der Schmied wurde zum Essen ge-

rufen. Er schleuderte den Hammer von sich und trat zu der Bank hin, auf der das fremde Kind saß.

„Mädchen,“ sagte er, indem er sie mit der rußgeschwärzten Hand ganz gegen seine Gewohnheit fast zart berührte, „komm zum Essen. Es ist ja eine wahre Schande, wie du dich bei uns abweinst, und dabei verhungerst du, was wieder für uns eine Schande ist.“

Das Kind sah aber nicht auf und schüttelte leise den Kopf. —

Der Schmied ging darauf ins Haus hinein.

Nach einer Weile kam die Schmiedin, einen Teller dampfender Suppe vor sich haltend, heraus. Sie stellte das Schüsselchen auf die Bank neben das Kind.

„Es geschieht das nur heute, daß ich dir nachgebe,“ sagte sie rauh; „vielleicht macht es mein Knabe bei Euch auch nicht anders. Iß und höre einmal zu weinen auf.“

Das Kind rührte sich aber nicht von der Stelle, nur daß sich sein Schluchzen noch verstärkte.

„Was werden wir mit dem Kinde anfangen, Jaroslaw?“ sagte drin in der Stube die Frau des Schmiedes. „Es stirbt uns ja unter den Händen weg.“

„Man stirbt nicht so leicht,“ bemerkte der Schmied gleichgiltig, „und wenn man ihr gute Zureden giebt, wird sie sich allmälig schon hineinfinden.“

„Ich habe sie doch nicht geschlagen,“ rief die Schmiedin eifrig, „ich werde doch kein fremdes Kind schlagen!“

„Red' ihr nur gut zu,“ sagte der Schmied.

Die Frau hatte sich wieder zu Tische gesetzt, sie aß aber nichts; mit starren Augen sah sie zum Fenster hinaus, als weilte ihr Geist weitab in der Ferne bei einem Gegenstande,

der ihren leiblichen Sinnen in diesem Augenblicke unzugänglich war.

„Ob er grade jetzt auch so hungert und weint?" quoll es über ihre Lippen. „Wer das wissen könnte?"

Das hatte, so leise die Schmiedin diese Worte auch gesprochen, am untersten Ende des Tisches dennoch der Geselle gehört, dem es gestattet war, zuweilen auch seine Meinung zur Geltung zu bringen.

„Frau," sagte er roh lachend, „es ist ein Sprichwort bei uns: Böhmisches Kind, gedeiht in Regen und Wind."

Die Schmiedin entgegnete nichts auf diesen ihr wahrscheinlich nur wenig zusagenden Trost des Gesellen.

„Frau," meinte darauf der Schmied selbst, und jedes seiner Worte schien, wie ein Wasserkübel aus dem Brunnen, der tiefsten und abgelegensten Stelle seines sonst schweigsamen Wesens sich zu entwinden, „Frau, wenn ich es recht bedenke, so kann das fremde Kind da draußen eigentlich nicht anders geartet sein, als es ist. Es versteht ja unsere Sprache noch gar nicht, und wenn man ihm schmeichelt und gut zuredet, so meint es vielleicht, daß man ihm droht und es schlagen will! Wenn die Menschen Eine Sprache reden könnten, so wäre das freilich anders. Aber gestern hat das fremde Kind sein „Vaterunser" noch deutsch gebetet, und seine Mutter hat mit ihm deutsch geredet, und alle Leute, selbst der Hund in der Gasse und die Katze auf dem Hofe, haben das Deutsche verstanden. Wie kann man also verlangen, daß das fremde Kind sich sogleich bei uns wie zu Hause betrachten soll? So ist denn meine Meinung, daß es unserm Sohne dort, wo wir ihn für das Mädchen ausgetauscht haben, auch nicht besser wird ergangen sein. Ein Kind ist wie das andere."

Die Schmiedin hatte die Augen wieder in die unsichtbare

Ferne gerichtet und so überhörte sie vielleicht, wie ihr Mann, gleichsam in sich selbst hineinredend, in seinen Betrachtungen fortfuhr. Er hatte in seiner Redeweise etwas Gemessenes, daß es fast klang, wie das Fallen seines Hammers auf den Amboß. Wenn ihn ein Deutscher hörte, mußte er ihn trotz der Unverständlichkeit seines Idioms mit einem Gefühl von Ehrerbietung anhören.

„Noch bin ich kein alter Mann," sagte er, „und doch kommt es mir zuweilen vor, als ob auf meinem Kopfe eisgraue Haare wüchsen! Die Menschen haben sich verändert, daß man sie kaum wieder erkennt. Zu meiner Zeit, das ist vor zwanzig und einigen Jahren, ist solch ein Tauschkind, ob es ein deutsches Kind war oder ein czechisches, gar nicht so ungern in die Fremde gezogen. Es hat nämlich gewußt, wo es immer ist, da ist es zu Hause. Das deutsche Kind hat ohne Widerwillen Böhmisch und das böhmische Deutsch gelernt. Seitdem ist das ganz anders geworden. Denn Einem aus der Hölle muß das nicht gefallen haben, weil er meinte, daß der frühere Zustand kein guter war. Seitdem weint so ein Tauschkind, wenn es in die Fremde muß . . ."

Die Schmiedin starrte noch immer mit überquellenden Augen in die weite unsichtbare Ferne. Der Geselle aber rief mit zorniger Geberde, indem er den vor ihm stehenden Bierkrug mit der Faust umkrallte, daß der Schaum umherspritzte:

„Ein czechisches Kind weiß schon, warum es weint! Was braucht es Deutsch zu lernen? Sie haben mich auch dazu zwingen wollen, aber ich habe mich dagegen gewehrt und habe um mich gebissen wie ein toll gewordener Hund! Da haben sie mich laufen lassen. Und so muß es ein jedes czechisches Kind machen. Nur keine Tauschkinder! Des Teufels Großmutter hat die Tauschkinder erfunden."

Man sah es dem Schmied an, daß eine mächtige Bewegung in ihm zum Ausbruch drängte; dennoch sagte er nach einer Weile gemessen, wie seine Rede stets war:

„Jan Swatek, du redest wie ein Narr, der nicht weiß, wie es um Volk und Land bei uns steht. Weil du eine starke Faust hast, meinst du — und die Leute deines Schlages reden dir das ein und du glaubst ihnen, als stünde es im heiligen Evangelium, — auch unser Land und Volk hat eine starke Faust uud kann damit herumwettern und in den Boden hineinschlagen, was ihm in den Wurf kommt. — Ich sage dir aber, Jan Swatek: es wird eine Zeit kommen, da wirst du blutige Thränen weinen, weil du als Tauschkind den Deutschen davongelaufen bist und es wäre besser für dich gewesen, du wärest ein Tauschkind geblieben."

Hierauf stand er auf; die Mahlzeit war zu Ende und er ging wieder in die Werkstätte zu seiner Arbeit.

Unberührt stand das Schüsselchen auf der Bank. Das Mädchen weinte noch immer.

Setzen wir uns an die Seite dieser Kindesseele. Vielleicht gelingt es uns, den Schleier zu lüften, der jetzt noch so dicht und unnahbar wie das dicke Tuch über den blonden Flechten, darüber liegt, daß wir fast Scheu tragen, fast wie eine Sünde, begangen an etwas Heiligem, es betrachten, ihn hinwegzuziehen.

Sie hatten sich einander auf einem Markte im Wirthshause zusammengefunden, der deutsche Webermeister Johann Christian Lang aus Holzendorf und der czechische Schmied Jaroslaw Patek aus unserem Städtchen. Und wie sie einander näher rückten, offenbarte es sich ihnen plötzlich, daß sie sich schon einmal gesehen haben mußten irgendwo im Leben und bei irgend einer Gelegenheit und an irgend einem Orte; aber Keiner

von Beiden wußte anzugeben, wo und wann. Bis es ihnen mit einemmale und fast in demselben Augenblicke einfiel, daß es während ihrer Wanderschaft war, draußen im „Reich,“ mitten in einem finstern Walde, den sie Beide gemeinschaftlich durchschritten; wie sie sich an den Thoren des nächsten Städtchens von einander trennten, der Eine zu dieser, der Andere zu jener Herberge seine Schritte lenkend. Und wie sie sich so um die Geschehnisse ihres Lebens gegenseitig ausfragten (es war darin nichts als Arbeit und schwere Mühe und nur ganz zuletzt etwas von Erfolg zu lesen, der darin bestand, daß sie es Beide zu einem schuldenfreien Gewerbe und Hause und zu einigen „Strich“ grünen Ackers gebracht hatten), fanden sie es gut, über die Seelen ihrer Kinder zu verfügen. Der deutsche Webermeister hatte eine Tochter, der czechische Schmied hatte dagegen einen Sohn in gleichem Alter, und ehe noch ihr Trunk warm geworden, hatten sie sich geeinigt, daß sie die Kinder umtauschen wollten.

Der Sohn des Slaven sollte im Hause des Holzendorfer Webermeisters Deutsch lernen, dagegen gab Jaroslaw Patek, der Schmied, die feierliche Zusage, das Kind des Deutschen solle in seinem Hause nichts als Böhmisch, womit er Czechisch meinte, zu hören bekommen.

Es war hier etwas geschehen, was in dem sprachlich wie mit der Schneide eines Messers scharf geschiedenen Lande seit unvordenklicher Zeit sich regelmäßig wiederholte. Die Menschen haben, was man dagegen immerhin sagen kann, den Drang, das sie scheidende wieder auszufüllen und Brücken und Stege aufzusuchen, die sie mit einander verbinden. So gingen denn die Männer von dannen, ruhig und gelassen, aber auch ahnungslos, daß sie mit plumpen Füßen in eine grünende Saat getreten waren.

Nach vier Wochen brachte der Webermeister auf einem Wägelchen „sein Mädchen“ in das Haus des Schmiedes, worauf er nach kurzem Aufenthalte mit dem kleinen Pawel, seinem Tauschkinde, in die Heimath abfuhr. Es war merkwürdig, daß beide Kinder beim Abschiede sich nicht ungeberdig zeigten; es war, als ob die Nähe der heimischen Klänge, so lange noch ein entfernter Laut an ihr Ohr schlug, den kindischen Trotz und das kindische Bangen in ihnen festgebannt hätten.

Das änderte sich jedoch mit der Schnelligkeit des Gedankens, sobald das Wägelchen auf der Landstraße verschwunden war.

Auf der Bank unter dem Vordache der Schmiede sitzt ein weinendes Kind und der Schmied und seine Gesellen fahren in ihrem Tagewerk fort und sollen dabei allen Leuten Bescheid geben, die nicht müde werden, zu fragen, warum denn das fremde Kind noch immer weine.

Jaroslaw Patek, der czechische Schmied, allein ahnte es in seinem einfachen Gemüthe, was in der Seele seines Tauschkindes vorging. Maria Dorothea Lang, die Tochter des deutschen Webers aus Holzendorf in Böhmen . . fürchtete sich vor den slavischen Lauten . . .

Die Sonne war bereits tief herabgesunken und auf dem Ambosse des Schmiedes nahm das geglühte Eisen, dem der Hammer die neue Form gab, tiefere und röthere Farben an. Draußen vor dem Vordache harrte, von Gesellen gehalten, ein Roß, dem auf der Straße die Hufbekleidung verloren gegangen war; es mußte schnell bedient werden, und nun sprangen die glänzenden und zischenden Funken, „Hammerschlag“ genannt, so eilfertig umher, daß mancher von ihnen hart vor den Füßen des fremden Kindes niederfiel. Trotzdem verharrte es in seinem

Zustande und blieb gefühllos für die neckischen Geister, die es so gerne aufgeheitert hätten.

Um dieselbe Zeit wurden unten in der Gasse, die eigentlich nur eine verengte Fortsetzung des Ringplatzes bildet, drei kurze, wie von einem hölzernen Klöppel an den Hausthüren hervorgebrachte Schläge hörbar, das bekannte Zeichen, daß dort die Leute zum Abendgebete der Synagoge gerufen wurden.

Das Kind richtete den Kopf auf.

Hastigen Schrittes kam ein junger hochaufgeschossener Mann an der Schmiede vorüber; er blieb bei dem Vordache stehen.

„Weint das Kind noch immer, Meister Patek?" fragte er mit einer Stimme, die voll weichen Wohlklangs tönte.

Der Schmied hielt in seiner Arbeit inne und lüftete ein wenig die Mütze.

„Es ist nicht zu stillen, Herr Jonathan," sagte er, auf die verhüllte Gestalt deutend, die das Bänkchen einnahm, „und es ist das merkwürdigste Tauschkind, das mir im Leben noch vorgekommen ist. Es kann sich an unsere Sprache nicht gewöhnen."

„Wirklich?" tönte es nachdenklich von den Lippen des jungen Mannes.

Er war zu der Bank getreten und berührte mit leiser Hand den Kopf des fremden Kindes. Dadurch hatte sich das Tuch, in welches es gehüllt war, verschoben und ein trotzig wildes Gesicht mit verweinten Augen, die flachsblonden Haare in verwirrten Flechten an den Schläfen herabhängend, blickte ihn an. Er hätte nicht sagen können, warum ihn dieses Kindergesicht fast erschreckte.

„Bist du noch nicht müde, Kind?" fragte er.

Er hatte diese Worte deutsch gesprochen. Seine Hand lag noch immer auf dem blonden Kopfe des Mädchens; er

fühlte aber, wie eine krampfhafte Zuckung durch dessen Körper ging.

„Nein,“ sagte das Kind, die Augen fest, voll widerspenstigen Trotzes auf ihn gerichtet.

Nach einer Weile fragte Jonathan weiter:

„Wie heißest du, Kind?“

„Maria Dorothea Lang,“ gab sie zur Antwort in jener trockenen Weise, wie sie den Kindern der Schule eigenthümlich ist, wenn auf eine bestimmte Frage eine schon im Voraus eingelernte Antwort in Bereitschaft steht.

Jonathan hielt inne: das Wesen des Kindes hatte etwas unsagbar Bewältigendes für ihn, so daß er erst auf eine Fortsetzung seines Gesprächs sich besinnen mußte.

„Möchtest du mit einem Kinde spielen?“ fragte er nach einer geraumen Weile. „Möchtest du zu einem Kinde mit mir gehen und mit ihm spielen, Dorothea?“

„Ich heiße Maria Dorothea,“ sagte das Mädchen mit einer fast befremdenden Schärfe des Ausdrucks.

„Ich will dich aber nur bei deinem zweiten Namen nennen,“ sagte Jonathan nachdrücklich.

Das Mädchen blickte den Mann, der so bestimmt seinen Willen geltend zu machen wußte, fast tückisch an; dann aber glättete sich seine Miene und es sagte:

„Was ist es für ein Kind?“

Jonathan lächelte leise vor sich hin; es mochte ihm einige Mühe kosten, dieser Frage gegenüber seinen vollen Ernst zu bewahren.

„Es ist mein Kind,“ sagte er, „und es ist ein schöner Knabe.“

„Dann gehe ich mit dir,“ meinte das Mädchen und stand auf, indem es die Hand Jonathan's erfaßte.

Jonathan wendete sich an den Schmied, der während dieses Zwiegesprächs in seiner Hantirung innegehalten hatte.

„Wie wäre es, Meister Patek,“ sagte er, „wenn ich das Kind vielleicht nur auf diese eine Nacht zu mir nähme? Es könnte da mit meinem Kinde spielen und wird sich vielleicht, weil wir mit ihm deutsch reden, dann um so leichter in Euer Haus zurückfinden. Ihr wißt ja, wie die Kinder sind; man muß ihnen das, was ihnen im ersten Augenblicke Furcht einflößt, langsam angewöhnen. Ihr könnt dann, wann Ihr wollt, Euer Tauschkind zurückholen; es verschwindet nicht aus Eueren Augen, wenn ich es bei mir habe.“

Der Schmied überlegte eine ziemlich lange Weile.

„Nehmen Sie es nur mit,“ sagte er dann, bedächtig jedes seiner Worte abwägend, „und auch mein Weib wird nichts dagegen haben. Da sie ein Weib ist, so denkt sie in diesem Augenblicke vielleicht daran, ob sich für unseren Pawel heute auch so Einer gefunden hat, wie Sie, Herr Jonathan. Er ist doch auch in der Fremde.“

Dann nahm er, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, den gewaltigen Hammer und hieb damit, ohne daß er ein Eisen zu formen hatte, auf den Amboß. Seine Brust arbeitete mächtig und die Stirnadern waren zum Bersten geschwollen. Es war offenbar, daß eine gewaltsam gehemmte Bewegung ihrem Durchbruche zudrängte.

Er ließ den Hammer jedoch wieder sinken und sagte, ohne daß es ihm gelungen war, eine gewisse Bitterkeit zu unterdrücken:

„Nehmen Sie das Kind nur mit sich, Herr Jonathan! Und das sage ich im voraus und bin bereit, es aufs Evangelium zu beschwören: Nimmermehr wird sich das Kind hier an unsere Sprache gewöhnen. Gegen so ein Kind, ein schwaches

deutsches Mädchen, wenn es nicht böhmisch lernen will, richtet die stärkste Gewalt nichts aus! Es ist Alles umsonst! Das sagt Jaroslaw Patek, der Schmied, voraus . . . und nun nehmen Sie das Kind mit sich, Herr Jonathan! . . ."

Der Schmied hatte sich bei den letzten Worten abgewendet, seine letzten Worte klangen so eigenthümlich weich.

So stand er da, von der Gluth des aus der Werkstätte herausströmenden Herdfeuers beleuchtet, daß es Jonathan Falk bedünken mochte, er sehe in diesem Manne einen jener Propheten seines eigenen Volkes vor sich, wie er sie, düstere Zukunftssprüche gleich geheimnißvoll von Blitzen durchleuchteten Donnerschlägen aussprechend, aus den Büchern der heiligen Schrift kannte.

War Jaroslaw Patek ein czechischer Prophet? Beging er nicht ein Unrecht an ihm, wenn er ihm das fremde Kind aus dem Hause nahm? Welches Recht besaß er, dem Schmiede diese Kränkung anzuthun? . . .

Schon zuckte seine Hand in der des Kindes, als wollte er es loslassen. Aber Maria Dorothea war stärker als er; unaufhaltsam zog sie ihn mit sich fort, bis er vor seinem Hause stand.

Dort jenes breite und stattliche Haus, das nicht weniger als acht Fenster in der Breite hat, ist Jonathan Falk's eigenes Haus. Es hat früher nicht ihm gehört, sein Vater hatte es, als die Besitzfähigkeit der Leute in der „Gasse" erklärt ward, von der früheren „Herrschaft" käuflich an sich gebracht, und daß es die Amtswohnung des ehemaligen „Rentmeisters" gewesen war, merkt man ihm sogleich an; denn solche Gebäude behaupten mit einer gewissen Zähigkeit ihr Recht des Bestandes und lassen sich trotz Tünche und Maurer nicht so leicht etwas von ihrem Ahnenstolze hinwegnehmen.

In der Stadt ist es auch unter der Benennung „die Fabrik“ bekannt, die in den bis an den Fluß reichenden weitläufigen Hintergebäuden betrieben wird.

Als Jonathan mit dem fremden Mädchen die Wohnstube betrat, die im ersten Stockwerke seines Hauses lag, fand er daselbst seine Frau, die in gewählt städtischer Kleidung auf einem Sopha saß. Sie hieß Bella und sah in der beginnenden Abendbeleuchtung mit ihren feinen, blassen Zügen sehr vornehm aus. Zu ihren Füßen lag ein kleiner schwarzhaariger Knabe, der etwa drei Jahre zählen mochte.

„Wen bringst du da, Jonathan?“ rief die blasse Frau verwundert.

„Es ist das Tauschkind von Jaroslaw Patek, dem Schmied,“ sagte Jonathan, „und weil es sich vor dem Böhmischen noch fürchtet, habe ich es mit mir genommen, damit es mit unserem Bernhard spiele.“

In kurzen Worten berichtete er sodann, wie er das Kind gefunden, und wie ihn der Gedanke nicht habe ruhen lassen, daß das fremde Kind weinend und von aller Welt verlassen, „mutterseelenallein“ die erste Nacht beim Schmied verbringen solle.

„Wird es „ihnen“ aber auch recht sein, wenn du das fremde Kind bei dir aufnimmst?“ bemerkte die junge Frau mit scharfer Betonung, wobei ein fremdartiger Zug an den Lippen herum vorzugsweise mitspielte.

„Will ich denn das Kind behalten?“ meinte Jonathan. „Wenn es ruhig geworden ist, stelle ich es wieder zurück.“

Bella schüttelte zu diesen Worten den Kopf, als läge in der einfachen Handlungsweise ihres Mannes etwas, was sie nicht begriff.

„Du wirst sehen," sagte sie, „man wird dir das nachtragen."

„Wer?" fragte Jonathan.

„Weiß ich?" meinte Bella.

Sie rief dann das Mädchen zu sich, um es in der Nähe besser zu besehen; denn sie war kurzsichtig, was ihr, beiläufig bemerkt, bei den Leuten in der „Gasse," die es lieben, die Wirkungen eines rein körperlichen Gebrechens als die eines sittlichen anzusehen, den Ruf einer „stolzen Frau" eingebracht hatte. Aber merkwürdiger Weise blieb das Mädchen auf der Schwelle der Thüre stehen und trotz wiederholter Aufforderung leistete es nicht Folge.

„Du siehst, das Kind will auch bei uns nicht bleiben," rief Bella ihrem Manne zu, „du wirst es zurückgeben müssen."

„Heute nicht," sagte dieser sehr ernst. Dann zu dem Kinde gewendet meinte er:

„Dorothea, willst du nicht mit meinem kleinen Bernhard spielen?"

Das Mädchen blickte mit seinen scheuen, großen Augen zu Jonathan auf.

Dann schritt es langsam bis in die Mitte der Stube und blieb vor dem kleinen Bernhard stehen. Das währte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick. Plötzlich, wie von einem unbezwinglichen Gedanken erfaßt, warf es sich vor dem Knaben auf die Knie. In dieser Stellung sah sie dem Knaben lange, lange in die Augen, als wollte sie dessen Seele aus den verborgensten Hüllen befreiend an sich heranziehen, griff dann an seinen Kopf und schob die schwarzen Härchen fort, damit seine Stirne frei werde, und sagte dann:

„Soll ich dir schöne Geschichtchen erzählen, mein schöner Bernhard? Ich weiß viel solcher Geschichtchen!"

Dem Knaben mochte das fremde Angesicht des Mädchens Vertrauen eingeflößt haben; er nickte zum Zeichen der Bejahung blos mit dem Kopfe. Wenn er seinen Gefühlen Ausdruck zu geben vermocht hätte, so hätten sie wahrscheinlich dahin gelautet, daß ihm Dorothea ausnehmend gut gefiel.

„So komm! geh mit mir auf die Gasse oder in den Garten, mein schöner Bernhard," sagte sie hastig und griff nach dem Knaben, um ihm aufzuhelfen.

Der kleine Bernhard deutete mit dem Finger nach seinem Munde; dann aber, als genügte ihm das nicht hinlänglich, um eine längst bekannte Thatsache auch bei einem Fremden für bekannt vorauszusetzen, kam über seine Lippen ein mißlautendes Lallen, dem es an jeder Wortgliederung fehlte. Maria Dorothea begriff aber schnell, um was es sich handelte.

„Mein schöner Bernhard," rief sie und wiederholte diesen Ruf mehrmals hintereinander. Der ganze Jammer ihrer Seele über das Mißgeschick des Knaben drückte sich in diesen wenigen Worten aus. Sie schien es nicht fassen zu können und als einen ungeheuern Eingriff in die Rechte der Kinderwelt zu betrachten, daß dieser kleine Knabe sprach- und wortlos vor ihr saß, während der graue Sperling draußen vor den Fenstern geschwätzig pfeifend seinem Futter nachging.

Dann faßte sie den Kopf des Kindes mit beiden Händen an und drückte ihn an sich, so daß ihre eigenen flachsblonden Flechten über ihn hinwegfielen. Jonathan und seine Frau sahen dem Schauspiele, wie es sich vor ihren Augen entwickelte, sprachlos aber in tiefer Bewegung zu.

„Du kannst also nicht sprechen, mein schöner Bernhard?" begann sie wieder, und ein schmerzlicher Klagelaut durchzitterte alle ihre Worte, „Wenn du etwas begehrst, wie machst du das den Leuten bemerklich? Mein schöner Bernhard, mein schöner

Bernhard! Wenn du auf die Gasse willst oder in den Garten, da kannst du nicht, wie du gerne möchtest .. sie verstehen dich ja nicht! Und die anderen Knaben, die spielen da unten und laufen dem Drachen nach, wie er sich hoch, hoch bis zum blauen Himmel erhebt, und sie beachten dich nicht! Mein schöner, schöner Bernhard! da werde ich ja für dich sprechen müssen!"

Dieser letzte Gedanke schien in dem Kopfe des Mädchens eine ganze Reihe neuer Vorstellungen zu erwecken. Sie hielt mit einem Male inne, dann sagte sie hastig:

„Kannst du schon beten, mein kleiner Bernhard?"

Der kleine Bernhard nickte mit dem Kopfe.

„Dann sag es mir vor!" rief sie vergessend.

„Mädchen!" sagte die junge Frau stockend, „du siehst ja, er kann dir nicht antworten."

„Glaub du deswegen ja nicht, Dorothea!" fiel Jonathan eifrig ein, „daß unser Kind nicht betet. Bernhard hat sein Morgen- und sein Abendgebet, nur daß es ihm vorgesagt wird. Wie er in sein Bett am Abende gebracht wird, sagt man ihm folgenden Spruch vor:

„Zu meiner Rechten steht Raphael,

Zu meiner Linken steht Michael,

Hinter mir steht Uriel und über meinem Haupte ist die Herrlichkeit Gottes."

Das hatte Jonathan in jener Sprache vorgebracht, die seit Jahrtausenden den betenden Lippen seines Volkes dient.

„Das ist nichts!" sagte das Mädchen, nachdem es eine geraume Weile dem Widerhalle dieser fremdartigen Laute gelauscht hatte. „Das ist nichts!" wiederholte sie, und eine große Enttäuschung war auf ihrem Antlitze sichtbar. „Das verstehe ich nicht, und da kann ich dir auch nicht helfen, mein schöner Bernhard!"

Nach einer Weile, während welcher sich ihre Stirn von einer nachdenklichen Falte beschattet zeigte, sagte sie in großer Erregtheit:

„Das Alles kann dir nicht helfen, mein schöner Bernhard! Das kann gut sein für tausend andere Sachen, aber damit du deine Lippen aufthust und sprichst wie andere Kinder sprechen, dazu hilft es dir nicht. Ich will dir etwas sagen."

Sie hatte den Kopf des Knaben wieder an sich gedrückt; ihre Stimme war fast zu einem leisen Flüstern herabgedämpft, als sie geheimnißvoll zu reden begann.

„Es ist das eine Geschichte, die ich dir erzählen will, mein schöner Bernhard. In Urschendorf, was nicht weit von Holzendorf liegt, wo ich zu Hause bin, da ist eine große, große Kirche, so groß, daß ich es dir nicht beschreiben kann. Ich bin einmal mit meiner Mutter dort gewesen, und da hängt vor dem Altar ein großes Bild der heiligen Mutter Gottes. Sie hat ein blaues Kleid an und auf dem Kopfe eine goldene Krone, die glänzt und funkelt, daß man sich die Augen zuhalten muß. Zu der heiligen Mutter Gottes in Urschendorf, was nicht weit von Holzendorf liegt, wo ich zu Hause bin, kommen alle kranken Leute aus der ganzen, ganzen Welt, und wenn sie zu ihr beten: „Heilige Mutter von Urschendorf, die du bist gebenedeit, so morgen wie heut', und für alle Zeit! Heilige Mutter Gottes von Urschendorf! So hilf auch mir oder meinem Kinde von seinem Leid!" dann wird ihnen geholfen. Dann steht so ein Kind, was früher blind war, auf und kann sehen, wie die anderen Menschen, und ein anderes, das auf Krücken gekommen ist und ein Krüppel war, wirft mit einem Male seine Krücken auf den Boden und kann aufrecht stehen und kann gehen, und ein Kind, das bis dahin stumm war, kann mit einem Male sprechen. Hörst du aber gut zu, mein schöner Bernhard?"

Der Knabe lag lautlos an Maria Dorothea gelehnt.

„Zur heiligen Mutter Gottes von Urschendorf werde ich dich tragen," flüsterte sie nach einer kleinen Unterbrechung weiter, „und die wird dich wieder gesund machen und dein Vater wird eine Zunge aus Silber anfertigen lassen; die werden wir zu den anderen silbernen Herzen und Füßen und Händen legen, die man der heiligen Mutter von Urschendorf zum Geschenke mitbringt. Und wenn dann die anderen Knaben einem Drachen nachlaufen, der sich in den Himmel hinein erhebt, da wird mein schöner Bernhard unter ihnen sein und mit ihnen laut schwätzen, schreien und jauchzen. Hast du aber auch gut zugehört?"

Der Knabe sah sie mit verständnißinnigen Blicken an und lächelte.

Warum fühlte Jonathan Falk in diesem Augenblicke den Drang in sich, dem Zwiegespräche der Kinder ein Ende zu machen? Welcher unruhvolle Gedanke rüttelte und schüttelte an seiner Seele, daß er es fast bereute, das fremde Mädchen in sein Haus aufgenommen zu haben?

„Dorothea," rief er, „laß jetzt den Knaben. Es ist seine Schlafenszeit gekommen."

Dann rief er, herrisch und strenge, gegen seine sonstige Gewohnheit, um die Magd und befahl ihr, das Kind zu Bette zu bringen. Auch Dorothea solle schlafen gehen; die Magd möge ihr an ihrer Seite ein Nachtlager bereiten.

Als die Kinder sich entfernt hatten, entstand in der Wohnstube eine minutenlange Stille.

Jonathan stand am Fenster und starrte in den verglimmenden Abend hinaus, der sich bereits über den Ringplatz gelegt hatte. Aus der Ferne klangen die Amboßschläge in der Werkstätte Jaroslaw Patek's an sein Ohr. Warum verstärkten

sich diese so bekannten Töne zu brausenden und gewaltigen Stimmen in ihm, die Alles, Alles übertönten?

Endlich sagte Bella, die aufgestanden und hart an die Seite ihres Mannes getreten war:

„Du hast das Mädchen grade im Schönsten unterbrochen, und für Bernhard war die Schlafenszeit, wie du gut weißt, noch nicht gekommen."

„Ich weiß, ich weiß es!" rief Jonathan unbegreiflich heftig.

„Ich möchte das Kind für unseren Bernhard behalten," sagte Bella nach einer Weile, beinahe zögernd, ob sie diesen Wunsch auch aussprechen solle.

„Red mir nicht davon," fiel Jonathan rasch ein, „red mir nicht davon. Was geht das fremde Kind uns eigentlich an? Ich gebe es morgen in aller Frühe wieder seinem Tauschvater zurück."

Bella entgegnete nichts. Sie ging aus dem Zimmer.

Jetzt erst besann sich Jonathan, daß er über dem fremden Kinde vergessen hatte, das Abendgebet in der Synagoge zu besuchen; nun mochte sie längst geschlossen sein. Er stellte sich nun in jene Ecke seiner Stube, die gegen Osten lag; halblaut, fast geflüstert, drangen die uralten Benediktionen über seine Lippen. Nur als er an die Stelle kam: „Heile uns, Gott, und wir sind geheilt; hilf uns, und es ist uns geholfen," da klang seine Stimme voll und laut und mit kräftiger Entschiedenheit richtete sich die Benediktion an ihrem Schlusse an den, „der da heilet die Kranken Israels!" —

So oft Jonathan Falk in der Nacht, die diesem Tage folgte, aufwachte, und es geschah dies öfter, als es sonst vorzukommen pflegte, richtete sich sein erstes Denken auf das fremde Kind, das er vor wenigen Stunden in sein Haus aufgenommen hatte.

Das flachsblonde Haar des Mädchens und die trotzig scheuen Augen kamen ihm nicht aus dem Sinne. Immer mußte er an das geflüsterte Zwiegespräch der Kinder denken; und wie er sich dagegen sträubte und eine „große Narretei" darin erblickte, er konnte eines gewissen nachtönenden Eindruckes nicht ledig werden. Der Entschluß stand in ihm fest, das fremde Kind am anderen Tage dem Schmiede wieder zurückzustellen.

„Sie wird sich zwar die Augen wieder ausweinen," bekämpfte er in sich selbst das aufsteigende Bedenken, „aber giebt es nicht noch mehr Kinder in der Welt, welche weinen? Kann ich mich aller Kinder annehmen? Und dann, was soll mir ein so fremdes Mädchen im Hause? Es bringt nur Unruhe hinein und große Verantwortlichkeit für mich."

Noch mehr befestigte sich dieser Gedanke in ihm, als er, vom Frühgottesdienste der Synagoge zurückgekehrt, in seine Wohnstube trat. Er fand die Kinder schon bei einander; Bernhard saß auf dem Boden, während Maria Dorothea vor ihm auf den Knieen lag und ihm die schwarzen Härchen mit einem Kamme glättete.

„Halt' dich ruhig," hörte er das Mädchen sagen, „mein schöner Bernhard, ich will dich noch schöner machen."

Zwischen den Kindern herrschte, wie Jonathan sah, die trauteste Bekanntschaft, als hätten sie schon lange Jahre mit einander verkehrt.

Nach dem Frühstück rief Jonathan das fremde Mädchen zu sich.

„Dorothea," sagte er, und seine Stimme klang gewissermaßen beklommen, „du wirst dich jetzt hoffentlich ausgeweint haben und nicht mehr so kindisch sein, wie du es gestern gewesen bist . . Dein Vater hat dich hergebracht, damit du bei Jaroslaw Patek, dem Schmiede, Böhmisch lernst. Das ist keine so arge Sache,

wie du wohl glaubst, und du brauchst dir deswegen nicht die Augen auszuweinen. Der Schmied und seine Frau sind gute Leute und sie werden dich gut behandeln. Und was würde dein Vater dazu sagen, wenn du ihm so ungehorsam bist? Daher will ich dich wieder zu deinen Tauscheltern zurückbringen."

„Sie sind nicht meine Tauscheltern!" rief Maria Dorothea mit einer merkwürdigen Bestimmtheit.

„Auf das Wort kommt es nicht an," meinte Jonathan Falk lächelnd; denn seltsam! kindisches Aufbäumen und Entschiedenthun hat für uns große Leute, die so häufig in die Lage kommen, die kräftigsten Aeußerungen unserer Willenskraft auf ein bescheidenes Maß herabstimmen zu müssen, etwas Lustiges und Lachenerregendes. „Auf das Wort, meine kleine Dorothea," wiederholte er, „kommt es nicht an. Dein Vater hat es einmal so bestimmt und ein Kind muß folgen."

Das Mädchen starrte nachdenklich vor sich hin.

„Wenn Ihr mich fortschicken wollt," rief sie mit einem Male, auf den auf dem Boden liegenden Knaben deutend, „so fragt zuerst meinen schönen Bernhard!"

Jonathan Falk versuchte wieder zu lächeln, aber der Ernst seines Gemüthes überquoll in diesem Augenblicke jeden leichtfertigen Gedanken. Noch ehe er ein passendes Wort auf die Aufforderung des fremden Kindes gefunden hatte, rief Bella überlaut:

„Soll Dorothea von dir fortgehen, Bernhard?"

Der Knabe blickte zu dem fremden Mädchen auf, dann verneinte er die Frage seiner Mutter mit einem entschiedenen Kopfschütteln.

„Siehst du?" rief Bella und die Morgensonne beschien auf den Lippen der blassen Frau ein siegesfreudiges Lächeln.

Jonathan Falk war aufgestanden und ging in die Fabrik. Hielt er die ganze Sache als kindisches Spiel abgethan, oder nur für verschoben? Betrachtete sie auch Bella von diesem Gesichtspunkte? Dachte er an das Wehe seines Kindes, wenn er ihm die so rasch liebgewordene Gespielin wieder entführte? Aber weder an diesem, noch an den weiter folgenden Tagen kam Jonathan auf den schon einmal gefaßten Beschluß zurück, das fremde Mädchen seinem Tauschvater zurückzustellen. Da hier nichts mit Gewalt auszurichten war, so dachte er, würde ihm vielleicht mit der Zeit durch sanftes Zureden gelingen, was ihm jetzt — „so schwer ankam."

So ward Maria Dorothea in die Familie Jonathan's aufgenommen; Keiner hätte eigentlich mit Bestimmtheit sagen können, wie es geschehen war. Jonathan hatte zu ihr niemals gesprochen: Bleibe! aber das Mädchen war geblieben. Es war ein eigenthümlich geartetes Verhältniß, das einerseits aus stillschweigender Duldung, andererseits aus dem Trotze eines kindischen Kopfes entsprang.

Nachdem einige Wochen ins Land gegangen waren, fühlte Jonathan denn doch das Bedürfniß in sich, seine durch Dorothea's Verbleiben zu dem deutschen Weber entstandene Beziehung gewissermaßen zu regeln. Er schrieb ihm daher einen Brief, worin er ihm auseinandersetzte, was ihn bewogen habe, seiner Tochter einen zeitweiligen Aufenthalt in seiner Familie zu gewähren. Wolle er, so werde er das Kind wieder an Jaroslaw Patek zurückstellen, womit er jedoch glaube, daß dem Mädchen ein großes Leid geschehen würde; überdies würde sich sein Bernhard darüber außerordentlich kränken, der sich merkwürdig bald an sie gewöhnt habe.

Darauf schrieb der Weber in einer fast unverständlichen Ausdrucksweise zurück, er sei von dem ganzen Vorgange durch

den Schmied Patek bereits unterrichtet. Er wisse übrigens, daß das Kind gut aufgehoben sei, und was das „Böhmische" betreffe, so werde es in dem Orte, wo so viel „böhmische Leute" wohnten, die Sprache sich schon zu eigen machen. Kinder seien wie gewisse Singvögel, was man ihnen vorpfeife, das sängen sie nach.

Als Jonathan ihr eines Tages die Erlaubniß ihres Vaters mittheilte, in seinem Hause verbleiben zu dürfen, äußerte sich auch nicht das geringste Zeichen von freudiger Erregtheit auf ihrem Gesichte, und als Jonathan sie scherzend fragte, was sie gethan hätte, wenn ihr Vater seine Zustimmung verweigert hätte, sagte sie trocken:

„Frag nur meinen schönen Bernhard, er weiß es am besten."

„Wie wirst du aber das Böhmische erlernen?" scherzte Jonathan weiter.

„Herr!" — mit diesem Worte sprach sie ihn meistens an, während sie trotz der Zurechtweisung Bella's nicht aufhörte, ihn zu dutzen — „Herr," sagte sie, „du solltest auch kein Böhmisch sprechen. Wenn du es sprichst, verstehe ich dich nicht und du kommst mir fremd vor." —

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß das fremde Kind im Verlaufe von nur wenigen Wochen ein Element des Hauses geworden war, das man aus dem Rahmen desselben sich gar nicht wegzudenken vermochte.

Das Mädchen schien sich vor Allem an die ersten Worte, die sie von Jonathan gehört, halten zu wollen: sie solle mit seinem Knaben spielen. Dieser Aufgabe kam sie vom frühen Morgen bis zur Schlafenszeit mit einer wundersamen Emsigkeit und Regelmäßigkeit nach. Und nicht, daß sie mit Bernhard unausgesetzt spielte, sondern wie sie das Spiel betrieb, war es,

was Jonathan Falk, oft für eine gar geraume Zeit, verwundert lauschend auf dem Sitze gebannt hielt. Es gab nichts, was sie nicht in den Bereich des Spieles zog; von der Kleiderbürste angefangen, bis zum weißen Kachelofen, und vom Kleiderschranke bis zu dem „Misrach," jener unter Glas und Rahmen an der Ostseite des Hauses aufgehängten Tafel, wohin sich Jonathan wendete, wenn er zu Hause sein Gebet verrichtete — umspann Dorothea Alles mit den Fäden ihrer spielenden Einbildungskraft, und es hätte Jonathan gar nicht befremdet, wenn alle diese Gegenstände eines schönen Tages Sprache und Geberde angenommen und als selbstständige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aufgetreten wären. Sie „verspielte" seinem Knaben den ganzen Kopf, meinte er zuweilen, und doch hätte er nicht einen Faden, nicht einen Knoten aus dem Zaubergespinnste hinweggewünscht, welches Dorothea über das schwarzlockige Köpfchen seines Knaben geworfen hatte. Jonathan begriff es erst jetzt, wie man mit einem Kinde spielen müsse. Seine eigene Frau, die Mutter Bernhard's — hatte es nie verstanden.

Nur Eines konnte Dorothea nicht ertragen, und ein oft leidenschaftlicher Haß sprach sich dagegen in ihr aus. Das waren die Knaben der Gasse und des Ringplatzes, wenn sie lärmend, jauchzend und schwatzend am Hause vorüber tollten, und sie konnte ernstlich böse werden, wenn der Knabe hinunterbegehrte.

„Brauchst du denn mit ihnen überhaupt zu spielen, Bernhard?" sagte sie einmal zu dem Knaben. „Du brauchst sie nicht, denn einmal wirst du ja doch reden können!"

Woran sie dabei dachte, daß sie diese Behauptung so kühn und bestimmt aussprach?

Ihre Abneigung gegen die Knaben der Gasse ging dabei

so weit, daß sie trotz ihrer unzulänglichen Kraft den Knaben auf den Armen trug oder sich ihn „huckepack“ aufbürdete, wie sehr ihr dies zuweilen verwiesen wurde, blos um ihm den Anblick und die lärmende Geschwätzigkeit ihrer Feinde zu entziehen!

Zuweilen nahm sie mit dem Knaben Sprechübungen vor, und es bot einen seltsamen Einblick in ihr Wesen, wie sie es dabei anstellte. Sie kniete vor dem Kinde auf dem Boden und Bernhard sollte es ihr nachthun, wie sie ihren eigenen Mund gebrauchte, um einen „ordentlichen“ Laut hervorzubringen. Er mußte bald seine Brust zu einem Hauchtone anstrengen, bald die Lippen spitzen, oder die Zähne aufeinander beißen, oder sie hieß ihn die Zunge an den Gaumen legen. Das Alles that sie mit einer bewundernswerthen Geduld, obwohl ihr oft Schweißtropfen auf der Stirn perlten. Wie aber alle diese Versuche zu keinem Erfolge führten — denn das von zwei rothen Lippen gebildete Instrument krankte an dem Gebrechen, daß es nur mißlautende Töne von sich gab — so meinte sie einmal:

„Mach dir nichts daraus, mein schöner Bernhard! die Knaben unten auf der Gasse haben auch nicht mit einem Male reden können. Du bist ein Knabe und einmal mußt du doch reden können.“

Derartige Züge, wie flüchtig und unmerkbar sie sich immerhin äußerten, prägten sich doch der Seele Jonathan's tief ein. Er beobachtete das Mädchen häufiger als er selbst glaubte. Keiner dieser Züge entging ihm; sie lebten so frisch in ihm, daß in späterer Zeit kein einziger seinem Gedächtnisse entfallen war.

Wie kam es, daß in diese Freude an dem Gebahren des fremden Kindes, dessen Liebe zu seinem Bernhard sich in keinem

Augenblicke untreu wurde, zuweilen so trübe Schatten sich einstahlen? Daß sich ihr zuweilen eine Bitterkeit aufdrängte, die er nur schwer zu bewältigen hatte?

Dann saß Diejenige, die seinem Kinde zunächst stand, weil sie es mit ihrem Blute getränkt hatte, vornehm und blaß auf dem Sopha, ihm und dem Kinde so nahe, die dieselbe Luft der Stube mit ihr einathmeten — und doch von einander so ferne!

„Kommt über ihre Lippen jemals ein Wort," so sprach es tief und unhörbar in ihm, „wie es dies fremde Mädchen zu Hunderten für mein Kind in Bereitschaft hat? Wenn Bella das Kind zurechtweist, so ist sie voll Härte und es schneidet mir durch das Herz; wenn sie ihm schmeichelt, verzärtelt und verweichlicht sie es. Es sieht immer so aus, als ob sie dabei auf etwas ganz Anderes ihre Gedanken hätte. Woher kommt das?" —

An dem Sommernachmittag eines Sabbats spielten die Kinder wieder, wie es ihre Gewohnheit war, auf dem Fußboden der Wohnstube. Ein dickes Buch lag zwischen ihnen, dem die Rolle diesmal zugetheilt war, ein großes, prächtiges Schloß vorzustellen, in welchem sich Tausende von Kindern lustig umhertummelten. Die einzelnen Blätter aber stellten die Kinder vor. Dem Knaben war wahrscheinlich der Einfall gekommen, ein widerspenstiges Kind aus dem Schlosse zu entfernen; er war eben im Begriffe, ein Blatt aus dem dicken Buche zu reißen.

„Was thust du denn, Bernhard," schrie Dorothea, „heute ist ja Sabbat!"

Vom Sopha herüber tönte eine Stimme, scharf und schneidig:

„Dorothea, red' dem Kinde keine solche Dummheit vor!"

Warum verweist sie ihr das? Sie nennt das eine Dummheit?

So grollte es tief in dem Herzen eines Mannes, dem diese Worte nicht entgangen waren.

Wo solche Worte ertönen, mögen sie nun in wilder Rechthaberei, äußerlich vernehmbar, in die Welt hinausgeschrieen, oder ungehört, aber darum um so bitterer in den entlegensten Räumen der Seele verwunden werden, da wühlen finstere Mächte mit verhängnißvoller Emsigkeit an und in dem Bestande einer Ehe.

Ihr Werk gehört nicht dem lichten Tage an!

II.

Zwischen Ruinen.

Vielleicht in keinem Theile des Staatslebens hat jener Geist, der seit fünfundzwanzig Jahren zerstörend und wieder aufbauend, auflösend und wieder aneinanderfügend, innerhalb desselben waltet, so auffallende Spuren hinterlassen, als in jenen stillen „Gassen", die so oft der Schauplatz unserer „Geschichten" waren. Nirgends hat der Pflug, der das neue Saatfeld bereiten sollte, so tiefe Furchen aufgewühlt; nirgends hat die Axt lauter geschallt, als grade in diesen Räumen.

Blüht und grünt wirklich das neue Saatfeld? Erheben sich neben dem modernden Wurzelstumpfe neue Baumkronen, in denen der Wind rauscht, die der befruchtende Regen befeuchtet? Keinem Auge, selbst nicht dem weitsichtigsten, dem es gegeben ist, die werdenden Formen der Zukunft als feste Gestaltungen zu ordnen, treten die Anzeichen entgegen, daß sich

dort über dem bloßgelegten Gerölle eine neue Erdhülle gebildet hat. Wohin du blickst, nichts als verlassene Herdfeuer und verglommene Aschenhaufen! Niemand ist da, der sie wieder anfacht, und selbst wo Manche zurückgeblieben sind, gemahnt es dich, als ob sie in träger Verdrossenheit dem Augenblicke ihres Wegzuges entgegengähnten.

So Mancher hat vor Jahren den „guten Ort" besucht, der den Staub seiner Mutter oder seines Vaters in sich birgt. Er hat der Vorausgegangenen gedenken wollen. Noch stand der Stein aufrecht und er hat die fromme Inschrift in unbezwinglicher Rührung wieder gelesen. Nun ist er wieder einmal gekommen; die Straße, die jetzt der Dampfwagen befährt, führt ihn an der alten, längst verlassenen Heimathstätte vorüber . . . warum sollte er, da sich die Gelegenheit bietet, zögern, die da „draußen" unter den Erdschollen Ruhenden aufzusuchen? Er findet den Stein eingesunken, die Inschrift verwischt und zerwaschen; achtlos schreitet die Ziege oder die Kuh des Friedhofwächters darüber hinweg, denn das Gras, das dort wächst, ist billig und saftig . . .

Hüte dich aber zu klagen, daß es so gekommen sei! Von allen Seiten tönt dir die landläufige Redensart entgegen: daß es so kommen mußte. Niemand tröstet dich, Niemand ent schuldigt den Verfall vor dir. Sind wir da, um deine Todten zu bewachen? Hast du uns bestellt, daß wir das Abgestorbene zu künstlichem Leben erwecken sollen? Wahre und beklage deint Todten wie du willst, wir haben sie lange genug bewacht und geehrt. Jetzt fließt und brandet der Strom des Lebens! Seine Wellen ziehen ins Allgemeine; ihnen wollen wir uns anvertrauen!

Hast du den Muth, diesen Stimmen Stand zu halten? Lebt in dir die Zuversicht, daß du nur mit der Elementarkraft

eines vorübergehenden Gewitters kämpfest? Daß das finstere Gewölke, sobald es vorbeigezogen, wieder den blauen Himmel hervortreten läßt? . . . Täusche dich nicht. Der Mensch verliert mitten unter Ruinen seine Zuversicht!

Unter den Wenigen, die in diesen Jahren der „Gasse" treu geblieben sind, war vor Allen die Familie Jonathan Falk's. Es lag dies vielleicht in den eigenthümlichen Verhältnissen dieser Familie.

Auch die „Gasse" hat Erinnerungen, Traditionen und Stammbäume, auf die sie nicht weniger stolz thut, als das „blaue" Blut auf Burgen und Schlössern. Meistens beziehen sie sich auf das hohe Alter ihrer Ansiedelung in der Gemeinde, oder auf die Abkunft von irgend einem vielvermögenden Ahn, der seinerzeit bei den Großen des Landes oder auf dem Gebiete der „Gotteslehre" etwas galt. Auch die Bekleidung wichtiger Gemeindeämter gehört in die Chronik dieser Patrizier, die in ihrer „Gasse" hoch aufgerichteten Hauptes einherschritten, während sie außerhalb derselben ihren Hut demüthig vor dem geringsten Amtsschreiber zogen.

In dem großen Wohnzimmer Jonathan Falk's hängt ein geschwärztes Bild, das einen noch jungen Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts darstellt. Es war sein Urahn, der ungefähr um die Zeit, als der dreißigjährige Krieg eben zu Ende gegangen, aus Bayern nach der böhmischen Gemeinde übersiedelt und sich daselbst ein Haus gebaut hatte.

Dieses Haus, massig und wuchtig, war trotzdem nur ein Holzbau nach dem Muster, wie es der Ahnherr in seiner oberfränkischen Heimath vor sich gesehen, aus sogenanntem Fachwerk, hat aber dafür alle Unbilden der Zeit über sich ergehen lassen. Sogar einem furchtbaren Brande, der den größten Theil des Ringplatzes mit Inbegriff der Kirche einäscherte, hat es sieg-

reich widerstanden, und zwar auf eine Weise, die noch jetzt als eine kaum angezweifelte Sage in der „Gasse" lebt.

Der Ahnherr Jonathan's war grade im Begriffe, am Ausgange eines Sabbatabends die „Hawdala" zu machen. Er hielt in der einen Hand ein brennendes Wachskerzchen, in der anderen ein silbernes Büchschen voll edlen Gewürzes, und eben wollte er die Segensformel über die Scheidung des duftvollen Sabbats von der Gemeinheit der anderen Wochentage beginnen, als das Feuer ausbrach.

Er aber hielt keinen Augenblick inne; er sprach das Gebet zu Ende, und erst nachdem alle Kinder an dem Dufte des silbernen Büchschens, als an dem letzten Reste des Sabbats, sich gelabt hatten, sagte er:

„Ich weiß jetzt, daß unserem Hause nichts geschehen kann."

Der ganze Ringplatz brannte nieder, das Rathhaus und die Kirche ebenfalls, aber an seinem Hause hatten sich die Flammen selbst Einhalt gethan.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Haus wie alle alten Leute, die „in die Jahre" kommen, plötzlich — es war, als ob es in einer Nacht tödtlich erkrankt wäre — alt wurde und kurze Zeit darauf abgerissen werden mußte. Es war wirklich seine Zeit gekommen.

Aber mittlerweile war auch sonst eine andere Zeit herangenaht.

Die Leute in der „Gasse" hatten „Besitzfähigkeit" erlangt; sie konnten nun überall, wohin sie ihr Herz zog, Häuser bauen und ankaufen.

Das Haus wurde nicht wieder aufgebaut, denn Benjamin Wolf, der letzte Besitzer desselben, fand es für vortheilhafter, von den Wohlthaten des neuen Gesetzes Gebrauch zu machen. Er kaufte von dem Grafen das große „herrschaftliche"

Haus mit den weitläufigen Nebengebäuden und verlegte in die letztere seine Fabrik.

Benjamin Wolf Falk hatte von acht Kindern nur zwei Söhne übrig behalten. Der Aeltere von den Beiden, ein aufgeweckt frischer Knabe, war noch vor dem dreizehnten Jahre in die weite Welt gegangen. Er war seitdem wie verschwunden, und während die Einen behaupteten, „er existire" nicht mehr, konnten Andere, gestützt mehr auf dunkle Gerüchte als auf wahrhaftige Thatsachen, die Meinung verfechten, er sei noch ganz „stark" am Leben und man werde eines Tages sehen, wie sehr sie Recht hätten.

Jonathan, der Jüngere, war dazu bestimmt, einmal das Haus und die Fabrik zu übernehmen.

Dieser Benjamin Wolf war eine jener gewaltthätig angelegten, hochfahrenden Naturen, die Nichts durch Ueberredung, sondern Alles durch Zwang sich anzueignen oder an sich zu ziehen verstehen. Seine buschigen Augenbrauen und sein breites Kinn waren in der ganzen „Gasse" gefürchtet. Wenn er in der Gemeindestube etwas durchsetzen wollte, so schlug er auf den Tisch, daß Alles zitterte, und dann erst meinte er:

„Ihr Anderen könnt thun und beschließen, was ihr wollt, zuletzt muß doch geschehen, was ich will!"

Ist es aber nicht ein eigenthümlicher Zug unserer Zeit, daß man das allmälige Aussterben solcher selbstherrischen, auf ihrem eigenen Ich beruhenden Naturen zu beklagen anfängt?

Als Benjamin Wolf schon lange in der Erde lag, hieß es noch immer hie und dort:

„Schade um die Hand, die so kräftig auf den Tisch geschlagen hat, daß sie jetzt modern muß. Es wäre Alles anders geworden!"

Benjamin Wolf hatte frühzeitig seine Frau verloren. Sie

war eine Rabbinerstochter von „draußen aus dem Reich“ gewesen, und von ihr vielleicht stammt jener Zug von Weichheit und widerstandsloser Innerlichkeit, den wir an seinem Sohne Jonathan bereits kennen gelernt haben.

Eines Tages brachte man den starken Mann todtkrank aus dem Gemeindehause zurück. Er hatte daselbst zu kräftig auf den Tisch geschlagen und bei dieser Gelegenheit einer Hauptader zuviel zugetraut. Vier Wochen lang lag er zwischen Leben und Sterben, seiner Sprache beraubt, die er erst am letzten Tage, am Tage seines Todes, wieder erlangte. Seltsamerweise ließ er grade an diesem Tage die Leute von der „frommen Brüderschaft“ zu sich bescheiden, damit sie mit ihm die üblichen Gebete verrichteten. Gegen Abend ließ er sie jedoch Alle die Stube verlassen und nur Jonathan, sein Sohn, mußte zurückbleiben.

„Gieb mir deine Hand, Jonathan, mein Sohn,“ sagte er.

Und dann hielt er sie wie prüfend eine lange Weile in der seinen.

„Die Haut ist wie die meines Sohnes Esau,“ rief er dann, auf jene Stelle in der Patriarchen-Geschichte anspielend, „aber die Hand,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, dem der nahende Tod einen unheimlichen Charakter verlieh, „die Hand ist die deiner Mutter. Du geräthst ihr nach. Sie hat keine starke Hand gehabt.“

Mit geschlossenen Augen lag er hierauf einige Minuten anscheinend tief erschöpft da. Mit einemmale begann er wieder:

„Es kommt eine kuriose Zeit, Jonathan, mein Sohn, für dich! du hast eine zu feine Hand, wie deine Mutter . . . und es wird darum viel Leid über dich kommen! Was wird dir dein Frommsein nützen? Sie werden es dir nicht glauben!

Deine Hand ist zu fein und weiß! Daran ist deine Mutter Schuld!"

Mit verlöschender Stimme sagte er noch:

„Dein Bruder . . ., der hat eine stärkere Hand. Sie ist aber zu stark. Vor Einem Drucke seiner Hand geht dein ganzes Wesen zu Grunde. Was wirst du anfangen, wenn er einmal zurückkommt? Laß ihn nicht ins Haus, Jonathan! Laß ihn nicht hinein!"

Mitten in dieser dunklen Rede bewältigte ihn der Tod.

Damals war Jonathan erst einundzwanzig Jahre alt. Ein Jahr darauf ging er auf die „Beschau" und verlobte sich mit der blassen Bella.

Es verstand sich von selbst, daß Jonathan's Ehewerbung in den alt herübergekommenen Geleisen der „Gasse" sich bewegte. Einer ihrer Heirathsvermittler war zu ihm gekommen und hatte ihm in der diesen Leuten eigenen eindringlichen Weise von der „Partie" geredet, die sich in einer großen Gemeinde Mährens befinde und allen Ansprüchen genüge, die der reiche „Fabrikantssohn" zu erheben berechtigt sei.

Darauf war Jonathan Falk in einem fast traumhaft zu nennenden Zustande an einem der Halbfeiertage des Laubhüttenfestes auf die „Beschau" gefahren.

Als er von seiner Reise zurückkam, erfuhr man erst, daß er sich verlobt habe.

Ein halbes Jahr darauf brachte er seine junge Frau in die „Gasse."

Bella, so hieß die junge Frau, fand ein in allen seinen Theilen wohl eingerichtetes Haus, daß jeder Anderen das Herz darob gelacht hätte. Sie hatte aber nur ein frostkaltes Lächeln für alle die Herrlichkeiten, die sich ihrem Auge boten. Als sie an der Thürpfoste des Wohnzimmers die „Mesusah," jenes

unter Glas versteckte Pergamenttäfelchen, erblickte, worauf das einzige Wort: „Höre“ als Einleitung zu jener gewaltigen Gebetformel, die auf Jonathan's Lippen dreimal im Tage wiederkehrte, zu lesen war, fragte sie:

„Was stellt das vor, Jonathan?“

„Das weißt du nicht, Bella?“

„Wie soll ich das wissen?“ sagte sie leicht. „Bei uns kennt man solche altmodische Sachen nicht mehr.“

Nicht mehr!!

Damals empfand Jonathan zuerst, daß die zwei kleinen Wörtchen einen Bannspruch über seine bisherige Welt ausgesprochen hatten. In seinen letzten Stunden hatte der Vater von der weißen schwachen Hand fast wie ein Prophet geweissagt. War die Stunde bereits gekommen, die beweisen sollte, ob sich die Hand auch kräftig genug bewähren würde?

Wie alle Naturen von dem Schlage Jonathan's hoffte auch er von der Zeit eine Aenderung dessen, was gleich anfangs seinem Gemüthe eine tiefe Wunde versetzt hatte. Für derartige Naturen giebt es nichts Unheilbares in der Welt; wenn es dennoch nicht weichen will, so trägt daran nur die Unzulänglichkeit des menschlichen Könnens die Schuld, dem es nicht gelingen will, das irgendwo vorhandene Mittel aufzufinden. Er trug die Ueberzeugung in sich, durch Milde, Geduld und sanftes Nachgeben aus Bella das zu machen, was ihm, so jung er auch noch an Jahren war, als der Kern des Lebens vorkam: sein ihm ebenbürtiges Weib! Bella's Unkenntniß in allen „jüdischen Dingen“ hatte, nachdem der erste Unmuth verflogen, etwas rührend Unbehilfliches für ihn; er konnte sie ja unterrichten, und wenn sie liebevoll in seine Absichten einging, wie leicht war das Lückenhafte ergänzt, wie bald mußte aus dieser allmäligen Entwicklung ihr ganzes Wesen sich entfalten!

Ihr „Geist“ war ihm überlegen, das wußte und erkannte er bald; wenn er aber sich demüthig ihm unterordnete, mußte dann nicht aus dieser holdseligen Verständigung eine beseeligende Zukunft erwachsen?

Aber er ging dabei von einer falschen Voraussetzung aus, und dieser Irrthum rächte sich schwer an ihm; er glaubte zu lehren und ward belehrt. Er glaubte, daß Bella in den „frommen“ Bräuchen und Einrichtungen unwissend sei und in diesem Punkte mochte man ihn belogen haben, aber mehr als einmal erkannte er, daß Bella von allen diesen Dingen mehr wußte, als seine kühnste Erwartung annahm.

Warum gab sie sich dann als so unwissend aus? Hatte man ihn hintergangen, als man ihm eingeredet, er bekomme an ihr eine in jeder Beziehung zu ihm passende Frau? Dagegen erhoben sich, Verwahrung einlegend, die Stimmen seiner innersten Ueberzeugung. Er fand im Gegentheile, daß Bella eine wahrhaftige, jeder Lüge abholde Natur war. Aber sie war — eine Spötterin. Sie log nicht, aber sie nahm die Dinge, die ihm selbst so ernst waren, zu leicht und gleichgiltig auf. Wenn er sie in dem und jenem Brauche unterwies, setzte sie ihm keinen Widerstand entgegen, aber an der Art und Weise, wie sie sich ihm fügte, empfand er, daß sie nur darum so willig Folge leistete, weil sie es der Mühe nicht werth zu halten schien, sich ob solcher „Kleinigkeiten“ zu ereifern.

Wem ein Einblick in derartige Seelen gegönnt war, wird leicht begreifen, daß dieser Gehorsam ohne Demuth, diese Fügsamkeit ohne Trotz, dem jungen Ehemanne keine Befriedigung gewähren konnte. Wie ein flatternder Falter gaukelte sie ihm unter den Händen hinweg, der die Schwere seiner Denkungsart überall in tändelnde Spielerei verwandeln wollte. Er sehnte sich mit dürstenden Lippen nach einem Ganzen,

während Bella, bewußt oder unbewußt, dahin strebte, es zu zerstückeln.

Lange Zeit wollte sie es nicht begreifen, warum sie statt der buntfarbigen Decke, die von ihrer Ausstattung herrührte und worauf gar kunstvoll die Wiener Stephanskirche abgedruckt war, am Abende jeden Freitags ein weißes Linnen über den Tisch breiten sollte.

„Geschieht das wegen des Glanzes?“ fragte sie.

„Ja, und weil meine Mutter es auch so gehalten hat.“

„Aber mein Tuch ist ja viel schöner und prächtiger!“ rief sie lustig.

„Es schickt sich aber nicht.“

Am nächsten Sabbattage lag wohl ein weißes Linnen ausgebreitet, aber auf dem Tische prangte ein Blumenstrauß, den sie im Garten am selben Tage gepflückt hatte. Und als Jonathan ihr dies verwies, sagte sie leichthin:

„Ich las einmal in der deutschen Uebersetzung eines Gebetbuchs, daß Jehova sich am Opferdufte verbrannter Stiere und Böcke erlabe. Und der Duft meiner armseligen Blümchen sollte ihn beleidigen?“

In diesem Punkte war sie seltsamerweise nicht zu bewegen, ihre leichtfertige Ansicht der Erklärung Jonathan's zu unterordnen, daß das „Gesetz“ es so vorschreibe.

„Dein Gesetz und überall dein Gesetz!“ sagte sie unmuthig scherzend. „Hat der, der das Gesetz gemacht hat, mich auch früher gefragt? Glaubst du, er hätte es so gemacht, wenn ein kleines Blumensträußchen in einem Glase Wasser vor ihm gestanden wäre? Es ist keine Kunst, etwas zu verbieten, dessen Genuß man nicht versteht.“

Jonathan meinte oft seinen Ohren nicht trauen zu dürfen,

wenn er solche Bemerkungen und Anspielungen aus dem Munde Bella's, seiner Frau, vernehmen mußte.

Glaubte sie das, was sie sprach, oder sprach sie nur das, was sie glaubte? Waren ihr solche Reden anerzogen worden? Und konnte das, was sich so kühn und dabei doch so muthwillig, als ahnte sie es nicht, daß sie damit des Kerns und Inhalts seines bisherigen Lebens spottete, über ihre Lippen wagte, ihr einmal wieder entzogen werden?

Dann gab es wieder Tage und Wochen, wo ihr ganzes Sein wie umgewandelt erschien. Sie fügte sich dann allen Anordnungen ihres Mannes, und auch nicht der leiseste Spott trat über ihren Mund. Er hielt sie dann für beruhigt. Und doch war es nur eine gewisse Müdigkeit, die über die junge Frauenseele gekommen war. Ein einziger Augenblick genügte, um die frische Hoffnungssaat zu zerstören.

Jonathan hatte an einem Freitagabend aus der Vorhalle der Synagoge einen jener fahrenden Gäste mit sich gebracht, die als „Schnorrer" jahraus jahrein von Gasse zu Gasse, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil streichen. Er wollte ihn nach herkömmlicher Sitte an seinem Tische bewirthen.

Sowie jedoch Bella bemerkte, daß der polnische Bettler gemeinschaftlich mit ihr das Mahl theilen sollte, stand sie auf, Schrecken und Zorn im Gesichte, und begab sich in ein anderes Zimmer.

Dort fand sie Jonathan, den Kopf an die Wand gelehnt, heftig weinend.

„Was ist dir, Bella?"

„Schaffe mir ihn fort, aus dem Gesichte! Fort!" schrie sie.

„Den fremden Gast?"

„Ich schäme mir die Seele heraus, daß ich mit solchen

Leuten an einem und demselben Tische sitzen soll!" rief sie schluchzend.

„Als meine Mutter noch lebte, haben wir oft vier bis fünf solcher Gäste an unserem Tische gehabt," sagte Jonathan bewegt.

„Deine Mutter . . ." rief dagegen Bella und hielt mitten in diesem Ausrufe inne.

Es mochte etwas Bitteres sein, vor dessen Aussprechen sie trotz ihrer Erregtheit dennoch zurückschrak.

Dann hörte sie plötzlich zu weinen auf und sagte trocken und tonlos:

„Meine Mutter hat auch gewußt, was die Sitte und der Brauch verlangt. Sie bewirthete an ihrem Tische nur Gäste, die zu ihr paßten."

Jonathan wollte diese Ruhepause benützen. Er meinte scherzend:

„Welch ein kindisches Weibchen habe ich doch an dir bekommen, Bella! Ein Schnorrer kann dich erschrecken, wie einen Anderen eine Maus!"

Sie aber rief wieder mit neu erwachtem Zorne:

„Schaffe mir ihn fort aus dem Gesichte, ich vergehe vor Scham, ich vergehe vor Scham!"

An diesem Abend saß Jonathan allein mit dem fremden Gaste aus Polen und verzehrte stillschweigend sein Mahl.

Es verging eine geraume Zeit, bis Jonathan diesen leidenschaftlichen Vorgang, der ihm Bella's Wesen in ganz neuer Beleuchtung zeigte, in sich selbst zum Schweigen brachte. Einen fremden Gast so zu beleidigen, vor diesem „Schnorrer," der ihm vom Gesetze gleichsam als ein durch sein „Elend geheiligtes Erbstück" übergeben ward, Ekel zu empfinden; kein Hehl daraus zu machen, daß das Gastrecht sich nur auf Per-

sonen ihres Standes zu erstrecken habe, das konnte Jonathan lange nicht vergessen.

Er hatte sie sein kindisches Weibchen genannt. War das wirklich nur kindisch? Er entschied sich zuletzt für diese Ansicht, weil sie ihm wohlthat. Bella war in dem Hause ihrer Eltern zu fein erzogen worden. Was konnte sie dafür, daß man ihr nicht frühzeitig den Grundsatz eingeflößt hatte, daß jedes Haar auf dem Haupte des Armen gezählt ist vor dem Auge jenes Unsichtbaren, der in allen Höhen und Tiefen waltet?

„Diese Abneigung wird sie," so tröstete er sich in drangvollen Stunden, „mit der Zeit sich abgewöhnen." Wozu hätte er sie sonst kindisch genannt?

Schwerere Sorge erwuchs ihm aus der täglichen Wahrnehmung, daß Bella's Verhältniß zur „Gasse" sich immer feindseliger gestaltete. Sie hatte fast gar keinen Verkehr mit den Leuten; sie benahm sich kühl und abstoßend und man nannte sie darum eine „Stolze." War es, weil sie als eine Fremde hieher gekommen, durch keinen einzigen Faden mit den Geschichten dieser Menschen sich verknüpft fühlte? Auf Jonathan, dem der Name des kleinsten Kindes in der „Gasse" vertraut war, machte es stets einen schmerzlichen Eindruck, daß Bella, nachdem sie lange Monate bereits in der neuen Heimath weilte, Niemanden zu kennen schien. Sie erkundigte sich oft um die Namen von Personen, die ihr Jonathan an demselben Tage schon mehrmals genannt hatte. Sie hatte weder für die Namen, noch für die Träger derselben ein Gedächtniß. Wenn sie Frauen aus der „Gasse" begegnete, so wartete sie zuerst ihren Gruß ab; in den meisten Fällen ging sie theilnahmslos an ihnen vorüber.

Jonathan stellte sie einmal darüber zur Rede.

„Warum grüßest du Esther Brandeis nicht, die Frau, die uns soeben begegnet ist? Sie ist älter als du."

„Du möchtest wohl," sagte sie mit ihrem eigenthümlichen Lachen, die lang herabhängenden schwarzen Locken schüttelnd, „du möchtest wohl, daß ich Frau Esther Brandeis höflichst zu mir einlade, um mich mit ihr, weil es hier Sitte und Brauch ist, „auszuschmusen." Schade, daß die deutsche Sprachlehre für diesen vortrefflichen Ausdruck kein geeignetes Plätzchen hat. Das Wort „Conversation" entspricht in keiner Beziehung dem wundersamen Begriffe, der darin enthalten ist. Und warum nicht? „Liebe Frau Estherl," könnte ich sagen, „haben Sie das Fleisch schon ausgesalzen? Oder haben Sie in der Speiseröhre Ihrer letzten Gans nicht ein Löchelchen gefunden, und haben Sie nicht darüber zum Rabbiner mit der Frage schicken müssen, ob man die Gans auch essen dürfe? Oder was haben Sie mit dem Messer angefangen, welches neulich durch ein besonderes Unglück Ihrer Köchin in einen Milchtopf gerathen ist? Oder wo haben Sie die rothen Bänder gekauft, die auf Ihrer Feiertagshaube so überaus prächtig glänzen?" O, ich hätte mit der Frau Esther Brandeis gar mannigfache Sachen zu besprechen, und Tag und Nacht würden nicht ausreichen, um mich mit ihr „auszuschmusen"."

Das Alles sagte sie mit jenem silberhellen Lachen, das jedem Anderen herzgewinnend und liebenswerth geklungen hätte, nur nicht ihm. Jonathan hörte diese Art Lustigkeit nicht gerne.

„Du meinst also," sagte er ernst, „man könnte mit Esther Brandeis nicht auch ganz andere Dinge besprechen? Man könnte bei ihr sich nicht Rath holen, wenn man ihn braucht?"

„Rath? Warum nicht?" rief Bella mit ungezügeltem

Uebermuthe. „Ich habe dir ja bereits gesagt, daß ich sie fragen will, was ich auf den nächsten Sabbat kochen soll.“

„Meine Mutter,“ sagte Jonathan, „mit der der ewige Friede sei, war auch einst jung wie du, und doch hat sie sich in den ernstesten Tagen ihres Lebens mit älteren Frauen, wie diese Esther Brandeis ist, besprochen und berathen. Auch sie ist als eine Fremde von weit drüben in Deutschland hierher gekommen. Meinst du, es habe ihr geschadet?“

„Ich bin eben nicht vom Schlage deiner Mutter!“ bemerkte sie schneidig. —

In dem kleinen Häuschen, das mitten in der „Gasse“ steht, wohnte die uralte Lehrerswittwe Veile Oberländer. Sie bezog seit mehr als fünfzehn Jahren einen kleinen Jahresgehalt von der Gemeinde, der aber kaum hingereicht hätte, ihre Bedürfnisse zu decken, wenn ihn nicht schon Jonathan's Vater in dankbarer Anerkennung, daß seine Kinder einst bei ihrem Manne auf der Schulbank gesessen, durch reichliche Spenden ergänzt hätte. Sie war auf beiden Augen staarblind; wenn sie aber, was selten geschah, durch die „Gasse“ ging, mit einem kurzen Stocke, den sie vorsichtig tastend an die Mauern anschlug, in der Hand, schritt sie so aufrecht und stramm einher, wie es Jemandem zukommt, der alle Urenkelkinder der „Gasse“ mit ihren Namen zu benennen weiß!

Sie dutzte alle Leute; ihrer außerordentlichen Klugheit und ihres scharfen Witzes wegen war sie aber so gesucht von denen, die ihr irgend ein Weh ihres Lebens mitzutheilen hatten, als von Denjenigen gefürchtet, die ihr zu nahe traten. Wenn man sie wegen ihrer Klugheit berühmte, pflegte sie zu sagen:

„Klugheit? Was ist Klugheit? Klugheit ist, wenn man in finsterer Nacht seine Laterne nicht zu Hause vergißt.“

Und wenn ihr Jemand wegen ihrer Erblindung Trost zusprach, meinte sie launig:

„Was beklagst du mich? Was ist denn an so einem Paar Augen? Jeder Hund hat zwei Augen."

Jonathan behandelte die greise Lehrerswittwe mit großer Ehrerbietung; es war etwas in ihr, was ihn an seine Mutter gemahnte. Dafür stand er auch der kinderlosen alten Frau unter allen Bewohnern der „Gasse" zunächst.

Veile Oberländer ging nur einmal im Jahre, und zwar am ersten Tage des Osterfestes, „auf Besuch;" der aber galt einzig und allein dem Vater Jonathans, Benjamin Wolf, so lange er lebte, und er wußte auch diese Ehre hoch anzuschlagen.

Vor dieser Frau hatte Bella eine unbezwingliche Furcht; trotz alles Drängens und Zuredens konnte sie es nie über sich bringen, der alten Lehrerswittwe in ihrem Häuschen „die Aufwartung" zu machen, wie sie es nannte.

„Du hast eine merkwürdige Verehrung für alle alten Weiber in der „Gasse"," sagte sie einmal zu ihrem Manne. „Geschieht das nur darum, weil sie alt sind?"

Es war kurz vor der Zeit, die allmälig immer näher rückte, als Bella der Lösung jenes wundersamsten aller Geheimnisse entgegenging, das in den zwei Worten: Mutter und Kind enthalten ist, und vom Urbeginn der Welt an alles Sein und Werden umfaßt. Bella befand sich allein in der Wohnstube, mit der Anfertigung eines jener Gegenstände beschäftigt, an dessen Bereitschaft die ärmste wie die reichste Mutter wie in traumhafter Seligkeit denkt, um es, wenn die Stunde gekommen ist, dem unbekannten, zum Lichte drängenden Wesen als erste Hülle über die nackten Glieder zu werfen. Da ging die Thüre mit einem Male geräuschlos auf und vor ihr stand hoch aufgerichtet, die staarblinden Augen auf sie geheftet, die alte Veile Oberländer.

Bella stieß einen Schreckensschrei aus.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, mein lieb Kind," sagte die Lehrerin. „Ich bin ja keine „Benemmerin," wenn ich auch alt aussehe. Im Gegentheil! Was mich zu dir führt, will alles Andere bezwecken, nur nicht dir etwas benehmen."

Bella wagte kaum zu athmen, als sich die alte Frau unaufgefordert neben sie setzte.

„Dein Mann ist nicht da," sagte sie dann mit jener, den Blinden eigenthümlichen Bestimmtheit, die, um ihren hilflosen Zustand vor Anderen zu verbergen, ihre Beobachtungen höchst selten in die Frageform kleiden. „Es braucht auch kein Mann dabei zu sein," setzte sie nach einer Weile, nachdem ihre glanzlosen Augen die Stube durchstreift hatten, mit einer Art festgefrorenen Lächelns hinzu, „wenn so eine alte Frau wie ich und eine junge wie du etwas mit einander zu reden haben."

Bella murmelte einige unverständliche Worte.

„Du wirst dich wundern, daß ich schon heute meinen Besuch mache, wo es doch bis zu meiner gewöhnlichen Visite noch ziemlich weit ist," begann dann die Lehrerswittwe, ihren kurzen Stock zwischen sich und Bella legend. „Veile Oberländer ist eine Frau, die nicht gewöhnt ist, sich den Leuten aufzudrängen; die Leute kommen zu ihr und sie ruft: „'s Gott's willkomm!" und nicht ein Anderer. Und weil du das Weib meines Jonathan bist, der mir lieber ist als ein eigenes Kind, mache ich eine Ausnahme von meiner Regel und Ordnung und komme schon heute. Ein alter Mensch und ein zersprungen Glas, wie bald bricht das?"

Nach einer Weile rief sie plötzlich ohne jeden Uebergang in Stimme und Geberde:

„Wie heißt du eigentlich, mein lieb Kind?"

Bella flüsterte noch unter dem Eindrucke des ersten Schreckens ihren Namen.

„Den meine ich nicht," sagte die Blinde trocken. „Ich meine deinen jüdischen Namen."

„Ich weiß ihn nicht."

„Das weißt du nicht!" rief die Alte mit erhobener Stimme, während ihre lichtlosen Augen sich an einer unsichtbaren Gluth zu entzünden schienen. „Das weißt du nicht, und bist doch in einem Zustande, wo es dir sehr von Nöthen wäre, es zu wissen? Was wirst du thun, wenn du heute oder morgen abberufen wirst da hinüber und man fragt dich um deinen Namen und du kannst dich nicht besinnen darauf und weißt auch nicht den Satz herzusagen aus den heiligen Büchern, der auf deinen Namen paßt? Denn ich will dir etwas sagen: Allstündlich, wie Gott den Tag giebt und die Nacht kommen läßt, schwingt der Todesengel sein großes Schlachtschwert, und wenn er es zurückzieht, fällt ein Blutstropfen hinunter auf die Erde, und wo der Blutstropfen hinfällt, da stirbt ein Mensch! Du hast mich doch gut verstanden, mein lieb Kind?"

Sie bemerkte selbstverständlich nicht, wie Bella voll Entsetzen die Hände an ihr Gesicht gepreßt hielt.

„Dessenthalben," fuhr die Lehrerin mit etwas weicherer Betonung fort, „dessenthalben brauchst du noch nicht so zu erschrecken, mein lieb Kind! Ich habe schon Hunderte von jungen Weibern gekannt, die sind erschrocken gewesen wie du und haben doch der alten Veile Oberländer späterhin Dank dafür gesagt, daß sie sie zur rechten Zeit aufmerksam gemacht. Eine, die zum ersten Male Mutter werden will, hat es nöthig, daß man ihr manchmal zuruft: Du trägst ein junges Leben in dir, aber es kann auch dein junges Sterben sein! Also bin ich zu dir gekommen von freien Stücken, nicht weil du mich gerufen hast, wie es so

Viele vor dir gethan haben, sondern weil du meines Jonathan's Weib bist, um dir zu rathen, wie du dich im gegenwärtigen Zustande zu benehmen hast. Höre mir aber gut zu."

Bella nickte der Blinden zu, so sehr fühlte sie sich in dem Banne der alten Frau.

„Vor Allem," fuhr die Lehrerin fort, „mußt du deinen Jonathan um deinen eigentlichen Namen fragen. Er weiß ihn gewiß, denn er steht im Heirathskontrakt. Bella ist ein sehr schöner Name und gefällt mir ausnehmend gut, aber ich weiß nicht, ob die da drüben Deutsch verstehen! Dann mußt du ihn bitten, er soll dir in den heiligen Schriften den Satz zeigen, der auf deinen Namen paßt. Ohne den kannst du keine Nacht ruhig schlafen gehen. Und jetzt zu allerletzt kommt das Wichtigste."

Wieder nickte die junge Frau zustimmend der Blinden zu und doch war sie kaum ihrer Sinne mächtig.

„In unserem Gebetbuch steht ein Satz, der lautet: „Buße, Wohlthun und Gebet führen das böse Verhängniß vorüber." An die drei Sachen mußt du jetzt alleweil gedenken, besonders an das letzte, denn damit kannst du das, was im Himmel beschlossen ist, oft umdrehen, daß es nicht eintrifft oder daß es wenigstens verschoben wird. Ich habe dir für deinen Zustand hier etwas mitgebracht."

Sie zog dabei aus ihrer Tasche ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Büchelchen hervor, und legte es vor Bella hin.

„Da wo ich den „Knetsch" (Einbug) gemacht habe, da steht grade für deinen Zustand ein schönes Gebet, und es ist dazu in hochdeutscher Sprache. Du brauchst dich also davor nicht zu fürchten. Ich lasse dir das Buch zurück, es gehört mir schon seit fünfundsechzig Jahren. Und wenn es dir in der

bitteren Stunde, wie ich hoffe, genützt hat, kannst du es auch behalten."

Damit endete die greise Lehrerin ihren Besuch; ohne weiteres Wort stand sie auf und verließ geräuschlos, wie sie gekommen, die Stube. In der Thüre wendete sie sich noch einmal um, und indem sie ihren kurzen Stock vor sich ausstreckte, hatte sie sich zu einer Haltung aufgerichtet, die man wahrhaft vornehm nennen konnte.

„Du kannst deinem Mann sagen, Beile Oberländer war da," rief sie, „er wird wissen, warum!"

Spät am Abende dieses Tages kehrte Jonathan zurück. Er fand seine Frau in einem seltsam aufgeregten Zustande; sie weinte und lachte in Einem Zuge, ging bald in hastigen Schritten in der Stube auf und nieder, bald setzte sie sich wie todtmüde auf das Sopha.

„Was ist das, eine „Benemmerin"? rief sie mit einem Male ihrem Manne zu.

„Du wirst doch nicht an die Altbabegeschichten glauben?" sagte Jonathan, der diese Frage wohl verstand, ausweichend.

„Ich will wissen, was eine „Benemmerin" ist," schrie Bella mit unbegreiflicher Leidenschaftlichkeit.

„Närrchen," sagte Jonathan lachend, „das sind Weiber, die in den alten Märchen vorkommen. Man sagt, daß sie als Katzen in die Stube der Wöchnerinnen sich einschleichen und wenn man nicht Acht giebt, so vertauschen sie die neugeborenen Kinder oder thun ihnen sonst einen Schaden an."

„Dann ist eine Benemmerin dagewesen," rief Bella mit großer Bestimmtheit, „und da auf diesem Sopha hat sie neben mir gesessen."

„Närrchen!" lachte Jonathan wieder, doch so, daß seine

Besorgniß über diese sonderbaren Reden durchklang. „Wie hat sie denn ausgesehen?“

„Sie hat ausgesehen wie . . . Veile Oberländer.“

„Großer Gott,“ rief Jonathan, „wie kommst du auf den Einfall, in meiner alten Veile solch ein böses Weib zu erblicken? Sie ist die treueste Seele auf der Welt. Ich betrachte sie wie meine zweite Mutter!“

Bella lachte überlustig auf.

„Mach' kein so bitter ernstes Gesicht, Jonathan!“ rief sie. „Sie ist doch eine Benemmerin und dieses Büchlein hat sie mir als ihr Geschenk zurückgelassen . . . Wie soll ich da zweifeln?“

Jonathan nahm das Büchlein zur Hand; schon dessen Titel verrieth ihm die Absicht seiner alten Freundin.

„Sie meint es gut mit dir, Bella,“ sagte er in tiefer Rührung.

„Und da, wo sie den „Knetsch“ hineingebogen hat,“ rief Bella in neu hervorbrechender Heftigkeit, „das soll ich beten und oft beten, wie sie gesagt hat. Wie kann ich aber beten, wenn mich jedesmal das Lachen überkommt. Es stehen so närrische Sachen darin, und mein Herz begehrt doch grade jetzt nach ganz anderen Dingen! Da ist die Rede von Isaak, der nur durch einen Widder vom Geschlachtetwerden befreit wurde; und wie Daniel in der Löwengrube sich benahm; oder wie drei Männer im Feuerofen sich so kühl anfühlten, als spazierten sie auf dem Eis. Was geht mich das Alles an, Jonathan? Ich frage dich, was geht das mich an . . . und das kleine Wesen in mir? So was soll ich beten?“

Jonathan wagte keinen Einspruch. Der „Zustand“ seines jungen Weibes forderte ihn zur Schonung auf.

Dann war, es währte kaum einen Monat, eine Zeit ge-

kommen, in welcher während einiger qualvoller Stunden jener Todesengel, von welchem Veile Oberländer gesprochen, wirklich über dem Haupte des jungen Weibes schwebte. Und als die Nacht vorüber war, und der lichte Morgen herandämmerte, verschwanden auch die Todesschatten und eine weinende Kinderstimme verkündete, daß ein doppeltes Wesen dem Leben gewonnen ward: eine Mutter und ihr Kind.

In derselben Nacht ließ ein Mann die Pforten der Synagoge weit öffnen und aus dem Munde von zehn Männern erklangen jene Schmerzenslaute eines Dichterkönigs, die, weil sie schon vor dreitausend Jahren alles Weh einer Menschenbrust umschlossen, von allen Kirchen als Eigenthum angeeignet und geheiligt worden sind. Die junge Frau auf ihrem Schmerzenslager ahnte nicht, daß für sie die Pforten der Synagoge um Mitternacht sich aufgethan hatten und daß für sie der uralte Psalter des Königs David leidvoll und klagend angestimmt ward.

Bella sah ihr Kind nur in einem flüchtigen Augenblicke und seliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann aber kam unversehens und tückisch einer jener Zufälle, daß es schien, als sei das kaum gewonnene Leben wie auf ein stürmisches Meer geworfen worden. Ein grauenhaftes Fieber durchraste die zarten Glieder, kaum daß es auf wenige Stunden sich bannen ließ. Rathlos lauschte der Arzt den wilden Reden und Träumereien, die unausgesetzt über die Lippen der Kranken drangen. Meistentheils sprach sie von einer Katze mit großen funkelnden Augen, die durchs Schlüsselloch sehe. Dann schrie sie schmerzlich jammernd, daß man auf ihr Kind Acht gebe, Veile Oberländer stehe draußen vor der Thüre und wollte es ihr benehmen. Dabei tasteten ihre Hände auf der Bettdecke wie suchend umher, ob das Kind, das sie geboren, auch in sicherer Hut sei.

Endlich hatte sich die Kraft der Krankheit selbst erschöpft. Eines Tages wachte Bella mit verständig um sich blickenden Augen auf. Sie war genesen. Die erste Frage, die sie an ihren Mann, der neben ihrem Bette stand, richtete, lautete:

„Hast du unserem Kinde auch einen schönen Namen gegeben?"

„Ich habe ihn Benjamin nennen lassen, wie mein Vater geheißen hat."

„Benjamin?"

Bella hatte den Namen silbenweise vor sich hingesagt. Er schien ihr zu mißfallen. An den blassen Lippen zuckte es wie leiser Spott.

„Ich werde ihn Bernhard heißen!" rief sie nach einigem Nachdenken.

III.

Mit geschlossenen Lippen.

Mit frohem Lebensblicke, so sollte man glauben, konnten nun Jonathan und sein junges Weib der Zukunft entgegensehen. Wie verschieden sie sich immerhin in der Stimmung ihrer Gemüther und in der Auffassung der ernstesten Dinge gegenüberstanden — die bloße Anwesenheit des ersten Kindes mit dem ganzen Zauberkreise von freudiger Sorge und sorgenvoller Freude mußte genügen, um den jungen Eltern über manchen durch grellen Gegensatz vergällten Augenblick hinwegzuhelfen. Ist doch auf das Lächeln und Weinen des Säuglings der Bau der Welt gegründet!

An Jonathan's Frau machte sich der alte Erfahrungssatz

geltend, daß das unberechenbar hin- und herschwankende Element des Mädchens erst in dem Mutter gewordenen jungen Weibe seinen oft unerwarteten und allen vorher gefaßten Voraussetzungen widersprechenden Abschluß findet.

Wenn man die Leute sprechen hörte, so mußte Bella die glücklichste Frau auf Gottes Erdboden sein. Sie besaß das schönste Haus in der „Gasse," die Fabrik ihres Mannes hatte einen guten Ruf, sie hatte Alles, was ihr Herz begehrte, und jetzt auch ihr erstes Kind. Wahrscheinlich setzte Veile Oberländer noch hinzu: Und einen Jonathan zum Manne!

Mit der Ankunft des Kindes war aber eine leicht bemerkbare Wandlung im Charakter der jungen Frau vor sich gegangen. Statt des silberhellen Lachens lagerte zu Zeiten — und sie stellte sich mehrmals im Tage ein — eine mißmuthige Stimmung auf dem lieblichen Gesichte. Wenn sie spottete oder witzig war, so war es nicht wie früher, wo sie spielend und gleichsam nur die Oberfläche berührend, ihren Stachel wirken ließ; ihr Spott und Witz klangen jetzt gereizt, und wenn man aufmerksam hinhorchte, voll jener Schärfe, die sich nicht so leicht vergessen läßt. Hatte sie sich schon früher der „Gasse" und Allem, was damit in Verbindung stand, entfremdet, so trat dieses feindselige Verhältniß von nun an immer schroffer und unverholener auf. Sie verschwieg nicht, ja sie schien sogar eine Art Befriedigung darin zu finden, es Jedem, der es hören wollte, ins „Gesicht" zu sagen, daß die neue Heimat so wenig für sie bedeute, als am ersten Tage ihrer Ankunft.

Mehr als jemals vergaß sie auch die Namen der Leute; ihre näheren Schicksale glitten spurlos an ihr vorüber und verflüchteten sich wie Wasserdunst. Nichts schien in ihr haften zu wollen; mit keinem Ereignisse des stillen und doch beweg-

ten Lebens der „Gasse" fühlte sie sich verwachsen. Sie war ein in die Fremde weggewehtes Blatt. Warum hatte es der heimatliche Baum fallen lassen?

Allerdings schien es, als ob Bella, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, nur für ihr „Haus lebte." Sie war aus allem Verkehr getreten und hatte nur Sinn und Verständniß für ihre Pflichten als Mutter und Gattin. Die Leute, die von ferne standen, vermochten nicht Rühmenswerthes genug von der Zärtlichkeit zu erzählen, mit der sie ihres Kindes wartete; aber wer aufmerksamer hinsah, dem entging es nicht, daß in dieser ausschließlichen Pflege eine große Gefahr für die Zukunft lag.

Sie war bereits auf dem Punkte angelangt, daß sie an dem ihrem Kinde Zunächststehenden ein Unrecht beging.

Jonathan war die Wandlung in Bella's Wesen keineswegs entgangen. Hat es aber jemals einen Mann gegeben, der seinem jungen Weibe die einseitigste Bevorzugung seines eigenen Kindes zum Vorwurfe gemacht hätte? Es waren ganz andere Erscheinungen, die seit einiger Zeit anfingen, ihn mit tiefer Unruhe zu erfüllen.

Bella sagte einmal in einer ihrer unlustigen Stimmungen, aber ohne jenes silberhelle Lachen, das sonst einen sonnigen Schimmer über derartige Ausbrüche ihrer Natur warf:

„Eigentlich sollte man jedes Kind erst in seinem siebenten oder achten Lebensjahre fragen: Wie willst du heißen? Bis dahin sollte es einfach „Kind" heißen. Da setzt sich so ein Vater hin, kaum daß das Kind auf die Welt gekommen ist, und ersinnt oder bestimmt einen Namen und das Kind kann sich nicht dagegen wehren und schreien: Ich will den Namen nicht! Ich habe einmal zu Hause in unserer Stadt Gefangene des Criminals gesehen, die haben die Straße gefegt, aber Jeder

von ihnen hat eine schwere eiserne Kugel hinter sich geschleppt. So ein Name, den man seinem Kind auf den Weg mitgiebt für sein Leben, kaum daß es noch von sich weiß, ist auch eine eiserne Kugel."

„Du sagst das doch nicht in Bezug auf unser Kind?" fragte Jonathan aufhorchend. „Nicht wahr, du meinst doch nicht damit unseren Bernhard? Ich habe dir ja nachgegeben."

Bella schien diese Frage nicht beachten zu wollen. Sie fuhr fort:

„Wie mit dem Namen, so ist es auch mit der Religion. Immer dieselbe eiserne Kugel, die man dem armen Kinde an die Füße hängt! Warum wartet man nicht, bis das Kind von selbst kommt und sagt: Ich will eine Religion oder ich will auch keine. Vielleicht sagt es dann auch: Ich will alle Religionen und das Beste davon will ich für mich behalten. Aber die eiserne Kugel ist immer da! Weißt du, ob so ein Kind, wenn es erwachsen und ein großer Mensch geworden ist, ob es dann nicht fragt: Warum hat man mir die eiserne Kugel mitgegeben?"

„Um Gotteswillen," rief Jonathan tief erschrocken, „red' nicht weiter, Bella! Du verstehst ja von diesen Dingen nichts. Denk an dein Kind."

„Das ist so immer die Sprache der Männer," meinte Bella unbarmherzig; „ja das ist so die Sprache von Euch Männern! Wenn Ihr Euch gar nicht zu helfen versteht, dann greift Ihr zur Gewalt und sagt zu uns Frauen: Das versteht Ihr nicht. Warum soll ich aber das nicht verstehen, was die Zukunft meines Kindes angeht?"

„Die Zukunft deines Kindes," meinte Jonathan, der Bella sehr wohl verstand, „kann die eine andere sein, als die sein Vater gehabt hat und sein Großvater und sein Urgroßvater?"

„Das war einmal," sagte Bella, zerstreut; „aber soll denn die eiserne Kugel ewig nachgeschleppt werden?"

Schon fragte sich Jonathan, wenn er nach solchen Auftritten die Einsamkeit aufsuchte: „Giebt es kein Heilmittel für Bella's Zustand? . . ."

Der Rüsttag des Osterfestes war gekommen. Das Kind war nun schon um einige Monate über sein erstes Jahr hinausgeschritten.

An diesem Tag fastete Jonathan für seinen „Erstgeborenen" vom frühen Morgen bis zum Abende, da das Fest seinen Einzug hielt.

„Warum fastest du heute?" fragte Bella verwundert.

Jonathan, der sich stets freute, wenn er Bella in „solchen" Dingen unterweisen konnte, erklärte ihr den uralten Brauch, der die Väter dazu verpflichtet, sich an dem Tage, der einst in Egypten den Tod von Tausenden erstgebornen Söhnen — „vom Sohne des Königs auf dem Throne bis herab zum Sohne der gemeinsten Magd" — sah, für ihre Kinder zu kasteien.

Diese Erklärung gefiel Bella außerordentlich.

Einer Mutter ist jedes, auch das kleinste Opfer, das man für ihr Kind bringt, etwas, was sie mit dankbarem Gemüthe annimmt.

„Wirklich?" rief sie und ihre Augen leuchteten. „Du fastest für meinen kleinen Bernhard?"

Dann aber, weil sie ihrer Natur keinen Zwang auferlegen konnte, sagte sie mit dem alten Leichtsinn aus den ersten Tagen ihrer Ehe:

„Aber warum mußt du fasten? Warum soll der Mensch überhaupt fasten und seinen Körper abkasteien? Ist das nicht wieder die eiserne Kugel? Oder vielmehr, es ist dieselbe Geschichte wie mit der Blume. Die ganze Woche darf sie

duften und blühen, und wenn man will, kann man sie abbrechen. Aber wenn der Sabbat kommt, da ist ihr das Duften strengstens verboten. Da muß die Blume auch fasten! da muß auch die Blume etwas nachschleppen — die schwere eiserne Kugel!"

Für die jungen Eheleute war indessen eine schwere, schwere Heimsuchung gekommen, ein gemeinschaftliches Leid. Es waren zwei Jahre vergangen.

Der kleine Bernhard hatte bis dahin, trotzdem ihn sein Alter dazu bereits seit längerer Zeit berechtigte, keine Neigung gezeigt, sich — seines Mundes zu bedienen. Er vermochte noch nicht zu sprechen. Außer einigen unartikulirten Lauten hatte man aus seinem Munde noch kein einziges, ordentlich gebildetes Wort vernommen; und nicht einmal für die so leicht zu erlernenden Begriffe: „Vater und Mutter" schienen seine Lippen die erforderliche Fähigkeit zu besitzen. Dieser Umstand wurde allerdings zu Anfang kaum beachtet; man hielt das stets für eine Trägheit in der Natur des Knaben, die einmal unvermuthet ihren Abschluß finden würde.

Aber eines Tages, als es grade Jahrmarkt gab, hörte Bella vom offenen Fenster herab, wie eine junge Bäuerin, die ihren kaum einjährigen Knaben in einem weißen, über Rücken und Brust geknüpften Tuche mit sich trug, von demselben mit dem Mutternamen geherzt wurde. Ein bitterer Gedanke durchzuckte die ahnungsvolle Seele der jungen Frau. Unten das Bauernkind! — und ihr eigenes hatte noch niemals die Lippen aufgethan, um ihr den süßesten aller Namen, sei es im Schmerz oder in der Freude, zuzurufen. Was wollte das bedeuten?

Von diesem Tage an ließ es Bella an Versuchen der mannigfaltigsten Art nicht fehlen, um das Kind zum Reden zu bringen, aber es blieb jeder Erfolg aus. Noch übersah sie

aber keineswegs das ganze Gebiet ihres Leides. Dem Kinde konnte es ja wirklich an der nöthigen Willenskraft fehlen, wie das so oft vorkommt; überdies waren ja die Lebensjahre des Knaben noch nicht so weit vorgerückt, als daß sie sich unnöthiger Beängstigung zu ergeben hätte.

Sie unterließ also diese Versuche für längere Zeit und litt auch nicht, daß Andere sie unternahmen, um das Kind nicht „umsonst“ zu quälen. Aber einst wurde sie ihrem Vorsatze dennoch untreu. Da sprach sie dem Knaben, den sie auf ihrem Schoße hielt, mit einer Art leidenschaftlichen Ernstes den Namen „Mutter“ so anhaltend und lange vor, daß ihre eigenen Lippen fast ermüdeten. Aber das Kind schwieg. Da, in der Ungeduld ihres Herzens, oder, weil es sie bedünken mochte, daß sie den Eigenwillen des Knaben ein- für allemal mit Strenge werde brechen können, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen und warf ihm zornige Worte ins Gesicht.

Was geschah? Der Knabe mochte die ganze Größe seines Unglücks erkannt haben: er fing an bitterlich zu weinen.

Dadurch wurde Bella aufmerksam und mit dem Ahnungsvermögen einer Mutter errieth sie ihr und ihres Kindes Weh.

„Kannst du oder willst du nicht sprechen?“ rief sie angstvoll.

Das Kind sah sie mit Augen an, deren stummen Ausdruck sie von nun an niemals vergessen sollte!

„Wer hat mir das gethan? Warum kann das Kind nicht sprechen?“ schrie sie, und diese Wehlaute ertönten so lange und so durchdringend, daß sie Jonathan herbeiriefen.

Anfangs versuchte er, in bewußter Selbsttäuschung der jungen Mutter die nur zu sehr begründeten Besorgnisse hinwegzuscherzen; aber als sie dann vor seinen Augen die unglücklichen Sprachversuche wiederholte, da erkannte auch er mit be-

kümmertem Herzen, daß sein kleiner Knabe ein Kind stummer Unbehilflichkeit bleiben werde.

„Wer hat uns das gethan? Warum kann das Kind nicht reden?"

So klagte auch Jonathan.

Der eiligst herbeigerufene Arzt kam. Er unterzog den armen Knaben einer langsam anhaltenden und genauen Prüfung.

Wiewohl das Urtheil schon in ihm feststand, betastete auch er, wie es schien, jeden Nerv der so zarten Gliederung, und als sie ihn dann fragend anschauten, antwortete er nur mit einem deutungsvollem Kopfschütteln.

Das Kind war mit einem Gebrechen auf die Welt gekommen, dessen „Natur" sich vorläufig noch nicht feststellen lasse, erklärte er hierauf, und man werde sich jedenfalls in großer Geduld fassen müssen. Ob es künftig „wie ein anderer Mensch" werde reden können? Das hänge eben von dieser Natur ab, die schon mehr als Ein Wunder verrichtet habe.

„Wer hat uns das angethan?" rief Jonathan, seinen und seines jungen Weibes Wehelaut wiederholend, als fände er für sein namenloses Leid keinen anderen Ausdruck, als den einer Anklage wider den unbekannten Thäter.

„Wer uns das angethan hat?" schrie mit einem Male Bella. „Du kannst noch fragen wer? Deine „Benemmerin" hat mir das angethan, deine alte Freundin Beile Oberländer!"

Wie ihm diese Worte durch das Herz schnitten! Wie sie mit Blitzeshelle seinen Abstand von Bella's Fühlen und Denken beleuchteten! Mitten in seinem Grame mußte er sich sagen: Nachdem sie kaum den Ausspruch des Arztes gehört hat, der unser Kind zu einem ewigen Krüppel verurtheilt, ist ihr Erstes, daß sie an einem anderen Menschen ein schreiendes Unrecht be-

geht, an meiner guten alten Veile! Sie, die mit dem Heiligsten Spott treibt, denkt natürlich nicht daran, daß es eine Schickung Gottes ist, die uns in unserem Kinde heimgesucht hat, denn man hat ihr eingeredet, oder sie redet es sich selbst ein, daß das zu ihrer Bildung nicht passen würde. Warum fällt ihr aber was Abergläubisches ein? Warum denkt sie an so Widernatürliches? Eine „Benemmerin" steht ihr also höher als Gott!

Von dieser Stunde an blieb es zwischen den beiden Eheleuten schwül. Allmälig beruhigten sich zwar, wie dies in der Natur der Sache lag, ihre Gemüther, sie hatten das Schwerste überstanden, und was als Wehgeschrei sich ihnen entrungen hatte, war milder geworden, da der unglückliche Zustand ihres Kindes auch nur allmälig fortschritt. Aber Bella's Gemüth blieb verbittert, und es bewahrheitete sich wieder aufs Neue die Erfahrung, daß ein gemeinschaftliches Unglück statt die Seelen aneinander zu binden, sich oft wie ein Keil zwischen sie drängt.

Bella vermochte den Gedanken, daß die unheimliche Macht der alten Veile auf die Verunstaltung ihres Knaben Einfluß genommen habe, niemals ganz zu bewältigen.

Er brach immer aufs Neue in ihr hervor, immer stand die Gestalt der staarblinden Lehrerswittwe vor ihren Sinnen. Sie mochte noch so sehr gegen den Aberglauben, den sie mit ihrem klaren Kopfe erkannte, ankämpfen, er war stärker als ihr Verstand; sie hatte ihn liebgewonnen, sie hatte ihm Leib und Seele gleichsam unterordnet, weil er ihr Trost bot. Sie hatte an ihm einen Kameraden gewonnen, der getreulich zu ihr hielt in — ihrer Abneigung vor der „Gasse" und gegen die Menschen, die in ihr wohnten.

Einmal sagte sie zu sich selbst:

„Mein Mann ist und bleibt gut; er möchte den Boden unter meinen Füßen vergolden, wenn ich es wünschte, und das Kind ist mein Alles. Was geht mir also ab? Manchmal weiß ich es so genau und klar, daß ich meine, es sitzt mir in den Fingerspitzen; wenn ich aber danach greife, ist es verflogen. Mein Mann zum Beispiel legt ein großes Gewicht auf jeden alten Brauch. Er und Alle, die so denken wie er, haben einen merkwürdigen Hochmuth in sich, daß sie am Sabbat ein weißes Tuch auf dem Tische liegen haben müssen, während drüben beim Nachbar der Wochentag sich breit macht. Und auf diesen Hochmuth thun sie sich noch etwas zugute und glauben, jenseits einmal einen besonderen Lohn dafür zu erhalten! Einen besonderen Lohn für etwas, was meinen Nachbar niedriger stellt und ihn gradezu beleidigt! Ich möchte nur Eines gerne wissen: Könnte die Welt nicht bestehen, wenn ich am Sonntage statt am Sabbat ein weißes Tuch über den Tisch ausbreitete und darauf einen Blumenstrauß setzte, der am selben Tage von den Stengeln gebrochen ward? —“

In diese Stimmung des Hauses trat das fremde Kind, das Tauschkind des czechischen Schmiedes, ein. Eigentlich hätte Niemand, und am allerwenigsten Maria Dorothea, sagen können, welchen Namen ihr Verhältniß zum Hause Jonathan's trug. Zwei Jahr waren vergangen, seitdem sie Jonathan von dem Bänkchen der Schmiedewerkstätte hinweg, blos „um sich bei ihm auszuweinen,“ bei sich aufgenommen hatte. Aus der einen Nacht waren gar viele hervorgegangen und Niemand hatte es bemerkt. Es war Allen, als sei das niemals anders gewesen. War sie die Magd des Hauses? Dafür bewegte sie sich zu frei und selbstständig; sie aß am Tische ihres Herrn und man hatte kein Geheimniß vor ihr. Man befahl ihr nicht; man ließ sie

in allen Dingen gewähren. Sie war die Kameradin des Kindes und schien nichts anderes sein zu wollen.

Und es barg sich eine merkwürdige Kameradin, wie wir bereits erzählt haben, in dem fremden Tauschkinde.

Es war ein eigenthümliches Gefühl von Ruhe, das Jonathan stets überkam, wenn er fern vom Hause an seinen Knaben dachte und die Unbehilflichkeit des von der Natur mißhandelten Wesens sich vergegenwärtigte, daß er ihn unter dem Schutze Maria Dorothea's wußte. Er konnte sich das schwarzlockige Köpfchen Bernhard's nicht mehr ohne das flachsblonde Haar des deutschen Mädchens denken. Wie schön das zu einander stand und in einander floß! Und wie klug das Tauschkind des Schmiedes seitdem geworden war! Er erinnerte sich nicht, jemals ein einfältiges Wort von ihr gehört zu haben. Was sie that und sprach, trug das Gepräge gleichmäßiger Bedächtigkeit, und doch schien sie nie etwas zu überlegen. Es kam Alles fertig, gelassen und doch anmuthend aus ihr hervor. Oft behandelte sie den Knaben, wenn er sich störrig erwies, mit Strenge; aber die Art und Weise, wie sie den Bann dieser Strenge nicht sogleich, sondern in leisen Uebergängen löste, sobald sie merkte, daß Bernhard wieder zum Gehorsam zurückkehre; wie Bernhard niemals gewahr wurde, daß sie eigentlich schwach gegen ihn geworden, hatte etwas für ihn, worüber er nicht genug nachdenken konnte.

„In diesem kaum siebzehnjährigen Mädchen," sagte er oft, „steckt das Talent einer Mutter."

Selbst die sonderbaren Reden, die, ihren kirchlichen Anschauungen entsprungen, ihn am Anfange gradezu beängstigt hatten, waren längst in den Hintergrund seiner Seele gedrängt worden und hatten nichts Beunruhigendes für ihn. Sie führte

diese Reden noch jetzt, wie sich überhaupt wenig an ihr verändert hatte, aber wie ganz anders klangen sie jetzt!

Wenn sie in dem einen Augenblicke die Namen des Heilands, seiner Mutter und seines Nährvaters aussprach und gleich darauf ihrem schönen Bernhard das Nachtgebet in der Sprache Zions vorsagte, das sie sich allmälig ganz zu eigen gemacht hatte; oder wenn sie an einem Tage, den zugleich die Kirche und die „Gasse“ als einen Feiertag begingen, früh Morgens die Messe besuchte und sogleich nach ihrer Rückkehr für ihren Knaben die festtäglichen Gewänder bereitete; wenn sie am Freitagabende keinem Anderen die Sorge überlassen wollte, die Kerzen auf den silbernen Leuchtern anzuzünden, damit Jonathan bei seiner Heimkunft aus der Synagoge Alles für den Empfang des Sabbats bereit finde, und .. gleichzeitig ertönte die Abendglocke und sie betete ein andächtiges Ave Maria, so floß das Alles so bunt und vielfarbig durcheinander . . . wie eben das schwarzlockige Köpfchen des kleinen Bernhard mit den flachsblonden Haaren Maria Dorothea's!

Wer hatte das Kind des deutschen Webermeisters in diesem Benehmen unterrichtet? Wer war sein Lehrer? Es stieß nirgends an; mit klaren Augen ging es seinen Weg und strauchelte niemals. Das war für ein unerwachsenes Kind, wie sie noch war, bewundernswerth; größere Menschen, das mußte sich oft Jonathan fragen, und die sehr viel gelernt hatten, konnten sie sich anders benehmen? So kam Jonathan, der sich über diesen Gegenstand nicht selten in anhaltendes Grübeln versenkte, allmälig zu einem Gedanken, der ihn zu beherrschen anfing:

Dorothea hatte großen Respekt vor der Religion überhaupt. Das wars, was dem Mädchen sein Benehmen im Hause vorschrieb! —

Jonathan befand sich auf einer seiner Geschäftsreisen, fern vom Hause, in einer großen Stadt, als ihm einfiel, daß in den nächsten Tagen der fünfte Geburtstag seines kleinen Bernhard stattfand. Schon der Zustand des Knaben erforderte es, daß man diesen Tag festlich beging. Schritt er nicht einem freudlosen Dasein entgegen und mußte man nicht jeden Anlaß benützen, um auf diesen vereinsamten Pfad einige Blümchen zu werfen?

So ging er denn in einen Laden, der eine Fülle jener Spielwelt enthielt, daran sich ein Kind erfreut. Er kaufte und kaufte, mehr als Bernhard in einigen Jahren bewältigen konnte, und es that ihm wohl, den Haufen des „Mitbringens" immer größer und größer werden zu sehen.

„Und für Bernhard's Kameradin," flüsterte eine Stimme in ihm, „willst du die vergessen?"

Er ging sogleich in einen anderen Laden. Unter all den preiswürdigen Gegenständen fiel ihm nach langem Suchen ein fertiges weißes Kleid, ein breites blaues Seidenband und ein Kamm aus Schildkröte in die Augen, dessen oberer Theil mit kleinen Kügelchen geziert war, so daß er wie eine gezackte Krone aussah.

Als Jonathan am Geburtstage Bernhard's vor den erstaunt leuchtenden Blicken des Mädchens die heimgebrachten Spielsachen auskramte, sagte Dorothea:

„Du hast an Eines vergessen, Jonathan, Herr!"

„Was, Dorothea?"

„Du hast mir nichts mitgebracht!"

Das sagte das Mädchen so trocken und gelassen, daß Bella darüber in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Warum lacht die Frau?" meinte Dorothea mit großem Ernste.

„Dorothea hat Gottes Recht," sagte Jonathan; „warum habe ich auch einen so vergeßlichen Kopf?"

Und damit überreichte er dem Mädchen sein von einem weißen Papiere sorgfältig umhülltes „Mitgebrachtes."

Dorothea war ungewöhnlich blaß geworden. Erst hielt sie das Päckchen zaghaft, fast zweifelnd, ob sie es aufmachen sollte, in den Händen, dann preßte sie es krampfhaft an ihr Herz und ging eiligst zum Zimmer hinaus.

Es währte nicht lange, so kehrte sie wieder zurück. Sie hatte geräuschlos die Thüre aufgemacht und stand nun vor ihnen, aber in welcher seltsamen Veränderung! War dies noch das Kind des deutschen Webers? Das Tauschkind des czechischen Schmiedes? Eine liebliche Jungfrau stand vor ihnen. Das weiße Gewand, über welches das blaue Seidenband fiel, umhüllte ihre Glieder und in den aufgelösten blonden Haaren schimmerte der Kamm, fast wie ein Krönchen anzusehen. Dabei war ihr Antlitz von einer feinen Röthe überhaucht. Ihre Augen hielt sie demüthig zur Erde gesenkt.

„Dorothea," rief Jonathan, „wie schön bist du!"

Er hielt inne, fast erschrocken über den Widerhall seiner eigenen Worte, und mußte sich abwenden, denn die Bewegung die ihn erfaßt hatte, war zu gewaltig.

Sie aber warf sich vor dem Knaben, der mitten unter seinen Spielsachen saß, stürmisch nieder, ergriff ihn mit beiden Händen und hob ihn in die Höhe.

„Jetzt, mein schöner Bernhard," rief sie mit einer Stimme, die ungewöhnlich begeistert klang, „jetzt weiß ich es: Du wirst einmal sprechen können!"

Von nun an zog sie das weiße Kleid mit dem blauen Bande nur bei gewissen festtägigen Anlässen an; seltsamerweise benützte sie dabei niemals den kronenartig geformten Kamm

aus Schildkrötenschale. Regelmäßig geschah dies an jedem Sabbat; in diesem „Aufzuge" ging sie zumeist, wenn die Sonne warm über dem Ringplatze lag, mit dem kleinen Bernhard nach jenem Bänkchen in der Schmiedewerkstätte, wo es so schön war, zuzusehen, wie einem Rosse, frischweg von dem Amboß, ein Hufeisen angeschmiedet wurde und die Eisenschiene, die um ein Rad gehämmert wurde, so prächtig glühende und spritzende Funken von sich warf! Zwischen dem ehemaligen Tauschvater Jaroslaw Patek und seinem Tauschkinde hatte sich seitdem ein Freundschaftsverhältniß eigener Art gestaltet. Sie hielten oft lange Unterredungen mit einander, die das Sonderbare an sich hatten, daß sie in zwei Sprachen geführt wurden, ohne daß sie eines Dolmetsches bedurften. Jaroslaw Patek sprach czechisch, Dorothea deutsch. Sie hatte sich die Laute des fremden Idioms zu eigen gemacht und dennoch kam auch nicht der leiseste Hauch desselben über ihre Lippen. Es bestand eine Art stillschweigender Vertrag zwischen beiden, daß sie sich gegenseitig niemals fragten, woher Einer die Sprache des Andern verstand. Genug, daß sie sich verstanden.

„Dorothea," sagte eines Tages der Schmied zu ihr, „es hat sich neulich Einer nach dir erkundigt; ich darf dir aber nicht sagen wer."

„Was gehts mich an?" meinte Dorothea gleichgiltig.

„Das glaub' nur ja nicht," bemerkte der Schmied mit großem Ernste, „daß dich der nichts angeht. Er ist ja ein halber Landsmann von dir."

„Der Caplan?" forschte Dorothea.

„Es ist doch merkwürdig," zürnte der Schmied in einer Art scherzender Entrüstung, „wie mich dieses kleine deutsche Mädchen zu überlisten versteht."

Dorothea kam nachdenklich nach Hause. Selbst ein flüch-

tiger Blick konnte gewahr werden, daß die Gedanken des Mädchens einer seltsamen Abwesenheit verfallen waren, wie man sie an ihr nicht kannte.

Im Spiele mit dem kleinen Bernhard zeigte sie sich zerstreut. Auch suchte sie durch mehrere Tage das Bänkchen in der Schmiedewerkstätte nicht auf; sie schien es absichtlich zu meiden.

„Was mag mit dem Kinde vorgefallen sein?" fragte Jonathan seine Frau.

„Mit welchem Kinde, mit Bernhard?"

„Mit Dorothea," sagte Jonathan zögernd.

„Die ist kein Kind mehr," sagte Bella kurz. „Und dann! soll ich meine Augen auch noch für die Zustände eines fremden Mädchens haben? Ich habe genug auf mich selbst zu sehen."

Eine Woche später ward Dorothea einmal ausgeschickt, um einen Auftrag auszurichten, der sie vor die letzten Häuser einer halbverfallenen Gasse führte.

Dorothea betrat diese Gegend nicht ohne Herzpochen, denn sie hatte einmal von Jonathan gehört, daß dort der berühmte Dieb „Nacek" wohne, der mit dem Eigenthume der ganzen „Gasse" jahraus jahrein auf feindseligem Fuße stand; aber Jonathan's Haus schonte er, weil eines seiner Kinder in der Fabrik seine Beschäftigung hatte. Wenn er ihr aber doch das Päckchen entriß, das sie in Jonathan's Auftrage zu übergeben hatte? . . ."

Ohne Gefährdung an Leib und Eigenthum richtete sie jedoch ihren Auftrag aus und trat nun den Heimweg an. Es war Abend geworden und in der stillen Gasse kein Mensch zu schauen.

Da kam ihr mit einem Male am Eingang des Hohlweges, der die „Dechantei" von der Kirche trennt, so, daß man in die

letztere nur über eine Brücke gelangen kann, der junge Caplan entgegen, den sie aus der Kirche her sehr gut kannte. Weil der Abend noch heiß war, trug er den Hut in der Hand, und man konnte auf seinem Haupte jene lichte Stelle bemerken, die von seiner Weihung zum geistlichen Berufe herrührte.

Pater Urban, der Caplan, war übrigens wie die meisten seiner Genossen, ein Bauerssohn und sein bartloses Antlitz verrieth auch in den grobkörnigen Zügen seine Abkunft. Aber die Lippen zeigten sich feingeschnitten und wenn er sie öffnete, sah man erst, daß sie gebieten konnten.

Dorothea war demüthig stehen geblieben, um den geistlichen Herrn an sich vorüberschreiten zu lassen. Aber der Caplan blieb gleichfalls stehen.

„Nun treffe ich dich ja doch, Maria Dorothea," sagte er in langsam gemessenem Tone, wobei er das ganze Wesen des Mädchens wie mit einem Blicke umfing.

Dorothea war ihm näher getreten, um ihm die Hand zu küssen. Aber er entzog sie ihr rasch und ein dunkles Erröthen flog über sein bartloses Gesicht.

„Du bist ja groß und stark geworden," sagte er, „seitdem ich dich das letzte Mal gesehen. Es muß dir also ganz nach Wunsch gehen in dem Hause, wo . . . sie den stummen kleinen Knaben haben?"

Dorothea nickte blos mit dem Kopfe, denn das Alles hatte der Caplan in czechischer Sprache gesprochen.

„Warum antwortest du mir nicht, Dorothea?" meinte er nach einer Weile.

„Ich kann mich nicht ausdrücken, hochwürdiger Herr," sagte Dorothea, die erschreckten Augen zu dem Sprecher aufhebend.

„Ja, das kommt daher," begann der Caplan mit gehobener Stimme, es klang aber doch nicht zornig, denn er schien

sich einer großen Selbstbeherrschung zu befleißen, „ja, das kommt daher, wenn das Ei klüger sein will als die Henne und wenn das Kind sich auflehnt gegen die klugen Absichten seiner Eltern. Das ist ebenso sündhaft, als wenn man sich an dem lebendigen Worte Gottes vergreift und es lästert. Meinst du, als dein Vater dich hierherbrachte, in das Haus des Schmiedes Jaroslaw Patek, da hat er einer blinden Laune gefolgt, blos damit du die Luft deines Heimathsortes veränderst? Wahrlich, wahrlich, ich sage es dir, Dorothea, damit du aus deinem Irrthum erwachst, das wollte er gewiß nicht, und mein Wort ist dir Bürge dafür, er wollte es nicht, daß du in das Haus jener Leute gehst, um ihr stumm gebornes Kind auf deinen Armen zu hätscheln."

Er hatte, indem er dies sprach, die Hand nach der Gegend ausgestreckt, wo die „Gasse" lag.

Dorothea war dieser Bewegung mit ihren Augen gefolgt. Sie sagte:

„Wer aber soll mit dem armen Knaben sich beschäftigen, hochwürdiger Herr, wenn nicht ich?"

„Dein Vater hat dich nicht dafür zu Jaroslaw Patek gebracht," sagte der Caplan strenge; „du bist hierher geschickt worden, um etwas zu lernen, nicht um „fremde" Kinder abzuwarten."

Dorothea hob den unter diesen Worten gesenkten Kopf auf; sie sah dem Caplan voll und treuherzig in das Gesicht.

„Ich kann das Böhmische nicht erlernen und ich kann es nicht sprechen," sagte sie zwar leise, aber mit einer Heftigkeit, die den geistlichen Herrn verblüffte.

„Du kannst nicht?" rief er, indem er dem Mädchen näher trat.

Dorothea schüttelte den Kopf.

Mit gedämpfter, aber trotzdem vor innerer Bewegung zornig bebender Stimme sagte der Caplan:

„Es steht in der heiligen Schrift geschrieben: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und mir folgen.“ Weißt du, was darunter verstanden wird? Ich will es dir erklären, weil du in deiner Einfalt und in der Unwissenheit deines Herzens dich unterfangen hast, gegen ein strenges Gebot zu handeln. Das ist die heilige Kirche unseres Herrn und Heilandes, dessen niederster Diener ich bin. Sie verlangt deinen Gehorsam, wie sie einst den meinen verlangt und erhalten hat.“

„Muß ich meine deutsche Sprache vergessen?“ unterbrach ihn Dorothea schüchtern.

Offenbar störte dieser Einwurf des Mädchens die zu einer längeren Fortsetzung angethane Rede des Caplans. Er biß sich auf die Lippen und sein blasses Antlitz wurde für einen Augenblick wieder hochroth. Aber obwohl er noch jung war, schien er doch bereits in jener Schule alt geworden zu sein, deren oberster Grundsatz dem Bändigen der Leidenschaften und des ungezügelten Wortes gilt. Milde und weich, daß jeder Laut von tiefinnerster Rührung erzitterte, sagte er:

„Sieh mich an, Dorothea! Ich bin ein deutsches Kind wie du, und das erste Vaterunser, das man mich beten lehrte, habe ich von meiner Mutter, die eine Deutsche war, gelernt. Bis zu meinem siebzehnten Jahre habe ich nichts als deutsch gesprochen. Von da an habe ich mich aber, wenn auch unter großer Noth und Drangsal und unter namenlosen Kämpfen davon abgewendet. Das geschah im Seminar unseres Bischofs, wo ich mich zum Geistlichen wollte weihen lassen, nicht mit einem Male, sondern nur allmälig. Denn als das Licht vor meiner Seele aufging, da habe ich erkannt, Dorothea, daß, wer ein Priester dieses Volkes sein will, ein echter und ein

rechter Priester, der muß mit dem Volke dieses Landes in seiner Sprache reden können. Sieh an, Dorothea: diesem Volke gehört seit uralter Zeit das ganze Land, die Anderen haben sich nur mit Gewalt oder mit List hier eingeschlichen! Wer hält so zur heiligen Kirche wie dieses Volk? Wer ehrt so die Heiligen Gottes wie dieses Volk? Wohin du deine Augen wendest, steht eine Kirche, und wo eine Kirche steht, da steigt aus Tausenden von Herzen das Gebet zum Himmel auf: Gott möge dieses Land und Volk vor Untergang bewahren. Ueberall sonst herrscht Unglaube, Lüge und Zuchtlosigkeit, nur nicht hier! Darum haben sie sich verschworen, dieses Land und Volk zu verderben. Bis auf den Namen wollen sie es ausrotten, und wo früher eine Kirche gestanden ist oder ein Heiliger verehrt wird, da wollen sie ihre zuchtlosen Bilder aufstellen. Keine andere Sprache soll daselbst ertönen, als die ihrer Lüge und ihres Unglaubens. Kann das Gottes Wille sein? Kann es in seinem Willen gelegen sein, daß dieses Volk und Land untergehe? Wer soll es trösten, das rings von Feinden umgeben ist, die auf seinen Untergang lauern? Und so, Dorothea, ist es gekommen, daß ich, der Deutsche . . . diesem Volke angehöre mit Leib und Seele!"

Wie traurig klangen die letzten Worte! Dazu kam, daß über den Giebel der „Dechantei" herab ein letzter Strahl der scheidenden Sonne in den Hohlweg sich verlor, so daß das Antlitz des jungen Priesters in einem überirdischen Schimmer leuchtete.

Dorothea fühlte sich vom tiefsten Mitleid bewegt.

„Glaubst du," fuhr der Caplan nach einer Weile fort, indem er mühsam die von ihm selbst wachgerufenen Geister bezwang, „es ist mir so leicht vom Herzen gegangen, daß ich nicht mehr zu Euch gehöre? So oft ich das Vaterunser in

czechischer Sprache beten höre, fällt mir meine Mutter ein. Man kann das so leicht nicht vergessen! Aber wie ich täglich das heilige Meßopfer für Den darbringe, der am Kreuze sein Blut für uns vergossen hat, so habe ich auch meinem Herzen gesagt: Bringe ein Opfer für dich selbst dar! Meine Mutter ist todt und mein Vater ist todt, und Alles ist todt in mir, bis auf Eins, das nicht sterben kann, weil es das ewige Leben ist, und das ist die heilige Kirche Gottes!"

Der Caplan hielt inne; war es, daß er die Wirkung seiner Worte berechnete, die jetzt eines Abschlusses bedurften, oder daß ihn die Wucht seines Geständnisses, wie er es hier einem siebzehnjährigen Mädchen offenbarte, selbst übermannte? Aber was immer sein mochte, — die Seele Dorothea's zitterte wie ein Vögelchen unter den gewaltigen Fängen einer Rede, wie sie sie niemals vernommen hatte.

„Hochwürdiger Herr," rief sie zaghaft, „was habe ich zu thun?"

„Gieb mir zuerst dein Wort," sagte der junge Priester, „daß du Alles, was du von mir gehört hast, tief in deiner Seele verschließest. Du hast mit deinem Priester gesprochen und die Welt braucht nicht zu wissen, was er zu dir gesprochen hat. Gieb mir deine Hand darauf."

Dorothea legte ihre Fingerspitzen in die durchglühte Hand des jungen Priesters. Der Hohlweg war menschenleer, aber der scheidende, über den Giebel der „Dechantei" herabgleitende Sonnenstrahl lag noch immer auf dem Antlitz Pater Urban's.

„Am nächsten Montag," begann der junge Priester wieder, feierlich und gemessen, als stünde er auf der Kanzel und verkündete dem Volke ein bevorstehendes kirchliches Ereigniß, „am nächsten Montag geht von hier eine Procession nach Urschendorf zur heiligen Mutter Gottes, um zu ihr, der gnadenvollen

Beschützerin, für das Wohl dieses Landes zu beten. Ich selbst werde die Wallfahrt leiten. Am nächsten Montag! Hörst du's? Ich will, daß du mitgehst."

„Ich will ferner," fuhr Urban fort, „daß du dein weißes Kleid anziehst und das blaue Band dazu. Deine Haare lasse herunterwallen, lang und fließend, wie sie dir Gott gegeben hat. Denn du erscheinst vor der Königin des Himmels und der Erde! Rein wie das Herz, das du vor ihr ausschütten willst, muß Alles an dir sein, Dorothea, Alles! Vieles hat sich in dir angehäuft, was ihr mildes Auge wegräumen soll! Du mußt ihr daher auch besondere Ehre erweisen. Beim Einzug in die Kirche von Urschendorf wirst du eines von den Bändern halten, das von den Gewändern der heiligen Mutter Gottes ausgeht, die wir mit uns nehmen."

Hierauf machte der Priester das Zeichen des Gekreuzigten über das junge Mädchen und ging.

Der Sonnenstrahl auf dem Giebel der „Dechantei" war gänzlich erloschen. —

IV.

Die Wallfahrt nach Urschendorf.

Als Jonathan am Abende desselben Tages in später Stunde heimkehrte, fand er unter der breitästigen Linde des Gartens, den er zu durchschreiten hatte, eine dunkle Gestalt stehen, die er nicht sogleich erkannte. Er rief sie an; da kam sie ihm entgegen.

„Dorothea," rief er erschrocken, „wie kommst du jetzt hierher? Ist etwas mit Bernhard vorgegangen?"

„Bernhard liegt in seinem Bette und schläft gut," sagte das Mädchen stockend.

„Hast du mir etwas zu sagen, Dorothea?" fragte er weiter.

„Ja, Herr!" sagte Dorothea mit seltsamer, an ihr nicht gekannter Scheu.

„Und warum mußtest du hier auf mich warten?"

„Ich kann dir das nur an einem Orte sagen," meinte Dorothea, „wo mein Bernhard nicht ist."

„So schreckliche Dinge hast du mir zu vermelden, Dorothea?" versuchte Jonathan zu scherzen.

„Jonathan! Herr," begann das Mädchen, „ich will dir nur sagen, daß ich mit der Procession nach Urschendorf gehe zur heiligen Mutter Gottes. Ich muß deinen Bernhard zurücklassen."

„Nach Urschendorf?" wiederholte Jonathan, dem dieser Wallfahrtsort schon längst aus dem Gedächtnisse geschwunden war. „Was willst du in Urschendorf?"

„Ich muß auch das schöne weiße Kleid dazu anziehen," fuhr Dorothea fort, Jonathan's Frage nicht beachtend; „das blaue Seidenband, und meine Haare müssen lang und fließend herabwallen, wie sie mir Gott gegeben hat. Und beim Einzuge in die Kirche von Urschendorf werde ich Eines von den Bändern halten, die von den Kleidern der heiligen Mutter Gottes ausgehen; man wird dort für das Wohl des Landes beten, damit die Czechen von den Deutschen nicht ausgerottet werden und der hochwürdige Herr Urban selbst wird die Wallfahrt leiten."

Das Alles brachte das Mädchen wie eine eingelernte Aufgabe eintönig, ohne Schwung und ohne jenes feierliche Gepräge vor, das seinen Reden sonst eigen war. Es klang wie

eine geschäftsmäßige Aufkündigung ihres Dienstes. Von um so größerer Wirkung war es auf Jonathan.

„Du willst also von Bernhard fortgehen?" fragte er zerstreut, als habe er von der Ansprache Dorothea's nichts als die Eine Meldung, die ihn besonders anging, herausgehört.

„Ich gehe nach Urschendorf zur heiligen Mutter Gottes." —

„Mit einer Procession willst du gehen?"

„Ja!"

„Dorothea!" rief Jonathan mit einer Heftigkeit, die einem Aufschrei glich.

„Was willst du, Herr?"

„Dorothea," sagte er, den sein eigener Schrei wohl erschreckt haben mochte, ruhiger, „ich kann dir nicht erlauben, von uns fortzugehen, ich kann dir das nicht erlauben! Dein Vater hat dich mir überlassen und ich muß ihm bürgen für jedes Haar auf deinem Haupte. Warum willst du auch fortgehen? Ist dir in meinem Hause etwas Schlechtes begegnet? Hat man dich beleidigt? Ich will von Bernhard gar nicht reden! Du weißt, daß das Kind ohne dich nicht leben kann. Ich kann dir das nicht erlauben, ich bin verantwortlich für dich!"

Trotz des Abenddunkels mußte Jonathan den namenlos traurigen Blick bemerkt haben, mit dem Dorothea auf dem Antlitze ihres Herrn weilte.

„Du wirst mich nicht zurückhalten!" sagte sie; es klang wie bittend.

Jonathan's Heftigkeit brach aufs Neue aus; seine ganze Natur war wie umgewandelt. Es war, als ob in dieser späten Abendstunde ein giftiger Tropfen vom Himmel gefallen wäre, der sein Blut in eine bis dahin nie gekannte Wallung ver-

setzte, daß es zornig siedete und die Bande seines Leibes zu sprengen drohte.

„Ich leide es nicht," rief er, „und mit meinem Willen wirst du nicht gehen, Dorothea! Meinst du, ich habe kein Recht an dich und ich kann dir nichts verbieten? Ich kann dir verbieten, ich kann dir befehlen! Du bist minderjährig und nach deinem Vater, der nicht gegenwärtig ist, habe ich das größte Recht auf dich."

„Es ist besser, du läßt mich nach Urschendorf in die Kirche zur heiligen Mutter Gottes gehen!" unterbrach ihn Dorothea.

Jonathan aber schien den Einwand des Mädchens in seiner Stimmung überhört zu haben.

„Wie ich dich," rief er, „von jener Bank in der Schmiede-werkstätte fortgeführt und dich in mein Haus gebracht habe, Dorothea, so wirst du nicht eher aus diesem Hause fortgehen, als bis ich es zugebe! Du hast keinen Willen und darfst keinen haben. Du bist noch ein Kind und Gehorchen ist deine Pflicht."

Jonathan sprach noch länger. Stromartig brausten die wilden Worte einher, ungedämmt schossen sie weiter dahin. Dorothea's Entschluß schien ihm so ungeheuerlicher Natur zu sein, daß kein Beweis, aber auch keine Drohung ihm stark genug dünkten, um ihn zu erschüttern.

Zuletzt rief er:

„Ich leide es nicht, Dorothea! Das ist mein letztes Wort. Meinst du, ich fürchte mich vor deinem Caplan?"

„Fürchte den Caplan nicht, Jonathan, Herr!" sagte Dorothea.

Was war mit Jonathan Falk geschehen, daß ihn diese wenigen Worte zur plötzlichen Besinnung zwangen? Wer hatte

es ihr verrathen, daß er den Caplan fürchte? . . . Er hatte die nöthige Fassung wieder gewonnen.

„Dorothea," sagte er, und der Ton seiner Stimme klang heiser, so sehr bemühte er sich, seines leidenschaftlich erregten Zustandes Herr zu werden, „ich habe es mir überlegt! Warum soll ich dich abhalten, in eine Kirche zu gehen, wenn dich die Andacht dazu drängt? Also geh nur mit der Procession! . . . Was geht es mich an, ob der Caplan mitzieht oder nicht? Frage ich deinen hochwürdigen Herrn, ob es ihm genehm ist, wenn ich in meine Kirche gehe? Ich verstehe ja doch nichts von seinem Glauben, so wenig er von dem meinigen versteht. Also geh nur, Dorothea, und putz' dich für die Wallfahrt, so schön du kannst. Brauchst du noch mehr Bänder oder dergleichen, so sag's meiner Frau, sie wird dir Alles geben."

Mit dieser Lüge auf den Lippen verließ er das Mädchen unter der breitästigen Linde seines Gartens, und mit derselben Lüge im Herzen trat er einige Augenblicke später vor seine Frau hin und theilte ihr in dürren Worten mit, daß er soeben dem Mädchen die Erlaubniß gegeben habe, sich an der Procession zu betheiligen.

Bella lächelte eigenthümlich.

„Mich wundert nur," sagte sie, „daß dir das so leicht vom Herzen gegangen ist."

„Wieso?" meinte Jonathan scharf aufhorchend.

„Du und eine Procession!" sagte sie mit demselben Lächeln.

„Habe ich ihr es denn verwehrt?" eiferte er. „Habe ich mich etwa dagegen gestemmt, weil es eine Procession ist? . . . Sie mag gehen, wohin sie will, und wenn sie zum Papst nach Rom wallfahrten will, kann ich dagegen was einwenden? Aber ich habe neuerdings die Erfahrung gemacht, daß sich im Um=

gang mit „ihnen“ auf Dank nicht rechnen läßt. Hättest du geglaubt, diese Dorothea werde jemals im Stande sein, sich auch nur auf drei Schritte von unserem Bernhard zu entfernen? Und jetzt zieht sie mit einer Procession?“

„Das ist ja eben das Schöne und Große bei „ihnen,“ bemerkte Bella mit scharfer Betonung des letzten Wortes. „Ueberall stehen offene Kirchen und Betstätten in Bereitschaft. Diese Dorothea! Ich weiß nicht, was in ihr vorgeht, aber sie fühlt das Bedürfniß in sich, sich irgendwie auszusprechen. Sie glaubt, daß sie das in dieser oder jener Kirche, vor diesem oder jenem Heiligenbilde am besten thun könne. Sie geht also mit der Procession! Kannst du mir etwas Aehnliches bei uns entgegenstellen? Wenn ich daran denke, wie mir deine alte Veile jenes „Andachtsbuch“ brachte, worin so viel von der Opferung Isaak's und den Löwen Daniel's zu lesen ist, dann . . .“

„Was?“ fuhr Jonathan auf.

„Ich stelle ja keine Vergleiche an,“ sagte Bella kurz.

Jonathan aber rief nach einer langen Pause, während der er mit hallenden Schritten in der Stube auf- und niederging:

„Jaroslaw Patek, der Schmied, hat mir einmal vertraut, daß er an dem Fortbestande seines Volkes verzweifelt. Ich weiß nicht, ob er Recht hat. Mit uns muß etwas Aehnliches vorgehen, denn unsere Weiber haben angefangen, sich abzuwenden . . . vom Alten.“ —

Dorothea verbrachte indessen die wenigen Tage bis zum Montag, an welchem der Auszug der Wallfahrt nach Urschendorf stattfinden sollte, als habe jene Unterredung zwischen ihr und Jonathan unter der breitästigen Linde des Gartens niemals stattgehabt. Es stak eine Art Lustigkeit in ihr, wie man sie an ihr noch nicht gekannt hatte, und grade dann, wenn

Jonathan zugegen war. Sie that ausgelassen mit dem kleinen Bernhard, hob ihn bald stürmisch in die Höhe, als wollte sie ihn mit einemmale fallen lassen, dann wieder versteckte sie sich vor ihm und ließ sich von dem Knaben in allen Winkeln und unter allen Schränken der Stube suchen. Jedem Anderen, der das Thun des Mädchens in diesen Tagen beobachtete, wäre es als der Ausfluß einer unnatürlich gesteigerten Stimmung vorgekommen, nur Jonathan beurtheilte es anders. Das war die rechte, angeborene Natur Dorothea's! Seitdem sie wußte, daß sie mit der Procession gehe, trat in ihr die Freude hervor, daß sie aus den Banden des ihr im Grunde des Herzens fremden Hauses erlöst werde. Sie war aufrichtig genug, die wahre Gesinnung nicht zu verbergen; wann hätte es jemals eine Andere von „ihnen" anders gethan?

Früh am Morgen des nächsten Montags ertönte von der Dechanteikirche die Glocke, das Zeichen, daß sich die Urschendorfer Wallfahrt von dort in Bewegung setze. Es währte auch nicht lange, so kam der Zug über den Ringplatz, am Rathhause und Jaroslaw Patek's Schmiede vorüber zu Jonathan's Hause.

Es war im Frühlinge und in der Luft schienen tausend und tausend Stimmen zum Lobe der Urschendorfer Mutter Gottes zu summen. Aus der Ferne, immer näher und näher, kam der slavische Kirchengesang, untermischt von weithin hallenden Trompeten und den dumpfen Tönen der Kesselpauken. An der Ecke des Rathhauses ward eine große Kirchenfahne, die dem Zuge vorangetragen ward, sichtbar. Bernhard schlief noch, aber Bella riß den schlaftrunkenen Knaben aus dem Bette und trug ihn ans offene Fenster, „damit er Dorothea sehen könne, wie sie zu ihrer Mutter Gottes wallfahre."

Jonathan stand in einer Ecke der Stube und verrichtete sein Morgengebet.

Jetzt erschien die Procession.

Voran trug ein Mann die blauseidene Kirchenfahne, auf welcher der Patron der Dechantei in bunten Farben zu sehen war. Hinter ihr schritt der junge Priester Urban in geistlichen Gewändern, das Haupt entblößt, dann kamen weißgekleidete Mädchen, darunter Dorothea. Den Schluß des Zuges bildeten die Musikanten und ein Haufe alter und junger Frauen in Feiertagskleidern. Als Letzter im Zuge erschien Jaroslaw Patek, der Schmied, in seiner Hand einen riesigen Stock haltend. Das anhaltende Glockengeläute bildete gleichsam die unsichtbare Begleitung. —

Dorothea hatte ihr weißes Kleid an, darüber flatterte das breite blaue Band. Ihre Haare wallten aufgelöst über das weiße Kleid hinab, nur der kronenartig geformte Kamm bildete ihren einzigen Schmuck. Sie schritt aufrecht unter ihren Genossinnen, die Blicke weder nach rechts, noch nach links gerichtet.

Als der Zug an Jonathan's Hause vorüberkam, rief Bella zu ihrem Knaben, den sie im Arme hielt:

„Schau hin, Bernhard! Wie schön und stolz deine Dorothea ist!"

Aber das Mädchen schritt, ohne die Augen aufzuheben, achtlos vorüber. Jetzt erst schien das Kind zum vollen Bewußtsein seines Jammers gebracht zu sein; die Trennung von seiner bisherigen Gespielin mochte erst jetzt mit aller Macht ihn überkommen. Bernhard fing heftig zu weinen an.

Umsonst suchte Bella den Knaben mit süßen Schmeichelworten zu beschwichtigen, indem sie ihm versprach, Dorothea werde von der Procession mit den schönsten Sachen heim kommen und sie sei nur deshalb mit der Wallfahrt gegangen.

„Wozu sagst du ihm das?" rief Jonathan, der sein Gebet beendigt hatte.

Seine Stimme klang hart und rauh.

„Wozu verzärtelst du das Kind in so unverantwortlicher Weise? Wäre es nicht schon jetzt besser für ihn, wenn du ihm die Lehre einschärftest, daß zwischen uns und „ihnen" kein Bund besteht? Je früher er das lernt, desto besser kann er sich in Zukunft vor „ihnen" wahren. Laß ihn weinen, Bella, die Thränen schaden ihm nicht!"

Aber weder an diesem Tage, noch an dem darauf folgenden beruhigte sich der Knabe derart, daß man hätte annehmen können, er fasse die Trennung von Dorothea mit dem leichtvergeßlichen Gemüthe eines Kindes auf. Mitten im Spiel warf er oft das Spielzeug hastig und wie voll Ekel weit von sich. Der Weheruf um Dorothea schien von seinen stummen Lippen nicht weichen zu wollen.

Um ihn zu beschwichtigen, gebrauchte Bella das uralte Mittel, daß sie ihm die Rückkehr Dorothea's als in jedem Augenblicke bevorstehend in Aussicht stellte. Aber man weiß, wie es in solchen Fällen ergeht. Das Heilmittel verwandelt sich unter der Hand in die Krankheit selbst, und die unbefriedigte Sehnsucht des kleinen Bernhard steigerte sich ins Unendliche.

Jonathan, der das Leiden seines Kindes mit ansah, mußte seiner jungen Frau zugestehen, daß sie sich „in ihrer Art" alle Mühe gebe, den gerechten Schmerz des Kindes zu beschwichtigen. Aber diese Art war eben nicht nach seinem Sinn. Er befand sich in einer Stimmung, daß er gerne mit scharfen Messern jede Erinnerung an das Mädchen aus seiner und des Knaben Seele geschnitten hätte; mit Feuer hätte er gerne jede Spur, die ihre einstige Anwesenheit verrieth, ausgebrannt —

und Bella wußte für das Kind keine andere Tröstung, als daß sie ihm die Rückkunft Dorothea's mit der Untrüglichkeit einer Mutter versprach.

„Warum entwöhnt sie nicht den Knaben von ihr?" grollte es in ihm. Warum ließ sie zu, daß das fremde Mädchen sich so tief in das Herz des Knaben einschleichen konnte, daß es jetzt nur mit Mühe daraus entfernt werden kann? Heraus mit ihr! Sie sitzt im Gemüthe des Kindes wie ein Wurm mitten im Apfel! Von Außen schön, aber drinnen liegt die Verderbniß. Sie muß heraus! Und grade Bella muß darauf dringen, daß auch nicht ein kleines Federchen von ihr zurückbleibt!

An diesen letzten Gedanken klammerte er sich seltsamerweise nunmehr an.

Er begriff nicht, warum Bella nicht Alles daransetzte, ihr Kind aus den Banden Dorothea's zu befreien. Keiner wie er konnte ja ermessen — welchen Gefahren Bernhard entgegenging, wenn Dorothea wieder zurückkehrte. Warum sollte allein Bella dieses nicht einsehen?

Oft in diesen Tagen war es ihm, als ob etwas Unheimliches, noch nie Dagewesenes über seinem Hause brüte; und Alles führte auf jene Stunde zurück, in welcher er, von einem unglücklichen Mitleid mißleitet, Dorothea bei sich aufgenommen hatte! . . .

Warum hatte sich Bella damals nicht mit Leib und Seele dagegen gestemmt? War sie es nicht gewesen, die den Aufen thalt Dorothea's, der nur eine Nacht dauern sollte, ins Un endliche verlängerte? War sie es nicht gewesen, der die Anwesenheit des fremden Mädchens vom ersten Augenblicke an als etwas sehr Wünschenswerthes erschien? Die die fremdartigen Anschauungen Dorothea's guthieß? . . .

Schon war Jonathan so tief in den Irrgang des in ihm gährenden wilden Gedankenlebens gerathen, daß er keinen Ausweg aus ihm fand — als seinem Weibe Unrecht zu geben. Bella allein trug die Verantwortlichkeit, sie hätte im Keime unterdrücken sollen, was jetzt als üppiges Unkraut sich breit machte. Sie allein trug die Schuld!

Und weil sich dieses Wort von nun an immer klarer und bestimmter vor ihn stellte, daß es in manchen Augenblicken greifbare Umrisse annahm, so fügte es sich unwillkürlich, daß er zuweilen über Bella auch gerecht dachte. Wer hatte Dorothea ins Haus gebracht und war, bethört von dem einschmeichelnden Wesen des fremden Mädchens, so schwach gewesen, sie zu beherbergen? Dann überfiel ihn, wenn er an diesen Gedanken gelangte, siedendheiß das Gefühl, er habe Bella etwas abzubitten, er habe vor sein junges, ihm vor Gott und Menschen angetrautes Weib hinzutreten und ein reuiges Geständniß ihm abzulegen. Aber welches Geständniß? . . .

Eines Tages ließ ihm Veile Oberländer durch einen Knaben sagen, er möge zu ihr kommen, sie habe ihm etwas ganz „Nothwendiges" mitzutheilen.

Er erschrak über diese Botschaft. Eine Stimme, die er nicht abzuweisen vermochte, wollte wissen, daß er einer bösen Stunde entgegengehe. Er verbarg aber seine Beängstigung unter der unschuldigen Frage, ob Veile vielleicht krank wäre und ärztlichen Beistandes bedürfe.

„Wohlauf und gesund," lautete die Antwort des Knaben, und zum Beweise der vollen Wahrheit zeigte er ihm sein rechtes Ohrläppchen, das noch jetzt wie ein rother Lappen glühte. „So hat sie mich dran gezogen," erzählte der Knabe, „weil ich sie nicht sogleich verstanden habe."

Als der Abend herangebrochen, suchte Jonathan seine alte

Freundin auf. Er war nicht wenig bewegt, als er in das dürftige Häuschen eintrat. Wie wollte er vor ihren staarblinden Augen bestehen, wenn sie Frage auf Frage an ihn richtete!

Er fand die alte Frau im Lehnstuhle sitzen, dessen Dasein vielleicht nach den Jahren der „Gasse" selbst zählte, allein in der Stube.

Eine einzige Kerze brannte auf dem Tische, denn trotz ihrer Blindheit mochte Veile Oberländer Nacht und Finsterniß nicht leiden.

„Bist du's, Jonathan, mein Sohn?" rief sie dem Eingetretenen entgegen. „Wirst wohl erschrocken gewesen sein, als man dir meine Botschaft ausgerichtet hat? Du mußt das einer alten Frau schon nachsehen. Wenn man weiß, daß Einen der Bote nicht mehr finden kann, den man soeben fortgeschickt hat, so hat man ein Bissele Eile und ein Anderer darf sich darüber nicht aufhalten."

Jonathan drückte ihr seine Freude aus, daß er sie so wohl auf und rüstig finde, wie noch nie.

Der herzliche Empfang seiner alten Freundin hatte ihm wohlgethan.

„Hast wohl gemeint," sagte Veile Oberländer, die blinden Augen auf die Kerzenflamme richtend, „ich will mir die „frommen Weiber" schon holen lassen? Nein, nein," setzte sie mit einem kräftigen Kopfschütteln hinzu, „ich geh' nicht früher fort von hier und ender (eher) leg' ich mich nicht zu meinem guten Mann auf den „guten Ort," als bis dein Jüngel mir „Kadisch" nachsagen kann. Wie heißt er doch?"

„Bernhard."

„Ich will ihn lieber Benjamin heißen," sagte sie; „der

Name geht mir besser über die Zunge, wenn du nichts dagegen hast. Hast du etwas dagegen?"

Jonathan betheuerte, daß ihm die Nennung dieses Namens aus ihrem Munde bis zu „hundert Jahren" alle Zeit willkommen sein werde.

„Andere Leute denken über diesen Punkt anders," meinte Veile nicht ohne scharfe Betonung. „Indessen man muß der heutigen Welt jetzt Manches nachsehen, und das Allerbeste ist, daß man sich mit seinem Weibe verträgt!"

Jonathan wurde auf seinem Sitze unruhig.

Sie aber kam wieder auf den Gegenstand zurück, den sie im Verlauf des Gesprächs hatte fallen lassen.

„Nein, nein," sagte sie und ihr jetziges Kopfschütteln war eine so lebendige Verwahrung gegen alle Sterbegedanken, daß der Tod selbst, wenn er zugegen gewesen, sich scheu davongeflüchtet hätte, „ich thu's nicht anders. Dein Benjamin muß mitgehen, wenn sie mich einmal da hinaustragen, und muß mir meinen „Kadisch" nachsagen. Ich thu's nicht anders!"

Jonathan fühlte sich von diesen Worten seltsam bewegt. Diese Zuversicht der alten Lehrerswittwe, die am Rande des Grabes und mit staarblinden Augen den Tag erschaute, der seinem armen Knaben die Schmach seines Gebrechens abnahm, und daneben dieselbe Ueberzeugung Dorothea's, des jungen, kaum erst zur Blüthe gelangten Mädchens! Woher schöpften die Beiden die Kraft ihrer Weissagung?

Aengstlich die Blicke auf die Lippen der alten Frau gerichtet, als ob von dort die Lösung seiner Bangigkeit erfolgen könnte, fragte er Veile, woher sie diese Zuversicht nehme; sei doch der Zustand seines Kindes nach dem Ausspruche der Aerzte nahezu ein solcher, daß eine Besserung nur in weiter Zukunft liege.

„Weite Zukunft!" eiferte die Blinde. „Hat man nur solche Ausdrücke in meiner Zeit gehört? Was ist weit und was ist nah, Jonathan, mein Sohn? Wenn einem der Zahn wehthut, dann sagen die Doktoren: der Schmerz wird wieder aufhören, wenn man ihn herausreißt, und wenn Einem die Zunge im Munde schon stillesteht, so sagen sie: „Ruft die „frommen Leut," es geht zu End!" Das ist ihre Gewißheit! Was aber dazwischen liegt, mein Sohn, davon verstehen sie nicht, was auf ein Quentchen geht. Sie meinen immer sich nur auf ihre Augen und Hände verlassen zu können. Ich aber sage dir, Jonathan, mein Sohn: Veile Oberländer, blind und alt, wie sie ist, weiß doch mehr als sie. Dein Benjamin wird einmal reden!"

Er mußte lächeln. Die eigenthümliche Ansicht der alten Frau über das Wissen der Aerzte that ihm in tiefster Seele wohl.

„Es ist doch merkwürdig," sagte er dann halblaut, „daß das fremde Mädchen, welches ich in meinem Hause aufgenommen habe, gleich am ersten Tage dasselbe vorausgesagt hat."

„Was ist da Merkwürdiges daran?" meinte die alte Frau „Das Mädchen, das du bei dir aufgenommen hast, sieht eben mit doppelten Augen. Und weißt du, woher das kommt? Sie hat dein Kind gerne!"

Es war gut, daß Veile's lichtlose Augen das Entsetzen nicht gewahr wurden, mit welchem Jonathan sie anstarrte. Wer hatte ihr das verrathen?

„Weißt du aber," fuhr Veile fort, „was merkwürdiger ist als das Alles? Daß ich mit dir eben wegen des fremden Mädchens habe sprechen wollen und deswegen habe ich die Botschaft zu dir geschickt."

„Wegen Dorothea?" rief Jonathan heftig.

„Weiß ich, wie sie heißt," meinte Veile, „und kommt's denn auf den Namen an? Meinetwegen kann sie Dorothea heißen. Ich weiß nur, daß das Mädchen mit seltener Treue und Liebe deinem Kind zugethan ist, wie man dies nicht oft unter „ihnen" findet. Die Leute erzählen mir Wunder über Wunder, wie sie dein Kind hütet und pflegt, nicht anders, als wenn sie seine ältere Schwester oder gar seine Mutter wäre! Wie sie ihn auf ihren Händen trägt und ihn vergessen macht, daß er eigentlich ein armer Krüppel ist. Was ich aber sagen will, ist, daß so ein Mädchen, und wenn sie hundert Mal Dorothea heißt, nicht genug zu schätzen ist."

„Und doch hat sie das Kind verlassen," schrie Jonathan, „und ist mit einer Procession gezogen."

„Mit einer Procession?" meinte Veile Oberländer, unbeirrt von dem verrätherischen Ausrufe des ihr Gegenübersitzenden. „Meinst du das, wenn der Geistliche vorangeht und hinterdrein kommen Fahnen mit Musik und Trompeten und vielem Volk? Zu meiner Zeit hat man das eine Wallfahrt geheißen. Wo steht denn aber geschrieben, daß sie nicht mit einer Procession gehen soll und darf? Das gehört zu ihrem Glauben, wie die Hand zum Körper oder wie das Haus zum Dach. Was willst du darin Uebles erblicken? Ich sag' dir Jonathan, mein Sohn, und horch auf, was dir Veile Oberländer, deine alte Freundin, sagt: „ein Mädchen, das zu einem fremden Kinde so steht, wie diese Dorothea; die Tag und Nacht mit ihm ist und seinen Schlaf bewacht und darauf achtet, daß ihm, Gott, der Lebendige sei davor! kein Unglück widerfährt; die es behütet, daß es nicht fällt, und die es sanft wieder aufhebt, wenn es gefallen ist, die kann auch mit einer Procession ziehen."

Jonathan war aufgestanden; alles Blut klopfte gegen seine Schläfen und wollte sie sprengen. Solche Worte aus dem

Munde der alten Veile hören und dasitzen zu müssen, das Lob Dorothea's zu vernehmen, wie es so beredt, so uneigennützig und so gerecht über die Lippen der Blinden floß! Wie sollte er das ertragen?

Ohne jeden Uebergang empfahl er sich der alten Wittwe und griff schon nach der Thürklinke.

„Was eilst du so sehr?" rief Veile. „Das Beste, was ich dir eigentlich sagen wollte, habe ich dir noch nicht gesagt. Ueber lauter Reden und Reden habe ich die Hauptsache vergessen."

Dabei zog sie aus der Schublade des Tisches ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen hervor.

„Was meinst du, Jonathan, mein Sohn!" fragte sie, „was ich da in der Hand halte? Du wirst es kaum errathen. Es ist nichts, und es ist doch mein Alles. Als ich mit meinem Manne (mit dem der Friede Gottes sei, denn er hat ihn verdient) noch Braut war, da haben mich meine Kameradinnen oft ausgelacht und haben gesagt: „Veile macht eine schöne Partie; nicht einmal so viel hat ihr Bräutigam, daß er ihr ein Brautgeschenk kaufen kann." Solche Reden sind ihm zu Ohren gekommen und haben ihn bitter gekränkt. Was aber hat er gethan? Er hat sich den Bissen vom Mund abgespart, hat gedarbt und gehungert und vierzehn Tage vor unserer Hochzeit hat er mir das gebracht."

Sie öffnete bei diesen Worten das vor ihr liegende Päckchen; ihre alten Hände zitterten dabei so sehr!

Ein Paar alter, fast glanzloser Ohrgehänge lag darin, glanzlos wie ihre Augen.

„Wenn du dir diese Ohrgehänge ansiehst, Jonathan," sagte sie mit kräftiger Stimme, denn sie wollte stärker sein als die Schwäche, die sie zu übermannen drohte, „so kennst du auch

die Geschichte. Du weißt, ich bin eines armen Lehrers Weib gewesen — aber mein Brautgeschenk habe ich doch niemals von mir gegeben, niemals, in keiner Noth des Lebens, und Gott, der Lebendige, im siebenten Himmel da droben, weiß, was ich mir immer dabei dachte, wenn es im Gebete heißt: „Schreib uns ein in das Buch der Nahrung und der Verpflegung.“ Da ist mir diese Woche in einer Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, eingefallen: „Veile, wem hinterläßt du diesen, deinen einzigen Reichthum? Willst du ihn verkaufen lassen, damit man dir nach deinem Tode davon „Kadisch“ nachsagt? Was hab ich aber von einem fremden „Kadisch?“ Dann ist ja dein Knabe da!“ Und wie ich so liege und nachdenke und es gehen mir tausenderlei Sachen durch den Kopf, da ist mir, wie wenn mirs Gott selbst eingegeben hätte, das fremde Mädchen eingefallen, das sich bei dir im Hause aufhält, und ich habe zu mir selbst gesagt: „Sie hat dein Kind gerne, sie hütet nnd wartet es, sie ist wie eine Mutter zu ihm! Für die und keine Andere bestimme deinen einzigen Reichthum! Und darum habe ich dich eben zu mir berufen, Jonathan.“

Sie tastete vor sich hin, bis sie Jonathan's Hand gefunden hatte, in die sie das wieder geschlossene Päckchen mit den Ohrgehängen legte.

„Nur um Eines wollt ich dich noch bitten, Jonathan!“ sagte sie dann. „Heb' die Ohrgehänge einstweilen bei dir auf. Es versteht sich von selbst, bis nach meinem Tode. Dann aber bestimme du selbst, wann du sie dem Mädchen geben willst und sag' ihr dabei, sie kommen von der alten Veile Oberländer, der Lehrerswittwe, und sind für die Lieb' und Treue, die sie deinem Kinde erwiesen hat. Und jetzt, Jonathan, mein Sohn, halte dich nicht länger auf. Gut' Nacht.“ —

Ohne ein weiteres Wort hatte Jonathan die Stube verlassen.

Der Nachlaß der alten Frau lag in seiner Hand!

V.

Die Stimme des Volkes.

Zu diesen inneren Bedrängnissen einer einsam stehenden Menschenseele, die gleichsam einen geheimen Verschluß besaß, dessen Zugang ihr nur selbst bekannt war, gesellten sich um diese Zeit auch äußere.

Das ganze Land, von dem versteckten Gebirgsweiler angefangen, bis hinein in die palästereichen Straßen der Hauptstadt, befand sich in tiefster Aufregung. Wie das Blut eines in schweren Fieberträumen liegenden Kranken, so zuckte eine fast an Wildheit streifende Bewegung durch alle Glieder des weitgestreckten Gebietes!

Besonders in jenen Gegenden, wo sich czechisches und deutsches Blut gegenüber stand, war es anzusehen, als ob ein Brudermord in grauenhafter Stille sich vorbereite.

Slawen und Deutsche sahen sich gegenseitig in das Weiße ihrer Augen, und was daraus hervorblickte, war auf der einen Seite Haß und Verachtung, auf der anderen gefaßter Kampfesmuth des Schwächeren. Wohin man blickte, schien selbst die kleinste Hantierung auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten.

Es standen nämlich in nächster Zeit die Wahlen in den Landtag bevor.

Schon zeigten sich überall die Vögel, die dem Sturme

voranflogen. Denn seitdem in den Jahren der Bewegung jenem Lande eine neue Rechtsordnung gegeben ward, ist das Wählen dort nicht die Lebensäußerung rühriger und auf jeden Geviertschritt errungenen Bodens eifersüchtig wachender Parteien — ein Wirbelwind rafft sich auf, und wenn man dem Kundigen glauben will, kommt er aus den eisigen Steppen des fernen Rußlands und fährt über Land und Leute!

Auch in Jonathan's Heimath hörte man bereits das Rauschen der Bäume, in deren obersten Wipfeln sich der Sturm zuerst verfangen hatte.

In den Wirthshäusern saßen unbekannte Personen, die aus der Hauptstadt gekommen waren und nun bei schäumenden Biergläsern den in hellen Haufen um sie geschaarten Bürgern erklärten, was der alte, im Laufe der Jahrhunderte eingeschlafene, jetzt aber wie der „böhmische Löwe" erwachte Schlachtruf zu bedeuten habe: Slawen gegen Deutsche! Und wenn die Rede verklungen war, da erscholl, wie auf ein gegebenes Zeichen, ein anderer Ruf aus den Kehlen der Zuhörer, heiser und leidenschaftlich heiß:

„Wir ergeben uns nicht!"

Oben auf dem Ringplatze, nicht weit von der Schmiede, hatte der Wahlagent aus der Hauptstadt, ein junger Student, seine Rednerbühne aufgeschlagen, allerdings nicht unter freiem Himmel, sondern am Tische des vornehmsten Wirthshauses. Aus seinen wilden Reden an die „Söhne Libussa's" konnte man neben gräulichen Flüchen und Verwünschungen des deutschen Wesens das Eine heraushören, daß es der Wille und Beschluß des hohen „Comités" sei, diesmal auch Leute aus der „Gasse" in den Landtagssaal zu entsenden.

Zwar diese Leute sitzen wie die Geier über dem „Aase" der Landeswohlfahrt; sie nährten sich vom „Marke des Landes"

und halten es mit den fremden eingewanderten „Verräthern.“ Aber die „Nation“ ist edelmüthig und verzeiht ihren Feinden! Mögen sie reumüthig zurückkehren, die Hand ist offen, die sie wie Brüder empfängt. Wenn sie aber verschmähen, herzhaft einzuschlagen, wenn sie den verfluchten Bund mit den Landesverräthern und Verderbern nicht aufgeben wollten, dann werde man wissen, wohin sich die geballte Faust der „Nation“ zu richten habe. Dann — Tod den Deutschen und — ihnen!

Unten in der „Gasse“ die Leute hörten wohl die wilden Locktöne, die der Student aus der Hauptstadt oben an der Wirthshaustafel so meisterhaft blies. Mitten aus der Friedensschalmei vernahmen sie jenen blutlechzenden Schlachtruf, und sie hatten beschlossen, ihm nicht zu folgen. Nur Wenige von ihnen waren zaghaft genug, die Botschaft des „Agenten“ als volle Wahrheit anzuerkennen und wollten mit der „Nation“ am Tage der Wahlabstimmung gehen. Die Meisten von ihnen hatten aber den klugen Entschluß gefaßt, ihr Augenmerk auf die „Fabrik“ zu richten. Was die Fabrik als das größte „Geschäft“ beginnen werde, das wollten auch sie thun. Wenn Jonathan Falk für die „Nation“ sich aussprach, so sahen sie nicht ein, warum sie mit ihren Stimmen zurückhalten sollten, sich gleichfalls für sie auszusprechen.

Jonathan aber hatte schon zu wiederholten Malen laut und öffentlich, daß es Jedermann hören konnte, erklärt, er für seine Person werde nicht mit Leuten gehen, die mit Kreuzen und Fahnen unter Anführung von Geistlichen auf irgend einen Berg ziehen, um daselbst in einem „Tabor“ mörderische Beschlüsse gegen die Deutschen zu fassen. Alles in ihm bäume sich dagegen auf und sein Vater würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er anders dächte.

An diesem Standpunkte hielt Jonathan fest; er entsprach vollständig seiner feingearteten Natur.

In diesen Tagen hatte ihm der Briefbote eine deutsche gedruckte Zeitung, die in der Hauptstadt erschien und eigens an seine Adresse gerichtet war, überbracht, worin unter anderen „Correspondenzen vom Lande" Folgendes zu lesen war:

„Zorn und Gram zugleich müssen die Seele eines jeden Patrioten erfassen, wenn er dem Treiben gewisser Leute in unserem Vaterlande zusieht. Nicht genug, daß sie ihre seit Jahrtausenden an dem Fette der Völker feistgewordene Vampyrnatur niemals verleugnen können, stehen sie auch dem Schmerzenskampfe unseres armen Landes mit verschränkten Armen gegenüber. Das Vaterland mag sich in Krämpfen winden wie ein Schwerverwundeter, dem der giftige Pfeil des Feindes im Leibe sitzt, sie denken nur daran, wie sie das Gewand billig zum Kaufe bekommen werden, welches man dem wehrlosen Todten auszieht. Das Geschick des Landes, welches sie nährt und geboren hat, ist ihnen gleichgiltig! Nun wohl, man muß diesen Leuten zeigen, daß uns ihr Geschick nicht gleichgiltig ist!..."

„Wir kennen einen „Fabrikanten" dieses Volkes, der eine Ehre darein setzt, unser Volk und Land zu beschimpfen. Er hat erklärt, seine Stimme einem „Deutschen" geben zu wollen, und da er und Seinesgleichen gewöhnlich einmüthigen Sinnes sind und — „handeln," so wird sein Beispiel auch von den Anderen befolgt werden. Diesem Fabrikanten und seiner Sippe sagen wir nur Eines! Mögen sie es beherzigen!"

„Die Vampyrsage ist eine slawische Sage. Noch besteht in einigen Gegenden des großen Slawengebietes ein uralter Brauch, wie man — gegen Vampyre verfährt. Wenn Jemand im Dorfe stirbt, der im Verdachte stand, im Leben ein Vampyr gewesen zu sein, dessen Grab wird um Mitternacht eröffnet

und durch das Herz der Leiche wird ein spitzer Pflock gebohrt; dann hört der Spuk im Dorfe auf.“

„Die Nutzanwendung liegt nahe. Soll der Spuk in unserem Lande aufhören, daß sich fremde Menschen gegen den Willen der „Nation“ auflehnen, so muß man es mit ihnen machen, wie unsere slawischen Brüder mit ihren Vampyren. Mitten durch das Hab und Gut dieser Leute, woran bekanntlich ihr Herz hängt, muß ein glühender Pflock getrieben werden. Dann werden sie erkennen, daß wir noch Herren unseres Landes sind, und die „Anderen,“ die ihre Verwandten draußen „im Reich“ haben, werden es sich merken . . .“

Als Jonathan das gedruckte Blatt zu Ende gelesen hatte, schob er es unwillig von sich; er verstand offenbar dessen Inhalt nicht. Was gingen ihn die Vampyre an, von denen darin mehr als nöthig die Rede war? Vielleicht hätte er, wenn man ihn strenge geprüft, nicht einmal sagen können, worin denn solch eine Vampyrnatur eigentlich bestand. Er ahnte jedoch mehr als er es klar wußte, daß damit etwas Gemeinschädliches und Fürchterliches gemeint sein müsse. War er ein solcher Vampyr? Konnte er, konnten die anderen Leute in der „Gasse“ darunter verstanden sein?

Je mehr er aber darüber nachdachte, desto eigenthümlicher kam ihm der Umstand vor, daß die Zeitung ihren Weg grade in sein Haus gefunden hatte.

„Was steht denn in dem Zeitungsblatte,“ fragte Bella, die zugegen war, als er es erhielt, „daß sich darüber dein ganzes Gesicht verwandelt hat? Ist es etwas Unangenehmes?“

Jonathan zögerte mit der Antwort. Eine innere Stimme rief ihm zu, daß es das Beste wäre, das Zeitungsblatt vor Bella's Augen zu vernichten. Aber er that es doch nicht; unwillkürlich schob er ihr das Blatt zu.

Bella las.

Als sie damit zu Ende gekommen war, bedeckte Todesblässe ihre Wangen.

„Und das erschreckt dich nicht?“ rief sie.

„Warum soll ich erschrecken?“ sagte Jonathan. „Habe ich etwas Schlechtes begangen? Geht mich das an, was ein Wahnsinniger spricht?“

Sie aber war aufgesprungen und ging in leidenschaftlichster Aufregung die Stube auf und nieder.

„Wahnsinnig?“ rief sie. „Wer sagt dir, daß hier ein Wahnsinniger spricht? Nein, das ist die Stimme des Volkes, das sind die Stimmen von Millionen, die über uns Gericht halten. Aber so bist du und deinesgleichen von jeher gewesen! Ihr seid die Wahnsinnigen, sie aber sind die Gesunden! Ihr habt immer etwas Besonderes vor den Anderen voraus haben wollen. Selbst Eure Schande und Eure Schmach kommt Euch wie ein Schmuck vor! Und das soll nicht Wahnsinn sein? Klüger und stolzer sich zu dünken, als die Anderen? Sich etwas zugute darauf thun, wenn man gekennzeichnet unter den Anderen umhergeht? Ich will aber nicht gekennzeichnet sein!“

Die letzten Worte wiederholte sie fast schreiend mehrere Male, bis sie erschöpft innehalten mußte.

„Ich verstehe dich nicht, Bella,“ sagte Jonathan kummervoll.

Diese einfache Aeußerung fachte den Sturm in Bella's Seele aufs Neue an.

„Du willst mich nur nicht verstehen,“ rief sie hart, „und daran thust du sehr klug, du und deinesgleichen! Denn von dem Augenblicke an, wo du mich verstehst, stürzt auch dein ganzes Gebäude zusammen und es liegt nichts umher, als Schutt und Trümmer! Du redest dir ein, und willst, daß auch Andere daran glauben, Ihr wohnt in einem festen und sicheren

Hause und Alles, vom Dache hoch oben bis hinab in den Keller ist feuerfest gemauert und gewölbt. Aber Alles ist wurmstichig und faul! Der Wind hat sich bereits aufgemacht, der es zusammenwirft!"

„Und das Alles," sagte Jonathan mit einem erzwungenen Lächeln, hinter dem sich seine tiefe Bekümmerniß verbarg, „das Alles liest du aus diesem Blatte heraus, Bella?"

„Es erschreckt dich ja nicht!" rief sie mit höhnischer Ueberlegenheit. „Du bist vielleicht noch stolz darauf, daß sie drin drohen mit Brand und mit Vernichtung von Hab und Gut? Geschieht es doch nur darum, damit Ihr wieder einen neuen Beweis in Händen habt, was Euch für Leiden auferlegt sind. Leiden und immer Leiden! Niemals aufhören zu leiden, jeden Tag, jede Nacht, die lange, lange Zeit! Leiden und dabei gekennzeichnet umhergehen! Daß man es Einem auf tausend Schritte ansieht! Ich will aber nicht gekennzeichnet sein, ich will nicht!"

Plötzlich schien sie ein neuer Gedankenstrom erfaßt zu haben, mächtiger und gewaltiger als der, unter dessen Wucht sie sich so sehr ihrer Leidenschaft ergab.

Das Kind spielte wie gewöhnlich auf dem Fußboden der Stube. Mit einem Male fielen ihre Blicke auf den kleinen Bernhard. Mit einem Satze war sie an der Seite des Kindes, das sie leidenschaftlich an sich riß.

„Und du sollst auch nicht gekennzeichnet unter den Menschen herumgehen!" rief sie. „Für dich muß man frühzeitig sorgen!"

„Was willst du thun?" sagte Jonathan tonlos.

„Fort will ich mit dem Kinde, fort!" rief sie. „Ich will nicht, daß es mit Schmach bedeckt aufwachse; ich will nicht, daß er der Sohn heißt — eines Vampyrs!"

„Du willst fort mit dem Kinde?" sagte Jonathan, noch immer an sich haltend. „Wohin willst du mit ihm?"

„Weiß ich's?" rief sie wiederholt. „Es wird sich schon ein Ort finden, wo ich mich mit ihm verbergen kann."

Jonathan bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Und mich willst du allein lassen!" rief er mit erstickter Stimme.

Der Ton dieser wenigen Worte mochte der jungen Frau gewaltig ans Herz gegriffen haben. Die unnatürliche Spannung ihres Gemüths löste sich, sie fand Thränen, die ihren Augen unaufhaltsam entstürzten.

„O, Jonathan," rief sie in leidenschaftlicher Erregtheit, sich vor ihrem Manne auf die Knie werfend, „wie weit ist es mit mir gekommen, wenn ich solche Reden führen kann! Verzeih mir, ich weiß ja ohnehin nicht, was mir über die Lippen kommt. Aber siehst du nicht selbst ein, daß es sich um die Zukunft unseres einzigen Kindes handelt? Da habe ich vielleicht Worte gebraucht, die ich nicht verantworten kann. Du kannst mir ja gar nicht verzeihen!"

„Was soll ich dir verzeihen, Bella?" sagte Jonathan fast unvernehmlich.

„Nein, Jonathan," rief das junge Weib mit neuerdings gesteigerter Leidenschaft, „du hast mir zu verzeihen, denn ich weiß, mein Betragen macht dich nicht glücklich. Ich bin die Schuldige!"

„Bella, wie redest du?" sagte der tief erschütterte Jonathan.

„Laß mich nur reden, Jonathan," rief sie, „weil es ja an der Zeit ist. Ich will ja gerne mit dir und dem Kinde, wohin du willst, bis ans Ende der Welt! Nur hier bleiben will ich nicht. Warum, siehst du das nicht ein, daß wir nicht hier

bleiben können? Was lockt dich hier? Ist das ein Zustand für Menschen, wenn es von ihnen in den Zeitungen heißt, sie sind Vampyre, die den Leuten das Mark aussaugen? Warum sagt man das nicht Anderen ins Gesicht, warum grade nur uns? Und mit Einem Worte, könntest du das Alles ändern, Jonathan, und es wäre dir geholfen und mir und besonders deinem Kinde."

„Mit Einem Worte?" fragte Jonathan, trübe lächelnd. „Laß hören, Bella."

„Ich kann es nicht sagen!"

„Rede doch!"

„Ich kann es nicht!" rief sie unter krampfhaftem Schluchzen.

Nach einer langen Pause sagte Jonathan:

„Du meinst, ich solle Haus und Hof stehen lassen und mit dir fortziehen?"

„Es wäre das Beste," sagte Bella zögernd, aber offenbar sprach sie nicht das aus, was sie dachte.

„Ich kann nicht, Bella," sagte Jonathan.

„Wer verbietet es dir?"

„Ich habe meinem Vater auf dem Todtenbette das Versprechen in die Hand gegeben, daß ich getreulich bei Haus und Hof ausharren will, so lange ich lebe."

„Und das Versprechen mußt du natürlich halten," rief das junge Weib mit schneidendem Hohne, „wenn auch darüber Weib uud Kind zu Grunde gehen! Das ist ja Eure Kunst von jeher gewesen, Einer sagts dem Anderen nnd Einer erbt es von dem Anderen, und zuletzt ist es die eiserne Kugel geworden, die ich zu Hause an den Füßen der Sträflinge gesehen habe."

War er ein Anderer geworden? Er fühlte sich machtlos wie ein Kind, und statt sich aufzuraffen, versuchte er die schnei-

digen Reden der jungen Frau — durch Bitten zu entkräften.

„Bella," sagte er, „sieh an! Als ich meinem Vater auf dem Sterbebette die Hand darauf gegeben habe, daß ich Alles beim Alten belassen wolle, wie er es wieder von seinem Vater überkommen hatte, meinst du, er sei nicht bei Sinnen gewesen und ich brauchte deswegen mein Versprechen nicht zu halten? Was möchte denn aus der Welt werden, wenn das gegebene Wort ein Federchen wäre, das sich dahin und dorthin bewegt, je nachdem der Luftzug Laune hat? Wir geben unseren Vätern ein Versprechen und halten es auch, weil wir wünschen, daß auch unsere Kinder es einst mit uns so halten. Wenn ich aber dich höre, so klingt es fast, als sei Alles schlecht und unbrauchbar, nur weil es von meinen Eltern herstammt. Dagegen muß sich aber meine Seele gewaltig stemmen! Das kann nicht schlecht sein, das muß sich bewährt haben, was meine Eltern als echt und recht erkannt haben. Und mit einem Male soll ich das Alles weit fortschleudern von mir, weil es dir wie eine Last vorkommt? . . . Mein Vater hat gewußt, was er wollte, als ich ihm dieses Versprechen geben mußte. In einem alten Märchen heißt es: die Hand wächst demjenigen zum Grabe hinaus, der im Leben ungehorsam gegen seine Eltern gewesen ist — und ich will nicht, Bella, daß mir dergleichen geschieht!"

Bella unterbrach ihren Mann mit einem Schreckensrufe.

„Du glaubst wirklich, die Hand wächst zum Grabe heraus?"

„Närrchen," sagte Jonathan, „das hat mir ja meine alte Veile erzählt, als ich noch ein Kind war, als eine Art Altbabelegeschichte. Es hat aber einen klugen Sinn. Ich meine, die Sache verhält sich so: Wenn ich das verachte und vergesse,

was mir meine todten Eltern aufgetragen haben; wenn mir das leicht dünkt, woran ihr ganzes Leben gehangen, ist es nicht da, als ob mir eine Hand mit aufgehobenem Finger nachwinkte? Sieh an, Bella! Muß man immer nur an sich denken? Was soll aus den Leuten da unten in der „Gasse" werden, vor denen du dich so sehr fürchtest, wenn Jeder nur seiner eigenen Lust folgt und darüber den Anderen vergißt? Das, meine ich, will die herauswachsende Hand bedeuten. Ich meine, es hat Keiner ein Recht, sich über seine Eltern hinauszuheben, und ich meine ferner, darauf ruht der Bestand der Welt. Wenn es aber dennoch Einer vorzieht, einen anderen Weg gehen zu wollen, — so wächst ihm aus dem Grabe die Hand heraus." —

Bella hatte die letzten Worte wie in völliger Versunkenheit angehört. Eine Reihe von Gedanken jagten sich wohl in wilder Flucht durch ihr erregtes Gehirn, aber sie alle hielten still vor dem Einen, den ihr die Worte ihres Mannes so greifbar vor die Seele stellten. Wenn ihr kleiner Bernhard ihr einst nicht gehorchte! Wenn die Strafe seiner harrte, die auf den Ungehorsam der Kinder gegen Eltern gesetzt ist!

„Jonathan," rief sie, „du denkst doch dabei nicht an unseren Bernhard?"

„Willst du denn nicht fort mit ihm?" sagte Jonathan, dem die blitzschnelle Wandlung seines jungen Weibes und zugleich deren Grund nicht entgangen war, lächelnd.

„Jonathan!" sagte sie, und es klang ein Ton von Zärtlichkeit in diesem Ausrufe, wie er in dieser Stube noch nicht vernommen worden war.

Dann ergriff sie den Knaben und stellte sich mit ihm vor Jonathan.

„Sieht der aus, als wenn er einmal nicht folgen wollte? Sieh ihn an, Vater!"

Warum sollte er sich der Thränen schämen? Rief sie ihn nicht bei dem heiligsten Namen, wie es keinen zweiten in der Natur giebt?

Nach Allem, was sein Gemüth in den letzten Tagen erfahren, erschien ihm dieser Ruf wie eine lichte Mahnung, daß der Friede seines Hauses nach Innen und Außen werde gewahrt bleiben. Zum ersten Male waren sich die jungen Eheleute in bisher ungekannter Vertrautheit entgegengekommen.

Die Gewässer alle, die bis an den höchsten Rand, bis an die äußersten Spitzen seiner Seele gierig gegriffen, hatten sich wieder verlaufen.

Bella hatte ihn Vater genannt!

VI.

Die schwarze Wolke.

Am nächsten Freitag, als die Abenddämmerung bereits stark hereingebrochen war, saß Bella in der großen Wohnstube mit ihrem Kinde ganz allein. Unten in der „Gasse" hatten sie bereits ihre Lichter angezündet, denn der Sabbat war „eingegangen." In Jonathan's Hause glänzten aber noch nirgends die Anzeichen des herannahenden Festes. Die junge Frau hatte einfach daran vergessen. Wenn Jonathan heimkam, fand er eine werkeltägige Stube mit Allem, was daran erinnerte.

Dafür hatte sie es mit Gedanken zu thun, die sich wie ein dichtes Gewebe um sie gelegt hatten. Sie hätte selbst nicht sagen können, was in ihr und um sie vorging. Wie Wolken-

bildungen ging und zerfloß Vergangenes und Gegenwärtiges an ihr vorüber und dazwischen stand hoch am Himmel eine schwarzdunkle Wolke, die sich nicht fortbewegen wollte.

War das die Zukunft?

Und doch hatte sie einen Augenblick früher in tiefer Rührung daran gedacht, wie milde Jonathan mit ihr geredet hatte, gar nicht wie ein Mann, der in seinem vollen Rechte sich befand. So oft sie sich aber aufrichten wollte an dieser Rückerinnerung trat das schwarze Gewölke dazwischen, unbeweglich und starr!

In dem Gemüthe dieser jungen Frau lag eine sonderbare Mischung von kindischem Wesen und frauenhafter Reife, aber keines von Beiden war mächtig genug, um auf ihre Entwickelung von entscheidendem Einfluß zu sein. Wenn sie sich auf der einen Seite vor „Benemmerinnen“ und der aus dem Grabe hervorwachsenden Hand fürchtete, so sah sie andererseits wieder ganz klar, wohin es führen müsse, wenn sie in ihrem bisherigen Widerstande verharrte. Grade nach der letzten Unterredung mit ihrem Manne fühlte sie das Bedürfniß, sich ihm von nun an voll und ohne Vorbehalt anzuschließen.

Wenn es aber darauf ankam, ihm durch ein geringes Liebeszeichen zu beweisen, daß sie bereit war, in seine „veralteten“ Anschauungen einzugehen, dann legte sie müßig und träumerisch die Hände in den Schoß — und starrte in die schwarze unbewegliche Wolke.

So war es gekommen, daß sie den heimkehrenden Gatten in der dunklen Stube empfangen sollte, und unten in der „Gasse“ hatten sie für den einziehenden Sabbat bereits die Lichter angezündet!

Während sie noch so da saß, dem Fenster zugekehrt, mit nach innen gewendetem Schauen luftigen Gebilden folgend,

hatte sich die Thüre geräuschlos geöffnet und — Dorothea war hereingetreten.

Sie trug in den Händen zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen, die sie auf den Tisch stellte. Trotz der dadurch in der Stube entstandenen Beleuchtung erwachte Bella nicht aus ihrem dumpfen Brüten; erst eine Bewegung des Kindes, das seine alte Kameradin erkannt hatte, weckte sie auf.

Das Mädchen aber winkte dem Knaben mit dem Finger, daß er sich noch bescheiden solle.

„Warte doch, Bernhard," rief sie, „ich bin mit dem Sabbat noch nicht fertig."

Darauf ging sie wieder zur Stube hinaus und kam nach einer kleinen Weile mit einem weißen Tuche zurück, welches sie über den Tisch breitete, ganz so, wie sie es seit ihrer Aufnahme in Jonathan's Haus zu thun gewohnt war. Dann stellte sie sich wieder an der Thür auf, um von da aus ihr Werk zu betrachten, ob das Tischtuch keine Falten werfe und ob die Leuchter den ihnen gebührenden Platz auch in Wirklichkeit einnahmen, und erst, als sie das Alles verrichtet, schritt sie auf den kleinen Bernhard zu, der bisher mit stummer Verwunderung dem Thun Dorothea's gefolgt war. Sie kniete vor dem Kinde nieder und sagte zu ihm in ihrer alten Weise:

„Ich hab dir nichts mitgebracht von der heiligen Mutter Gottes in Urschendorf, mein schöner Bernhard. Wirst du deswegen weinen?"

Bernhard verneinte mit großer Festigkeit.

„Dann ist es gut," meinte Dorothea, hob den Knaben zu sich auf und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Sie nahm ihn dann in ihre Arme und trug ihn, ohne an Bella ein weiteres Wort zu richten, zur Stube hinaus.

Das Alles hatte die junge Frau mit einer Art fassungs-

losen Erstaunens angesehen. Es war nicht so sehr das sonderbare Benehmen Dorothea's, die ohne Gruß wieder in das Haus eintrat, als ob sie soeben zur Stube hinausgegangen wäre, als die Sicherheit, womit sie sogleich, als wäre gar keine Unterbrechung eingetreten, in den Kreis ihrer alten Pflichten trat.

Aber als Dorothea mit dem Knaben die Stube wieder verlassen hatte, da quoll ihr doch ein bitterer Gedanke durch das Gemüth.

„Ist es nicht sonderbar," sprach es in ihr, „wie dieses junge unerfahrene Mädchen an nichts vergißt? Selbst auf den Sabbat hat sie nicht vergessen und sie kommt doch soeben von einer Wallfahrt! Warum habe ich nicht daran gedacht? Geht er mich weniger an als dieses Mädchen?"

Und wie sie dann den Spuren dieses Gedankens immer weiter und weiter nachging, stand mit einem Male die schwarze unbewegliche Wolke wieder vor ihren Augen.

„Eigentlich sollte eine jede Frau so sein wie diese Dorothea," sprach es wieder in ihr. „Warum bin ich nicht so? Im Grunde verlangt doch jeder Mann von seiner Frau, daß sie die Ruhe und den Frieden seines Hauses achte. Habe ich das bis jetzt gethan? Was will ich denn von meinem Manne?"

Sie verlor sich immer tiefer in das Anschauen der schwarzen unbeweglichen Wolke, und als sie daraus erwachte, war soeben etwas wie eine flüchtige Erscheinung an ihr vorübergegangen.

In derselben Stube, wo sie jetzt saß, sah sie an der Seite Jonathan's eine weibliche Gestalt liebevoll über ihn gebeugt — aber sie trug nicht ihre Gesichtszüge! —

Indessen wartete unten auf der Straße vor dem Haus-

thore Dorothea, den Knaben an der Hand haltend, des heimkehrenden Jonathan's.

Als sie seiner ansichtig wurde, ging sie ihm einige Schritte entgegen.

„Sag deinem Vater: Guten Sabbat!“ sagte sie zu Bernhard.

„Dorothea!“ rief Jonathan.

Und es war derselbe Schreckensruf, der sich ihm schon einmal entrungen hatte unter der breitästigen Linde seines Gartens.

„Die Wallfahrt ist zu Ende, Herr,“ sagte Dorothea, „und ich bin wieder nach Hause gekommen.“

Wieder nach Hause!

Sein Haus ist also ihre Heimath! Wo er weilt, da will auch sie weilen, wo sein Athem weht, da will sie leben! Sie kennt kein anderes Heim, als sein Haus; sie fühlt sich mit demselben verwachsen; sie ist Eins mit ihm und nichts kann sie von ihm trennen, nicht einmal die Wallfahrt, die der junge Priester geführt hat . . . Sie ist wieder zurückgekommen, und die ersten Worte, die sie ihm entgegenbringt, sind ein Gruß an den Sabbat, eine Mahnung an sein Kind, des Sabbats eingedenk zu sein!

Er war keines Wortes mächtig. Aber einer unwillkürlichen Aufwallung folgend, die er nicht zu bemeistern vermochte, nahm er ihr das Kind aus den Armen und trug es hinauf in die Stube.

Am anderen Tage zeigte es sich erst recht, wie sehr Dorothea dem Hause gefehlt hatte. An dem freudigen Gebahren des Kindes, an seinen leuchtenden Augen konnte man gewahr werden, daß es seine treue Kameradin wieder hatte. Das Kind erschien wie umgewandelt. Erst jetzt konnte man bemerken,

wie sehr es unter der Abwesenheit Dorothea's gelitten hatte. Es hatte nicht geklagt, es war in den letzten Tagen noch stiller geworden, als es seine Lippen ohnehin waren. Nun aber schien es über alle Beschwerden und Anklagen seines kleinen Herzens den Schleier der Vergessenheit geworfen zu haben.

Wieder zu Hause!

Wo war nun all der wilde Groll hingekommen, der in Jonathan's Seele noch kurz zuvor getobt hatte? Fühlte er nicht gleichfalls, wie unzertrennbar das Mädchen mit dem Wesen seines Hauses zusammengewachsen war?

Er hatte sie verabschieden, ihrem Vater, dem deutschen Weber, nach Hause schicken wollen. Aber war dort noch ihre Heimath? Hatte sie nicht selbst erklärt, von der Wallfahrt „nach Hause" gekommen zu sein? Durfte er dagegen etwas einwenden? . . .

Denn das sah Jonathan sogleich mit hundertfach geschärftem Blick: in Dorothea hatte sich seit der Wallfahrt nichts geändert, sie war dieselbe geblieben.

Als an dem nämlichen Tage ein heftiges Gewitter über den Himmel zog, und Bernhard sich fürchtete, brachte sie aus dem Bücherkasten Jonathan's die Bibel herbei, schlug die erste Blattseite auf und legte das Buch auf den Tisch. Und mitten unter Donner und Blitz las sie dann dem erschreckten Knaben aus dem übersetzten Texte der heiligen Sprache die Geschichte des ersten Schöpfungstages vor: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde und die Erde war wüste und leer. Nur der Geist Gottes schwebte über den Gewässern."

„Siehst du, Bernhard," belehrte sie den Knaben, „wenn man die Bibel auf den Tisch legt, dann kann Donner und Blitz nicht einschlagen."

Und doch, als einmal ein mächtig flammender Blitz die

Luft durchfuhr, bekreuzte sie sich andächtig, ihre Lippen bewegten sich leise, und was sie flüsterte, war wahrscheinlich ein uraltes Stoßgebet an irgend einen Heiligen, der auf besondere Fürbitte das Gewitter unschädlich machen konnte . . .

„Willst du einmal etwas Prächtiges hören?“ sagte sie an einem der nächsten Tage zu Bernhard. „Unten in Eurer Kirche bläst Einer auf dem Horne eines Widders und das schallt dir so schön und so gewaltig! Du mußt es hören!“

Sie meinte den „Schofar,“ der vier Wochen vor dem Eintritte des Neujahrsfestes Morgens und Abends in der Synagoge geblasen wird, und zu Bernhard's großem Entzücken ging sie mit ihm nun fast an jedem Abende in „seine Kirche“ und ließ den Knaben die langgezogenen Klänge des uralten Instrumentes vernehmen. —

Wozu wollten wir auch verschweigen, was vor Jedem längst ohne alle Verhüllung liegt?

Jonathan segnete die Stunde, die Dorothea in sein Haus gebracht hatte; Alles rieth ihm dazu, sie zu behalten, Bernhard's Vortheil vor Allem, so sagte er sich, das Gedeihen des armen Knaben, der ohne Dorothea einer künstlich auferzogenen Pflanze glich.

Von sich selbst sprach er nicht. Die Stunden der Selbstqualen hatten aufgehört.

Dagegen war in Bella's Benehmen seit der Rückkehr Dorothea's von der Wallfahrt eine Wandlung eingetreten, von der sie sich allerdings keine Rechenschaft hätte geben können. Sie äußerte sich anfangs als üble Laune ihrer leidenden Stimmung.

So sagte sie einmal kurzweg zu Jonathan: Das Mädchen fange an zu groß zu werden für den Knaben. Ein anderes Mal eiferte sie dagegen, daß Dorothea, ohne Jemanden um

Erlaubniß zu fragen, den Knaben in die Synagoge schleppe, damit er da ein altes Widderhorn höre! Wenn es noch eine Orgel wäre! Davon habe sie aber noch niemals gehört, die behielte Dorothea für sich! Das sei auch kein Wunder, denn im Grunde behalte man das Schönste stets für sich.

Solche Reden, mit denen sie nicht kargte, schienen an Dorothea spurlos vorüberzugehen; sie nahm sie mit schweigsamen Gleichmuthe auf.

Oft wechselten diese Ausbrüche tiefverhaltenen Leidens mit Lobeserhebungen ab, die in ihrer Art ein fast unheimliches Gepräge an sich trugen. Dann konnte sie nicht Worte genug finden für Dorothea's Betragen; die kleinste Leistung ward dann zur Höhe einer großen That erhoben. Dorothea verstand dann Alles besser als sie selbst; sie besaß dann einen „Takt," um den sie manche Prinzessin beneiden konnte.

Je nachdem die schwarze Wolke sich hob oder senkte, wehte über Bella's Lippen ein linder oder eisiger Hauch.

Einmal senkte sie sich aber so tief, daß es schien, als könne sie sich nie mehr erheben.

„Warum gehst du," rief sie, als Dorothea sich wieder anschickte, den Knaben in die Synagoge zu bringen, „immer und immer dahin? Du solltest ihm das abgewöhnen, es wäre die höchste Zeit!"

„Wozu braucht er mich dann?" meinte Dorothea ruhig.

„Meinst du, mein Kind ist deinetwegen da?" rief Bella voll Härte.

„Ich möchte um das Kind durch mein ganzes Leben sein," sagte Dorothea.

Bella lachte hell auf; aber es klang doch voll Hohn.

„Das ist die rechte Großmäuligkeit!" meinte sie.

„Bernhard," sagte das Mädchen tieftraurig, „wir werden nicht mehr den „Schofar" hören."

Es klang wie unterdrücktes Weinen, was sie so sprach; aber sie wußte sich doch zu beherrschen, daß es wie die Ausführung eines ihr gegebenen Befehles aussah.

Der Knabe schaute mit ungläubig fragenden Augen zu ihr auf.

„Ja, Bernhard," sagte sie, indem sie sich von ihm abwandte, „der „Schofar" ist nicht mehr da! Es ist Einer gekommen, der hat gesagt: Es sind anderswo auch Kinder, die wollen den „Schofar" auch hören! Und da hat er ihn mitgenommen."

Die schwarze Wolke hatte sich wieder gehoben; aber es geschah das erst am anderen Tage.

Da rief Bella das Mädchen zu sich, und ohne daß sie nach einem Vorwande gesucht hätte, der ihrer offenherzigen Natur ohnehin widerstrebte, blos von dem Drange geleitet, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, sagte sie zu Dorothea:

„Dorothea, ich habe gestern harte Worte zu dir gesprochen, die du am allerwenigsten verdient hast. Verzeih mir! sei du nur zu Bernhard, was du ihm bis jetzt gewesen bist, und denk nicht nach über das, was ich dir gesagt habe. — Willst du es vergessen?"

Dorothea nickte blos mit dem Kopfe.

„Und jetzt bitte ich dich noch um Eines!" sagte Bella. „Willst du mir ein Versprechen geben — und es auch halten?"

„Alles!" meinte Dorothea.

„Sieh an, Dorothea! Oft wenn ich so mutterseelen allein bin — mein Mann ist in der Fabrik und mit den anderen Leuten habe ich, wie du weißt, wenig Gemeinschaft — da ist

mir schon oft der Gedanke durch den Sinn geflogen: „Wenn dir etwas geschieht, wenn du stirbst, was wird aus deinem Bernhard werden?“ ... Er ist leider kein Kind wie ein anderes; er wird noch lange, lange eines Menschen bedürfen, der sich seines hilflosen Zustandes annimmt und zu ihm sieht ... Du hast gestern einen Ausdruck gebraucht, Dorothea, den habe ich nicht fallen lassen. Als ich dir nämlich Vorwürfe machte, da hast du gesagt: „Ich möchte den Knaben durch mein ganzes Leben auf meinen Armen tragen.“ Hast du das gesagt im Ernste oder war das nur ein Spaß?“

„Es war mein Ernst!“ sagte Dorothea.

„Willst du dein Versprechen auch halten, Dorothea?“ rief Bella in steigender Leidenschaftlichkeit. „Gieb mir deine Hand darauf, Dorothea, daß du bei meinem Kinde bleiben willst!“

Aber ehe Dorothea noch antworten konnte, war ein Ereigniß eingetreten, das dieser ernsten Unterredung ein Ende machte.

Eine Fensterscheibe klirrte und hart an den Schläfen des auf dem Boden spielenden Kindes war ein faustgroßer Stein in die Stube gefallen, der unweit der Thüre liegen blieb.

„Dorothea, das gilt uns!“ kreischte Bella auf und war dann kraftlos, Todesblässe im Antlitze, zurückgesunken.

Dorothea hatte sich zu dem Knaben niedergebeugt; hochaufathmend, nachdem sie sich mit der Blitzesschnelle eines Gedankens überzeugt, daß das schwere Wurfgeschoß seinen Weg verfehlt hatte, rief sie:

„Dem Kinde ist nichts geschehen!“

Dann nahm sie den Stein und wog ihn in der Hand.

„Er ist so schwer,“ sagte sie, „und grade an unserem Bernhard mußte er vorbei! Wer mag ihn nur geworfen haben?“

„Das fragst du noch?“ schrie Bella mit gellender Stimme. „Frag' meinen Mann, und er wird dir sagen können, wer ihn geworfen hat. Das hat dem Vampyr gegolten! Damit haben sie angefangen! Ich werde das nicht überleben!“ —

Von dieser Stunde an senkte sich die schwarze Wolke Bella's immer tiefer und tiefer über das Haus. Sie lagerte dort Tag und Nacht; sie füllte jede Ritze und jeden Winkel aus; sie drang überall hin, wo man sie sonst nicht vermuthete; sie gab Allem, was in ihren Bereich kam, eine düstere Beschattung und ließ keinen Ausblick zu auf die sonnenbeschienenen Lagen des Hauses.

Von dieser Stunde an wußte dies auch Jonathan. Statt Gott mit „aufgehobenen“ Händen dafür zu danken, daß er ihr Kind gnädig aus der Lebensgefahr gerettet, that sie nichts Anderes, als sich in wilder Widerspenstigkeit nutzlosen Klagen zu ergeben. Jetzt hatte sie einen greifbaren Anlaß, um zu jeder Stunde auf ihr Unglück zurückzukommen.

Der Stein, den eine ruchlose Hand aus sicherer Ferne geworfen, hatte zwar Niemanden leiblich beschädigt, aber er war in die tiefen Fluthen eines kranken Gemüthes gefallen und die Fluth wollte sich nicht beruhigen. Sie wollte nicht beruhigt sein! Sie wollte nicht geglättet werden! Und das war das wirkliche, nicht eingebildete „Unglück“ des jungen Weibes!

Anfangs versuchte Jonathan, die ganze Sache von der leichten Seite darzustellen.

„Wer wird den Stein geworfen haben? Zwei Knaben liefen vielleicht über die Gasse, die sich gegenseitig mit Steinen bewarfen. Dabei entglitt dem Einen sein Wurfgeschoß und fand seinen Weg durch das Fenster.“

„Und grade unser Haus, das Haus des Vampyrs, liegt so schön!“ rief Bella höhnisch. „Die Steine finden von selbst

den Weg hinein; die Steine liegen so unschuldig auf der Straße und bitten den Vorübergehenden: Wirf mich doch in das Haus des Herrn Jonathan Falk hinein!"

„Gut," sagte Jonathan, der einsah, daß diese Art Beschwichtigung dem Leiden seiner Frau gegenüber sich nicht bewährte. „Gut, ich werde zu Gericht gehen; sie müssen dort herausbringen, wer sich an meinem Eigenthum und an dem Leben meines Kindes vergriffen hat. Wenn sie mich dort nicht hören, will ich schreien, daß es das ganze Land vernimmt! — Was habe ich ihnen gethan, daß sie mich verfolgen? Gebe ich nicht Hunderten von ihnen jahraus, jahrein ihr Brod? Kann sich Einer von ihnen beklagen, daß ich ihn jemals von meiner Thüre gewiesen habe? Ja, ich gehe zu Gericht, es muß mir mein Recht werden und dir auch, weil du es so verlangst."

„Um Gotteswillen," rief Bella, „thu' das nicht! Du machst das Unglück dadurch noch größer, als es schon ist. Jetzt haben sie erst einen Stein geworfen und davon weiß vielleicht nur Jener, der ihn geworfen hat. Dann aber werden es Alle wissen, Alle, und was sie vorhaben, ist dir laut genug gesagt worden."

„Ich will dir folgen, Bella," sagte Jonathan.

„Du folgst mir?" meinte Bella mit absichtlicher Bitterkeit. „Geben denn das deine Grundsätze zu? Befehlen sie dir denn nicht, dich unterzuducken und zu demüthigen, dich einen Vampyr schelten und dir Steine durch deine Fenster schleudern zu lassen? Am Ende des Jahres, wenn die Rechnungsbücher mit dem Himmel abgeschlossen werden, da spricht das „Soll" freilich zu deinen Gunsten; das uralte Gebet rostet nicht ein: „Herr, befreie uns von unseren Drängern." Nur darum folgst du mir."

Es war für Bella's Gemüthszustand bezeichnend, daß sie

mit solchen Reden kein verstecktes Spiel trieb. Im Gegentheil, grade wenn Dorothea gegenwärtig war, kam jener Geist des Widerspruchs und der Empörtheit über sie. Sie schien es darauf abzusehen, daß Dorothea Alles höre. Und wie zornig oft in Jonathan das Blut stieg — eine gewisse Scheu, die nur zum Theil dem Mitleiden mit Bella's krankhafter Stimmung entsprang, hielt ihn ab, wenn Dorothea anwesend war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Dennoch raffte er sich einmal so weit auf, daß er sagte:

„Warum sagst du mir das vor dem Mädchen, Bella? Fühlst du nicht, daß es mich in ihren Augen erniedrigt?"

„Dorothea weiß Alles von mir," entgegnete Bella ohne vieles Besinnen. „Ich habe vor ihr kein Geheimniß." . . .

Zwei Augen sahen ihn oft in unaussprechlicher Traurigkeit an.

Dorothea wußte also um das „Unglück" Bella's? Sie hatte Zeugen dafür? . . .

Entsetzt taumelte er vor dieser späten Einsicht zurück. Darum hatte er also die geheimnißvolle Lohe, die an seinem Innern zehrte, so vorsichtig gehütet, — daß sie jetzt, von Allen gesehen und erkannt, in fürchterlicher Naturkraft sich geltend machte? Dorothea wußte also darum? . . .

Solch ein Weh, wie Jonathan es in sich trug, geht mit verschlossenen Augen an den Dingen seiner nächsten Umgebung vorüber. Wie hatte sich die Welt seitdem rings um ihn verändert!

Zwar das „Geschäft" seiner Fabrik ging den alten, scheinbar geregelten Gang; aber er wurde nicht gewahr, daß die lebendigen Räder und Schwungriemen seit einiger Zeit von einem tückischen Geiste beseelt waren. Wenn er früh Morgens in die Fabrik kam, begegneten ihm trotzige, finster abgewendete

Gesichter; aber er bemerkte sie nicht! Wenn er Jemandem einen Auftrag zu ertheilen hatte, lüpfte sich kaum die Mütze des Angeredeten, der früher in unterwürfiger Demuth vor dem „Herrn" gestanden war, und auch das bemerkte er nicht!

Manches dunkle Wort flog hinter ihm her, wenn er durch die Räume des Fabrikgebäudes schritt, das ihn sonst erbleichen gemacht hätte, aber er hörte es nicht, und manche Faust ballte sich, ungesehen von ihm, in seiner Gegenwart. Ein geheimnißvolles Zischeln und Murren ging durch alle diese lebendigen Räder und Schwungriemen — das jedem Anderen als böse Vorbedeutung gegolten hätte. Aber ihn, den Schlafwandelnden, erschreckte die nahende Gefahr nicht, weil sein Auge und Ohr unfähig geworden waren, die Stimmen der äußeren Welt zu belauschen.

Selbst Jaroslaw Patek, der Schmied, zeigte sich seit einiger Zeit unwirsch. Wenn sonst Jonathan über den Ringplatz an der Werkstätte vorüberkam, begrüßte ihn stets ein wohlwollender Gruß des Schmiedes, der dann in der Arbeit innehielt, um mit dem „Herrn Fabrikanten" einige Worte zu tauschen; hätte Jonathan jetzt schärfer hingesehen, so würde ihm auf dem ehrlichen Antlitze Jaroslaw's eine gewisse Verlegenheit nicht entgangen sein.

Der Schmied sah seitwärts, wenn Jonathan vorüberkam und wich jedem Gespräche aus, indem er den Amboß mit den kräftigsten Hammerschlägen bearbeitete.

Nicht einmal gegen Dorothea zeigte sich der Schmied von seiner alten Seite. Wenn sie mit dem kleinen Bernhard vor der Werkstätte erschien, um von der Bank aus seiner Hantirung zuzuschauen, war er wortkarg und seine unfreundliche Miene bewies, daß er das Mädchen nicht gerne auf dem ihm liebgewordenen Platze sehe.

„Du willst also noch immer nicht unsere Sprache reden, Mädchen?“ meinte er bei dem letzten Besuche Dorothea's zwischen der Arbeit, nachdem er sie während einer geraumen Weile seiner Ansprache nicht gewürdigt hatte.

„Ich verstehe ja doch, was Ihr sprecht!“ entgegnete Dorothea.

„Das ist nichts!“ rief der Schmied, eine riesige Eisenstange mit großer Gewalt in das Innere der Werkstätte schleudernd. „Das ist nichts! sage ich dir! Sie wollen, daß du uns nicht nur verstehst, sondern auch mit uns sprichst. Ja, das wollen sie! Nimm dich in Acht, Mädchen!“

„Kann man ein deutsches Mädchen dazu zwingen?“ meinte Dorothea lachend.

„Lache nicht, Mädchen!“ rief der Schmied mit furchtbarem Ernste. „Das ist kein Spaß! Wenn du um einige Jahre älter wirst, so kannst du es erleben: im ganzen Lande wird es kein Kind geben, das ein deutsches Ave Maria wird beten können!“

„Wie wird da eine deutsche Mutter mit ihrem Kinde beten?“ meinte Dorothea, noch immer mit ungläubigem Lächeln.

„Was gehen uns die Mütter an?“ rief der Schmied. „Die sind's ja, die uns den Weg versperren! Sie werden am Ende auch den Müttern mit dem Dreschflegel in der Hand verbieten, daß sie ihre Kinder mit ihrem deutschen Namen zu sich rufen. Alles wird Honza, oder Pawel, oder wie der heilige Jan von Nepomuck heißen müssen. Verlasse dich darauf, Mädchen!“

„Und die Väter? Was wird mit den Vätern geschehen?“ meinte Dorothea lustig, weil sie offenbar den großen Ernst des Schmiedes zu gering achtete.

„Scherze nicht, Mädchen!“ sagte der Schmied mit finsterem Stirnrunzeln. „Ich sage dir, es ist jetzt nicht an der Zeit, Späße zu reden und zu treiben. Wenn mein Geselle Swatek

nicht grade jetzt ins Wirthshaus gegangen wäre, um meinen Sohn, den Studenten, anzuhören, du könntest Dinge hören, davor das Blut in den Adern deiner deutschen Väter und Brüder weiß wie Wasser wird. Dort sitzt mein Sohn, der Student, und erklärt den Leuten, wie man es anfangen muß, daß das Kind im Mutterleibe bereits unsere Sprache spricht. In die Hölle mit ihnen Allen, die nicht folgen wollen! Mit List und mit Gewalt, spricht mein Herr Sohn, der Student, muß man dahin kommen, daß außer unserer Sprache kein anderes Wort auf dem heiligen Boden unseres Landes erklingt, wie das schon einmal vor mehr als tausend Jahren bei uns gewesen ist. Alles wird ausgelöscht, sage ich dir, Mädchen; man wird mit Lichtern suchen müssen, bis Einem ein deutsches Wort begegnet!"

Das Alles hatte der Schmied, halb für sich, halb gegen Dorothea gewendet, ohne in seiner Arbeit innezuhalten, gesprochen, und seltsamerweise hatte Dorothea diesen Drohungen mit mehr verwundertem als erschrecktem Antlitze zugehört.

„Ich fürchte mich doch nicht, Herr Patek!" sagte sie.

In dem rußgeschwärzten Antlitze des Schmiedes blitzte etwas wie ein Wetterleuchten auf.

„Ich möchte es auch Keinem rathen, der dir etwas anhaben wollte!" sagte er grollend, und ging in die Werkstätte.

Bald darauf kam er zurück. Er legte ein glühendes Eisen, das er vom Schmiedefeuer geholt, auf den Amboß und fing an, es zu bearbeiten. Plötzlich hielt er ein; den schweren Hammer hoch in der einen Hand schwingend, rief er:

„Mädchen, gieb Acht! Mädchen, gieb Acht! Die Funken fliegen herum und die Funken kommen vom Feuer! Sie fliegen bis zu dir und stecken dich und das Kind in Brand! Solch ein Funke fragt nicht, wohin er fällt! Wenn dir und deinen

Leuten, hör' es gut, Mädchen, ein Unglück geschieht, so ist vielleicht Jaroslaw Patek nicht da! Und so ein Funke fliegt weit, weit . . . und ruht nicht eher, als bis Alles eine rothe Flamme ist. Mädchen, gieb Acht!"

Dann schleuderte er den Hammer weit von sich und bedeckte mit beiden Händen das Antlitz.

Diesmal war Dorothea wirklich erschrocken. Sie drückte den Knaben angstvoll an sich und war dann aufgestanden, um sich zu entfernen.

Mit einem Male war ihr der Athem unter dem Vordache der Schmiede so beengt worden. Aber als sie sich einige Schritte von der Schmiede befand, fühlte sie doch das Bedürfniß, sich noch einmal umzuschauen. Da stand der Schmied noch immer vor dem Amboß, die Hände vor das Gesicht gedrückt.

Dorothea eilte nach Hause. —

Aber nicht nur in der Fabrik schnurrten und schwirrten die lebendigen Triebräder und Schwungriemen so unwirsch, und nicht nur auf den Lippen des Schmiedes schwebten so bedenkliche Aussprüche. Die Zeichen mehrten sich. Ueberall, wohin das Ohr lauschte, unheimliches Grollen wie von Stimmen, die es noch nicht an der Zeit hielten, ihre elementare Gewalt ausbrechen zu lassen. Der Sohn des Schmiedes, der blutjunge Student mit seinem bartlosen Gesichte, der Tag und Nacht an der Wirthshaustafel saß und redete, und sein Freund, der tückische Geselle Jan Swatek, waren die besten Wetterkundigen. Aber auch aus „geweihtem Munde" und an geweihter Stätte erklangen Worte, deren Inhalt mit den Tischreden des jungen Schmiedesohnes eine wunderbare Aehnlichkeit hatte.

Es war Sonntag und in der Kirche wurde der St. Wenzeslaustag begangen. Auf der Kanzel stand der Caplan und hatte zum Texte seiner Predigt die Stelle aus der Bergpredigt des

Heilandes genommen: „Gesegnet sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden.“

Der deutsche Bauerssohn sprach nicht in der Sprache, in welcher er als Kind das erste Vaterunser seiner Mutter nachgebetet hatte: es war die Sprache, die er mühsam in der geistlichen „Säeanstalt“ sich angeeignet hatte. Aber er hatte sie mit unbändigem Fleiße bewältigt, wie man ein störriges Roß zu beherrschen lernt. Niemand in der Kirche schien es gewahr zu werden, daß der deutsch geborene Reiter diesem Rosse ein Fremdling gewesen war. Mit weit vernehmbarer, jeden Winkel der Kirche ausfüllender Stimme zergliederte er im Eingange seiner Predigt die Texteswort des Evangeliums in die drei üblichen Theile.

Zuerst wollte er das Thema behandeln: Was ist Gerechtigkeit überhaupt? Giebt es nur eine Gerechtigkeit zwischen mir und dir, und nicht auch eine zwischen Volk und Volk? Im weiteren Verlauf wollte er die Frage in Erwägung ziehen: Darf man nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten? Im letzten Theile endlich wollte der Prediger an sein Schlußthema gelangen: Wer wird satt werden?

Im ersten Beginn seiner Predigt schien sich der junge Priester noch einige Mäßigung aufzuerlegen. Seine Stimme klang weich und einschmeichelnd; es schien, als sei sie keiner gewaltigen Anstrengung fähig.

Gleichsam mit einem kühnen Satze sprang er jedoch, sobald er diesen rednerischen Kunstgriff ausgenützt, ohne sich lange bei der Erklärung aufzuhalten „Was ist Gerechtigkeit überhaupt?“ auf die Behauptung über: daß nicht nur eine Gerechtigkeit zwischen „mir und dir,“ „zwischen meiner Geldbörse und deiner Geldbörse,“ von Ewigkeit zu Ewigkeit gesetzt sei, daß sie in einem noch weiteren Grade bestehen solle zwischen „Land und

Land," zwischen „Volk und Volk." „Zum Himmel ertönt ein Schrei, Geliebte im Herrn, ein gewaltiger Schrei," rief er mit mächtig anschwellender Stimme, den Arm zur Kirchendecke emporstreckend, „davon werden die Säulen, auf denen er ruht, erschüttert und Gott selbst fühlt darob einen heimlichen Schrecken! Das geschieht jedesmal, so oft sich ein Land vergeht an einem anderen Lande, ein Volk an einem anderen Volke! Dann erschallt durch die ganze Schöpfung ein Weheruf wie derjenige war, den die ersten Menschen im Paradiese einst vernommen haben."

„Kain, Kain, was hast du mit deinem Bruder Abel gethan? Was hast du mit dem frommen, gottesfürchtigen und gottergebenen Abel angefangen, der nichts begehrte, als in Frieden und Ruhe seinem Tagewerke nachzugehen und in seiner Sprache den Gott der Heerschaaren und seinen von Ewigkeit eingebornen Sohn zu verehren und anzubeten? . . ."

„Hast du ihn gehütet, Kain," fuhr er in steigendem Schwunge fort, während sich seine bis dahin von einer feinen Blässe angehauchten Wangen mit der Röthe des Zornes bedeckten, „hast du ihn gehütet den frommen, unschuldsvollen Bruder, wie man seinen Augapfel hütet? Hast du ihm die Wege gebahnt und geebnet? Was hast du mit deinem Bruder Abel angefangen?" Und Kain antwortet darauf:

„Wozu brauchst du ein eigenes Land, Abel, wozu brauchst du eine eigene Sprache? Siehe, das Alles gehört mir!" Und wie ein Wolf in die erschrockene Heerde, wie ein Vampyr auf das Blut, nach welchem er lechzt, so stürzte er, ein Fremdling gegen den, der mit ihm unter Einem Herzen gelegen, auf Abels Gut und Land und Sprache! Was er nicht morden und unter seinen Füßen zermalmen konnte, das hat er ver-

giftet, ja vergiftet in langsamer, wohlbedachter und ausgeklügelter Arbeit!"

Das biblische Bild mochte dem jungen Priester noch nicht genug von den Farben seiner Auslegekunst gesättigt sein, er mußte noch tiefer und zugleich weiter ausgreifen, um seinen Zuhörern die Nutzanwendung des uralten Brudermordes nahezulegen.

„Ja, Geliebte im Herrn," rief er nach einer Pause, flammend von erkünstelter oder wirklicher Erregtheit. „Kain hat gegen seinen Bruder Abel nicht in offenem Felde die Keule erhoben, er hat sich nicht nur mit Gewalt seines Landes bemächtigt, er hat ihm nicht nur die besten Brunnen abgegraben und die besten Weideplätze geplündert, er hat ihm auch sein Herzblut vergiftet, und das ist sein größtes Verbrechen!"

Mancher Blick war in scheuer Erwartung dessen, was nun kommen sollte, auf den Priester geheftet. Das Gleichniß war so durchsichtig und die slawischen Herzen in der Kirche hatten es wohl begriffen. Dennoch mochte sich so Mancher in der Versammlung von der Kühnheit des jungen Geistlichen fast unheimlich berührt fühlen. Lautlose Stille herrschte. Und nun zögerte er nicht länger, auch dem zweifelnd Fragenden zu antworten.

„Geliebte im Herrn," so schloß er den ersten Theil seiner Predigt, „wenn ich von Gift spreche, so habe ich darunter nicht jenes Gift gemeint, das die Hölle auf unseren Weg gepflanzt hat, das man in nächtiger Stunde bereitet, um es in die Adern des Schlafenden zu träufeln. Nein, Kain ist schlau und Kain ist zugleich gewaltthätig! Um Abel, den frommen Abel zu täuschen, nimmt er den Schafspelz um; er ladet ihn an seinen Tisch mit allerlei „liberalen" Reden, die ihm sein „Aufkläricht" und die Köche seines „Aufklärichts," die Zeitungen, tagtäglich

frisch bereiten, und spricht zu ihm: „Bruder Abel, sei doch mein Gast! Hast du nicht dasselbe Recht wie ich? Hat uns nicht eine Mutter geboren? Warum soll nicht Ein Friede und Eine Freiheit herrschen, da wo du weilst und ich weile.“ Und als Abel, der fromme Abel, ein wenig ansteht, der Einladung des tückischen Bruders zu folgen, denn er kennt ihn zu gut, was thut da Kain? Er schüttet Gift in den Trank seines Bruders; er schüttet Gift in die Gesetze, die er macht, er schüttet Gift in die Schulen, damit die Kinder Abel's frühzeitig lernen, an keinen Gott zu glauben, der da Vergeltung übt und der da sagt: „Die Rache ist mein!“ Er schüttet Gift in Alles, was da fleugt und kreucht und dann geht er hin, satt und gemästet, glänzend von Fett und feist, und sagt, seines Werkes froh: „Ich bin doch der Stärkere!“

„Das ist die Gerechtigkeit, Geliebte im Herrn, von der geschrieben steht: Gesegnet sind die, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. Das ist die Gerechtigkeit, die mit Donnerworten an Kain herantritt und ihm zuruft: „Kain, wo ist dein Bruder Abel? Was hast du mit dem Erschlagenen angefangen? Siehe, sein vergossenes Blut dampft auf wider dich und zeiht dich des vorsätzlichen Mordes! Blut kann wieder nur mit Blut gesühnt werden! Denn der Herr ist allmächtig! Wie er verdorrtes Gras wieder aufsprießen macht, so läßt er Abel wieder erstehen zum neuen Leben. Und jetzt ist es Abel, der durch den Mund des Herrn spricht: Gerechtigkeit und nichts als Gerechtigkeit! Unstät und flüchtig sollst du in diesem Lande umherirren, das dir nicht gehört. Alle Hände sind gegen dich erhoben! du bist nicht der Stärkere! . . .“

Ein Mann war hinter einer Säule gestanden, und hatte bis dahin, unbeweglich wie die Mauer, an die er sich lehnte, den Worten der Predigt gelauscht. Aber am Ende des Schluß-

satzes mochte ihn eine Unruhe befallen haben, die ihn gebieterisch nach freier Luft drängte. Er stieß mit Heftigkeit die ihn Umstehenden zurück, bis er die Thüre erreicht hatte. Dort wendete er sich noch einmal um und ging dann hinaus. Es war Jaroslaw Patek, der Schmied.

VII.

Neujahrsnacht.

Der Wahltag war gekommen.

Wie es vorauszusehen war, fielen alle Stimmen ohne Ausnahme auf einen Advokaten, der kurz zuvor in einer Wählerversammlung mit wie zum Schwur aufgehobenen Fingern versichert hatte, er werde sich eher „die Hand," und dann mit Hinweisung auf seine „Füße," eher diese letzteren verstümmeln und abhacken lassen, bevor er seinen Fuß nach Wien setze oder seine Hand dazu hergebe, ein dort „fabricirtes" Gesetz anzunehmen.

Die „Gasse" hatte sich nach dem Vorbilde Jonathan's, des vornehmsten Wählers, der Stimmenabgabe enthalten. Nur eine kleine Ausnahme hatte stattgefunden.

Jacob Zweihand, der Schneider, war am Wahltisch erschienen und hatte seine Stimme für den Candidaten der „Nation" abgegeben.

Es hatte dies einen sehr durchsichtigen Grund und Jacob Zweihand machte auch kein Hehl daraus. Sein Handwerk brachte es nämlich mit sich, daß ihm die Förderung der Volkswohlfahrt sehr am Herzen gelegen sein mußte. Auf weit und breit war er nämlich der Einzige, der die geschmackvollsten

Muster und Schnitte für die neuerfundenen Nationaltrachten besaß, und so liefen ihm die Bestellungen ins Haus und er stand sich gut dabei.

„Was frag' ich danach," hatte er mit schlauem Augenzwinkern gesagt, „ob ich dem meine Stimme gebe oder einem Anderen? Für mich ist Jeder gut. Hat mich Einer gefragt, wie ich mein Handwerk angefangen habe: „Jacob Zweihand, wovon willst du leben und deine zukünftige Familie erhalten? Und jetzt sitzen Tag für Tag acht Mäuler um meinen Tisch, meines nicht mitgerechnet und das meines Weibes, und sagen zu mir: Wähl' du, wen du willst, Jacob Zweihand, wähl' du unsertwegen den Papst in Rom, nur gieb uns zu essen!"

Das Wahlergebniß war erst am Nachmittage bekannt geworden.

Da der Wahlbezirk ein ziemlich ausgedehnter war, so kamen immer neue Zuzüge von Wählern aus den umliegenden Dörfern und Weilern, so daß die Umgebung des Rathhauses auf dem Ringplatze, wo der Wahlakt stattfand, ein außerordentlich belebtes Bild bot.

Gegen vier Uhr Nachmittags kam Pater Urban, der Caplan, vom Rathhause und verkündete mit weithin vernehmlicher Stimme den ihm zunächst Stehenden den Sieg der „Nation."

Die freudige Nachricht durchlief blitzschnell zuerst den Ringplatz, wo die vielen Wirthshäuser sind. Ein wildes, wüstes Gejohle aus Hunderten durstiger Bierkehlen kam als Antwort zurück. In diesem Augenblicke schlossen Jan Swatek, der Schmiedegeselle, und der Student, der Sohn seines Meisters, „Bruderschaft auf ewig" und wollten sich von nun an „du" nennen. Darauf glitt die fröhliche Botschaft, als hätte sie unsichtbare Füße, auch in die anderen Gassen und Gäßchen, und

ehe eine Stunde vergangen war, hatte der „Sieg der Nation" Alle erreicht, die auf ihn gehofft hatten.

Allmälig hatte sich der Abend herabgesenkt; hie und da flackerte eine einsame Straßenlaterne mit spärlicher Beleuchtung auf, blos um zu zeigen, in welch' geheimnißvolles Dunkel dieser Platz sich hüllen könne, wenn erst die Nacht angebrochen war. Es war aber seltsam, wie sich, je tiefer die Schatten des Abends sich färbten, das lärmende Leben in den Wirthshäusern verlor. Das Gejohle und wüste Geschrei verstummte nach und nach; hie und da noch ein übermüthiger Aufschrei, hie und da noch ein abgebrochener, heiserer Gesang, der auf die Gasse hinausdrang ... dann ward es mit einem Male stille, so stille, daß es fast beengend wurde.

An demselben Abende war unten in der „Gasse" und im Hause Jonathan's das Neujahrsfest eingekehrt. Aus der hellerleuchteten Synagoge kamen die Leute und „wünschten" herüber und hinüber; dazwischen tummelten sich kleine Knaben, die ihre Väter suchten, denen sie die Gebetbücher nachtrugen. Weißgekleidete Frauen warteten an der Treppe der „Weiberschul" auf ihre Männer. Es war ein eigenthümliches Summen und Surren von Stimmen, hie und da unterbrochen von heftig ausgebrochenem Schluchzen und Weinen.

Da waren Töchter, die sich erinnerten, ihrer Mutter in diesem Jahre keinen „guten" Festtag mehr wünschen zu können, weil sie draußen auf dem „guten" Ort ruhte; da war manche Mutter, der es das Herz durchschnitt, wenn sie ihres einzigen Sohnes gedachte. Im vorigen Jahre hatte er sie noch da an derselben Treppe erwartet, um sie „anzuwünschen." Wo weilt er jetzt? War er todt oder hat er in der Fremde an das Neujahr vergessen? Nicht einmal ein „Paar" armseliger Zeilen waren von ihm angekommen! Was nützte es ihr, wenn ihr

eine Nachbarin während des Gebets zugeflüstert hatte: „Mach dir nichts daraus, Blume, die heutige Welt ist nicht anders beschaffen! An sich selbst und was ihr gut thut, daran vergißt sie nicht, dafür aber umsomehr an Gott und die Eltern. Es muß wohl so sein." Mußte es wirklich so sein? Diese Mutter wird traurige Neujahrstage haben. —

Dort im Schatten jenes Hauses stehen zwei Männer im ernsten Gespräch. Sie haben sich während des ganzen langen Jahres um eines geringfügigen Umstandes willen bitter und grimmig gehaßt.

Am heutigen Abende haben sie Beide, einer unwillkürlichen Regung nachgebend, sich auf der Gasse wiedergefunden, und wie sie jetzt auseinandergehen, hat Einer des Andern Hand gedrückt und ein trauliches „guten Festtag" mehr tönt in die dunkle Nacht hinein. Sie haben sich um „Verzeihung gebeten."

Die Letzte, die über die Treppe der „Weiberschul" herabstieg, war Veile Oberländer. Wie sie da, stramm und hochaufgerichtet, ganz in weiße Gewänder gehüllt, das dicke Gebetbuch unter dem Arme, vorsichtig die Stiegenstufen herabschritt, mochte sie Jedem wie eine Verkörperung des „furchtbaren" Feiertages vorkommen, der soeben seinen Einzug in die „Gasse" hält. Unten an der Treppe erwartete sie Jonathan, dessen Gewohnheit es war, die alte Frau an diesem Abende nach ihrer Wohnung zu begleiten.

Wie Jonathan ihr den üblichen Festwunsch zurief, sagte sie mit ihrer alten Herbigkeit:

„Was bist du doch für ein Narr, Jonathan, daß du mir wünschest, Gott soll mich heute in das „Buch des Lebens" einschreiben? Gott hat für so eine alte Frau wie ich keine Tinte und keine Feder mehr! Er macht's mit mir, wie man es mit einem Schuldner macht, der nicht zahlen kann und will. Nimmt

man den in sein Vermögen auf, wenn man seine Rechnung abschließt?"

Dann aber, als ob sie sogleich erkannt hätte, daß dieser Ton eine Sünde in der allgemeinen Feststimmung in sich schließe, sagte sie mit großer Innigkeit:

„Dafür aber wünsche ich dir, Jonathan, was man Einem nur wünschen kann. Dein Name soll vor Allen hoch oben im „Buche des Lebens, der Ernährung und des Wohlstandes" stehen. Es soll dir an nichts fehlen, weder dir, noch deinem Kinde, noch deinem jungen Weibe! Und jetzt geh, ich treffe meinen Weg schon . . . bei Tag und bei Nacht. Dein Weib wird dich erwarten."

Sie trennten sich.

Die „Gasse" war bereits einsam und öde. Es war ein Heimgang voll trübster Gedanken und Erinnerungen. Der Wunsch seiner alten Freundin glitt ihm wie ein leise ausgesprochener Vorwurf nach, den man anfangs nicht beachtet, der aber sofort vor der Seele sich aufbäumt und riesige Umrisse annimmt, sobald man ihm ins Angesicht sieht. Es solle ihm an nichts fehlen, weder ihm, noch seinem Kinde, noch seinem Weibe, hatte sie gesagt.

Wußte sie die Wahrheit, daß sie grade diesen Wunsch gewählt hatte? Sah und hörte man es ihm an, wie viel ihm und seinem jungen Weibe fehlte? Wie weit lag Alles ab, damit Beile's Wort in Erfüllung gehen konnte! In welch' unsichtbare und unbegrenzte Fernen dehnte sich Alles aus, wenn nur der geringste Theil dessen, was die alte Frau vielleicht ahnungslos ausgesprochen hatte, wahr werden sollte! Sein Herz lechzte nach Glück . . . alle seine Sinne zogen gierig einen Duft ein, wie von einem ungekannten, zerstreuten Gewürze; in unbestimmter Herrlichkeit stieg etwas vor ihm auf, eine

Seligkeit, ein Behagen, dem er keinen Namen zu geben vermochte. Aber im nächsten Augenblicke stieß er das Alles tiefaufseufzend zurück. Kein Meer war so breit und kein Berg so hoch, wie jene Ferne, die ihn und sein Glück auseinanderhielten. Und es solle ihm an nichts fehlen, weder ihm, noch seinem Kinde, noch seinem jungen Weibe! hatte Veile Oberländer gesagt.

Aber wie ein gelinder Hauch jenes erträumten Glückes, wie eine Gewähr jenes Wunsches berührte es ihn, als ihm in der hellerleuchteten Hausflur Dorothea, den Knaben im Arme, entgegentrat.

Sein Herz erweiterte sich; der Druck, der seine Seele belastet hatte, war geschwunden, so daß er in seltsam umgewandelter Stimmung die Wohnstube betrat.

„Guten Festtag, Bella!" rief er im Eintreten seiner Frau zu, die in der Fensterbrüstung saß.

Dann ging er zu ihr hin und gab ihr die Hand.

Sie nickte ihm zerstreut, aber nicht unfreundlich, zu.

„Bist Du „da unten" fertig geworden?" sagte sie. „War es schön?"

„Schön?" fragte Jonathan zurück. „Was soll schön sein?"

„Du hast Recht," meinte Bella mit ihrem alten Lachen, „ich hätte nicht so fragen sollen. Wie kann etwas schön sein, wo sich Alle, die an den lieben Gott etwas anzubringen haben, mit ihrem Geschrei, als wenn es auf einem Trödelmarkte wäre, herandrängen, um ihm ihre Waare anzupreisen? Da will Keiner dem Anderen den Weg freilassen, Einer will dem Anderen zuvorstehen, und richtig! stolpert Einer über den Anderen, bis sie Alle wie ein verwirrter Zwirnknäul untereinander vor dem lieben Gott liegen. Das kann natürlich nicht schön sein. Ich hätte mich anders ausdrücken sollen."

Jonathan wollte entgegnen, vielleicht bitter entgegnen, aber Bella schnitt ihm jede Antwort ab.

„Da habe ich,“ sagte sie, indem sie auf ein Buch hinwies, das in ihrem Schoße lag, „während du vom Hause fort warst, in den Neujahrsgebeten mit deutscher Uebersetzung herumgeblättert. Ich kann nicht sagen, daß mir diese alten Andachten mißfallen; es ist Vieles darin, was mich bewegt, und erschüttert . . . Aber da stoße ich auf eine lange Litanei, worin der liebe Gott als unser „Vater und König“ gradezu mit Bitten bestürmt wird, uns alles Mögliche und Unmögliche zu gewähren, weil wir so viele Verdienste um ihn haben. Zuletzt aber heißt es: „Wenn du das Alles schon unseretwegen nicht thun willst, so thue es wenigstens deinetwegen.“ Ich frage dich, Jonathan, der du das besser verstehst wie ich, sieht das nicht wie ein Geschäft aus, das man mit dem lieben Gott machen möchte? Der liebe Gott will die Waare nicht kaufen, die man ihm anträgt, sie ist ihm zu schlecht und zu fehlerhaft; da redet man ihm ein, daß er die Waare „seinetwegen“ behalten müsse. Kommt sie nicht von ihm? Und wer wird auch seine eigene That und Macht verleugnen?“

„Am heutigen Tage treibt man keine Scherze,“ sagte Jonathan ernst, und glaubte damit den ferneren Bemerkungen Bella's vorgebeugt zu haben.

Aber sie ließ sich trotzdem nicht abhalten, noch einmal in den alten Ton zurückzufallen.

„Du hast Recht, Jonathan,“ meinte sie, ihre Stimme zum Ernste zwingend, „wenn man diese Sündenregister durchliest, die dem lieben Gott heute vorgelesen werden, so sieht man, daß er sehr übel aufgelegt sein muß. Seine Kinder haben sich in diesem Jahre gar nicht gut aufgeführt.“

Dann aber rief sie mit einem raschen Uebergange zu ihrem alten silberhellen Tone, der so wohlthuend das Herz umfing:

„Mach du selber kein so trübseliges Gesicht, Jonathan! Das paßt auch nicht zu dem heutigen Tage! Man muß dem lieben Gott nicht so de- und wehmüthig sich vorstellen, wenn man vor ihm in der Audienz erscheint. Muß er da nicht sogleich denken: der hat ein schlechtes Gewissen, weil er so zerknirscht und gebrochen kommt? Du hast ja keine Sünden, Jonathan! Sieh dich lieber um, wie schön unsere Stube sich für das heilige Neujahrsfest aufgeputzt hat. Kann es anderswo schöner aussehen? Duftet und glänzt nicht Alles, wie es sich gebührt?"

Und Jonathan schaute wirklich freudigen Blickes um sich. Auf dem Tische, der zum Nachtmahl bereits gerüstet war, lag das feinste weiße Linnen aus Bella's Ausstattung; vier silberne Leuchter, um zwei mehr als an den gewöhnlichen Feiertagen, warfen einen vornehmen Glanz um sich. In der Mitte des Tisches stand das kunstvoll geflochtene Weißbrod mit den seit uralter Zeit wohlbekannten zwei „Priesterhändchen," diesmal ohne die sonst darauf gestreuten Mohnkörner, und neben Jonathan's Teller ein rothbackiger, frisch duftender Apfel und ein Töpfchen mit Honig gefüllt.

Das Alles umfaßte Jonathan mit Einem Blicke.

In der ganzen Zurüstung lag etwas, was ihn an den Neujahrsabend im alten väterlichen Hause, als die Mutter noch lebte, erinnerte.

„An nichts ist vergessen worden," rief er, „an Alles hast du gedacht, Bella!"

„Ich?" rief die junge Frau eifrig. „Ich soll an das Alles gedacht haben? Da muthest du mir zu viel schöne Eigenschaften zu! Ja, wenn auf meinen Schultern Dorothea's Kopf sitzen

würde! Aus ihrem Kopfe ist das Alles gekommen, von mir nichts. Bei ihr mußt du dich bedanken! Weil sie sich erinnert hat, daß wir im vorigen Jahre an den Apfel mit dem Honig vergessen hatten, ist sie so lange herumgerannt und hat sich bemüht, bis sie Beides erlangt hat."

„Dorothea!" rang es sich flüsternd aus Jonathan's Brust los.

Das Mädchen hatte sich abgewendet, vielleicht um die überschwänglichen Lobeserhebungen, die ihr Bella spendete, nicht zu hören und machte sich mit dem Knaben zu thun.

Der kleine Bernhard aber deutete in der Sprache, die Dorothea so vortrefflich verstand, an, ob auch er seinen Theil an dem schönen Apfel und dem süßen Honig haben werde?

„Närrchen," sagte Dorothea, „der Honig ist ja besonders für dich gebracht worden. Aber du mußt warten! Erst spricht dein Vater den Segen über das Weißbrod, dann über den Wein und zuletzt kommt der Apfel mit dem Honig an die Reihe!" —

Draußen hing sternenlose Finsterniß über der ersten Neujahrsnacht der „Gasse." Jonathan hatte sich zu Tische gesetzt.

Zuerst sprach er die Segensformel über Brod und Wein und gab von Beiden seinem Knaben zu kosten. Dann schnitt er den Apfel auf, die „Frühfrucht des Jahres," und tunkte davon unter dem Aussprechen einer anderen Benediction einige Stücke in das nebenan stehende Honigtöpfchen.

Nachdem er zuerst davon genossen, bekam auch Bernhard seinen Theil. Er legte davon etwas auf den Teller Dorothea's.

„Dorothea hat heute kein Neujahr, das kommt erst!" sagte das Mädchen rasch.

In demselben Augenblicke war es Allen, als ob Hagelschlag gegen die Fensterscheiben klirrte. Es war jener be-

stimmte, schneidig harte Ton, den Jedermann aus Erfahrung kennt.

Eine Weile herrschte Todesstille in dem kleinen Kreise; sie hörten fast den Schlag ihres eigenen Herzens. Aller Augen waren gegen die Fenster gerichtet. Draußen lag die Nacht in undurchdringlicher Schwärze.

„Jonathan," rief Bella mit angstvoll erweiterten Blicken, ihren Mann am Arme fassend, „kann das Hagelschlag sein?"

Sie hatte ihre Frage kaum beendet, als sie auch die Antwort darauf erhielt. Zwei mächtige Steine fielen durch die Scheiben, daß die zerschmetterten Stücke in der ganzen Stube umherflogen, und das schien ein allgemeines Vorzeichen dessen zu sein, was in dem nächsten Augenblicke dem Hause Jonathan's bevorstand.

„Sie kommen, Jonathan, sie kommen!" kreischte Bella. „Das Strafgericht kommt, rette dein Kind!"

Jonathan hatte sich aufgerichtet; unwillkürlich hatte er nach dem Messer gegriffen, das vor ihm lag. Seine Augen glänzten unheimlich, jeder Muskel in seinem Antlitze schien von verhängnißvollen Entschlüssen gespannt.

„Sie sollen nur kommen! Sie sollen nur kommen!" flüsterte er mit bebend aufeinander gebissenen Lippen.

Bisher war es draußen auf der Gasse stille gewesen. Jetzt erhob sich mit einem Male hart an dem Hause ein wüstes Gejohle, wie von Hunderten von Stimmen; Schläge, wie von schweren Werkzeugen, gegen das Hausthor gerichtet, drangen herauf; dazwischen Gelächter und der heisere Gesang eines slawischen Gassenhauers, dessen Anfangsworte schauervoll durch die Finsterniß in aller Deutlichkeit vernommen wurden:

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

Darauf erneuertes Gelächter, untermischt von Flüchen und Drohungen, während gegen die Pfosten des Hausthores erschütternde Schläge dröhnten, wovon das ganze Gebäude in seinen Grundfesten erzitterte.

„Ist das Thor gut verriegelt?“ rief Jonathan zu Dorothea hinüber.

„Ich habe es selbst verschlossen,“ rief diese.

„Hörst du sie, Jonathan, hörst du sie?“ schrie Bella, unfähig, sich von ihrem Sitze zu erheben, ihre Hand mit krampfhafter Gewalt auf dem Arme ihres Mannes. „Sie wollen Strafgericht mit uns halten, mit dir, mit mir, mit unserem Kinde. Aber rette nur das Kind, ich will mit dir sterben!“

Jonathan hörte diesen Aufschrei nur mit halbem Sinne.

„Dorothea,“ rief er, indem er das Messer kräftiger faßte, „nimm das Kind und trag es über den Hof in den Garten; dort wirst du in Sicherheit sein und dir werden sie nichts anhaben.“

Dorothea hatte den hilflosen Knaben auf den Boden gesetzt, aber selbst in diesem Augenblicke der Angst und des Schreckens vergaß das Mädchen nicht, an das ihr zunächst Liegende zu denken. Die Augen beständig auf Jonathan gerichtet, hatte sie ein Tuch wahrgenommen, in welches sie hurtig den Knaben hüllte, um ihn vor der kühlen Nachtluft zu schützen, und trotz seiner grauenhaften Lage war dies Jonathan nicht entgangen.

Ein Gedanke von unnennbarer Seligkeit durchströmte ihn. Niemals hätte er sagen können, wie er gekommen, wie er wieder geschwunden war. Der zur Erde niedergleitende Lichtstrahl kann gemessen werden, aber die Flüchtigkeit eines solchen Gedankens nicht!

Unten erdröhnten neue Schläge an das Hausthor; das

Gejohle wüst durcheinander schreiender Stimmen hatte sich wieder erhoben.

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!“

ertönte es aufs Neue durch die Nacht.

„Und jetzt laß mich, Bella!“ rief Jonathan in übermenschlicher Anstrengung. „Ich habe mit ihnen was zu reden!“

Er war zum Fenstersims gesprungen und hatte den von den Steinwürfen arg beschädigten und nur lose in seinem Gefüge hängenden Flügel aufgerissen.

„Jonathan, laß mich mit dir sterben!“ hörte er sein junges Weib hinter sich rufen.

Kopf an Kopf gedrängt stand eine dunkle Menschenmasse, als hätte sie die unheilvolle Nacht geboren, um sein Haus geschaart. Man mußte ihn bemerkt haben, denn mit einem Male war all dieser spukhafte Lärm verstummt.

„Nachbarn und Freunde!“ schrie Jonathan mit schriller, weithin tönender Stimme hinab.

„Dein Reden wird dir nichts nützen!“ rief Einer der dunklen Gestalten in der dichtgeknäulten Masse.

„Stille!“ gebot eine andere Stimme aus dem Haufen.

„Nachbarn und Freunde!“ rief Jonathan. „Was habe ich Euch zuleide gethan, daß Ihr zu mir kommt in dieser Nacht? Kann Einer von Euch auftreten, dem ich jemals etwas abgeschlagen habe? Ich bin unter Euch geboren, kann Einer mir vorwerfen, daß ich ihn jemals beleidigt oder gekränkt habe?“

Er vermochte nicht weiter zu sprechen; vor Aufregung versagte ihm jeder Laut.

„Geh zur Hölle mit deiner Entschuldigung!“ schrie nach einer geraumen Weile, während welcher athemloses Schweigen

geherrscht hatte, dieselbe Stimme, die früher Stille geboten hatte.

„Schneide dir deine Zunge aus," rief ein Anderer im Haufen mit heiserem Tone, „denn du bist ein Lügner!"

„Du bist ein Verräther an unserem Lande und hältst es seit deiner Kindheit mit den Deutschen."

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

brüllte der Chor der nächtigen Gestalten verständnißvoll zurück.

Einer, der scharfblickende Augen besaß, mochte trotz der Finsterniß das blinkende Messer gesehen haben, das Jonathan noch immer in der krampfhaft geballten Hand hielt.

„Seht ihn, den Schlächter!" rief derselbe mit höhnischem Gelächter. „Er will das Land und uns Alle abschlachten, wie er's mit seinen Gänsen zu thun pflegt!"

Der fürchterliche Witz fand alsogleich seinen Widerhall, indem der Ausruf: „Schlächter! Schlächter!" von Hunderten von Kehlen spottend und drohend nachgeäfft, für den Augenblick der Wahlspruch des Haufens geworden zu sein schien.

„Warum läßt man ihm das Messer?" schrie Jemand, der mitten im Knäuel stand. „Es ist eine Schande, daß er uns bedrohen darf."

„Stille!" gebot wieder eine Stimme. „Er soll reden, er soll sich vertheidigen."

Der Haufe schien auf diesen Befehl großes Gewicht zu legen; er gehorchte zur Stelle.

Jonathan versuchte zu reden; er rang nach Worten, die den grauenhaften Augenblick beschwören sollten, aber er fand keines. Heisere, von der Verzweiflung zerstückte Laute drängten sich über seine Lippen. Plötzlich taumelte er von dem Fenster zurück. Das Messer war seiner Hand entfallen — der

Nachthimmel über ihm hatte sich mit einem unheimlich rothen Scheine bedeckt. Die bis dahin in finsteres Dunkel um sein Haus geschaarte Masse stand nach Hunderten von Köpfen in fahler Beleuchtung vor ihm. Er vermochte sogar einzelne Gesichter zu unterscheiden.

„Es brennt!" schrie Einer im Haufen.

„Wo?" rief ein Anderer.

„Es brennt in der Fabrik!" heulte es im grausen Chor zurück.

Einzelne Stimmen fanden sich darauf wie auf Verabredung in den Anfangszeilen jenes Gassenhauers zusammen und wiederholten:

„Jud und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

Mit der solchen Lagen eigenthümlichen Sinnesschärfe hatte Jonathan seinen ganzen Jammer wie mit Einem Blicke umfaßt. Vor ihm und unter ihm die hellbeleuchtete, zerstörungswüthige Masse und hinter ihm die brennende Fabrik! Hatte er Dorothea nicht vorhin — es war ihm, als sei darüber ein Jahr verstrichen — den Befehl gegeben, sich mit dem Knaben über den Hof in den Garten zu retten? Wenn sie jetzt dort war, befand sie sich ja mitten im Brande!

Aber er hatte nicht bemerkt, daß Dorothea keinen Augenblick von seiner Seite gewichen war. Wie er sich jetzt umwendete, sah er, daß das Mädchen neben ihm stand. Sie war todesblaß wie Bella, die hilflos in ihren Sitz zurückgesunken lag.

Der Knabe kauerte auf dem Fußboden, wohin ihn Dorothea gesetzt hatte.

„Die Fabrik brennt, Dorothea!" lallte Jonathan. „Wie willst du das Kind retten?"

„Komm, komm, mein Bernhard!“ rief das Mädchen in seiner Vergessenheit, ohne sich von Jonathan's Seite zu entfernen.

War es nun der Widerschein des Feuers, der grell und stechend auf die Augen des Kindes fiel, oder der Schreck, für den selbst dieses arme Geschöpf das volle Verständniß eines reif gewordenen Mannes besaß, das tosende Gejohle rings um das Haus, die Miene des Entsetzens in Aller Gesichtern — eine ungewöhnliche Kraft, eine bis dahin ungekannte Macht schien den Lippen des Knaben zu entströmen. Denn plötzlich richtete er sich auf, that einige Schritte gegen Dorothea und rief mit fremdartigem Laute:

„Do . . ro . . Feu . . er!“

„Das Kind redet! Das Kind redet!“ schrie Dorothea, indem sie den Knaben an sich riß, und es war ein Schrei, der mitten durch das Geheule der Masse vor dem Hause, mitten durch die Axtschläge, die mit erneuerter Wucht an das Hausthor ertönten, mitten durch den nächtlichen Brandschein am Himmel wie der Jubelruf einer Lerche erklang, wenn sie sich aus dem qualmenden Morgen in die reinen Lüfte erhebt.

„Er redet, mein Bernhard redet!“ tönte noch einmal der Lerchenruf.

Wie durch den Schleier eines Traumgebildes hatte Jonathan all das gesehen und vernommen, was in so lebendiger Unmittelbarkeit sich vor ihm ereignete. Dorothea's Jubel klang wie aus weiter Ferne; er wußte, daß in dieser Stunde ein Ungewöhnliches, Unerwartetes vor seinen Augen sich zugetragen, aber er empfand es wie ein Halbwacher, dem eine Freudenbotschaft mitgetheilt wird.

Und auch das wußte er nicht, daß seine Augen von heißen Thränen überflossen. Dann sah er, wie sein junges Weib die

Arme ausstreckt, wie die Todesblässe auf ihrem Antlitze weicht, er hört, wie sie mit bebenden Lippen ruft: „Dorothea, das Kind!“ und wie ihr dann die Sinne vergehen . . .

Denn unten vor dem Hause war indessen etwas Entscheidendes vorgegangen.

Unter der Wucht der gegen das Hausthor angestauten Menge hatten die eisenbeschlagenen Bohlen endlich nachgegeben. So ungestüm war die Bewegung, daß sie, die da oben in der Stube noch unter dem Eindrucke des soeben Vorgefallenen standen, es kaum gewahr wurden. Nun mit einem Male drängten und schoben sich diese lebendig gewordenen Menschenwellen durch die dunkle Hausflur über die Treppe hinauf vorwärts, bis die Fluth sich dort staute, wo sie nicht mehr vordringen konnte. Die Stube hatte sich mit den nächtigen Gesellen gefüllt. Kaum blieb für Jonathan die Stelle übrig, daß er mit seinem Leibe sein junges, in Ohnmacht liegendes Weib und das Kind in Dorothea's Armen decken konnte.

Auf dem Tische brannten noch die Kerzen in den silbernen Leuchtern; sie wurden umgestoßen, die Kerzen verloschen und nur der Schein des brandgerötheten Himmels leuchtete in die Stätte der Verwüstung und des Tumultes.

Jonathan sah den Tod vor sich; aber wie er dastand, eingekeilt zwischen diese mordsüchtige Masse, war über ihn eine Entschlossenheit gekommen, die ihn seltsam belebte. Die meisten der eingedrungenen Gesellen hatten rußgeschwärzte Gesichter und aus allen blitzte die Vernichtung. Aber er empfand keine Furcht, er hatte die Lebensrechnung abgeschlossen.

„Ist Keiner unter Euch,“ rief er hochaufgerichtet, „der sich meiner annimmt? Ist Keiner unter Euch, der für mich redet?“

Auf diese Worte entstand ein Gemurmel, das nichts Gutes verhieß.

„Ich frage noch einmal," rief Jonathan, „ist Keiner unter Euch, der mir zu Hilfe kommt?"

„Ich!" rief eine gewaltige Stimme an der Thüre, und durch den dicht geknäuelten Haufen drängte sich, Stöße nach rechts und links austheilend, ein Mann, bis er dicht vor Jonathan stand.

Es war Jaroslaw Patek, der Schmied.

„So red' du für mich, Meister!" schrie Jonathan in höchster Anstrengung mit schriller Stimme, denn seine Kräfte waren dem Erlöschen nahe. „Red' du für mich und sage ihnen, ob ich der bin, den sie in mir suchen. Ich kann es nicht!"

„Ich will für dich reden, Bruder!" rief der Schmied.

Es war eine lautlose Stille eingetreten.

„Nachbarn und Freunde!" begann der Schmied, seine wuchtige Hand auf Jonathan's Schultern legend, „ich Jaroslaw Patek, der Schmied, den ihr Alle kennt, sage Euch: der ist ein Lügner und bissiger Hund, der behauptet, dieser Mann will unsere Nation beschimpfen! Wer Euch das gesagt hat, der hat in seiner Niederträchtigkeit vor Euch die Wahrheit versteckt, wie jeder Lügner es thut! Gift hat er Euch gegeben und nicht Wahrheit."

„Sei still, Schmied!" unterbrach ihn Einer mit heiser lachender Stimme, der im Haufen stand. „Du kennst das Gift und kennst auch den, der es uns gegeben hat. Er kommt aus deinem eigenen Blute."

„Und ein heiliges Gift ist es," rief ein Anderer, denn es ist auf der Kanzel verabreicht worden.

„Ich weiß, ich weiß!" murmelte der Schmied, und es schien ihn eine plötzliche Schwäche zu übermannen.

Dann aber reckte er sich gewaltig auf und mit markiger Stimme rief er:

„Und wenn es mein eigener Sohn wäre, mein eigenes Blut, und wenn es selbst der Mann wäre, dem sie im Namen Gottvaters und Gottsohnes das Recht gegeben haben, zu binden und zu lösen, ich, Jaroslaw Patek, der Schmied, sage es Euch: Sie sind Beide Lügner und werth, daß sie die Hölle verschlingt!"

„Weißt du es vielleicht besser, Schmied, als der Mann auf der Kanzel?" höhnte der vorige Sprecher.

„Ja!" rief der Schmied, mit der rechten Hand auf seine gewaltige Brust schlagend, daß es dröhnte. „Ja, ich weiß es besser, und es ist die traurigste Nacht meines Lebens, wo ich das gesagt habe. Denn kann einer das auswischen und weglöschen, was heute in dieser Nacht an unserem Lande begangen worden ist? Das schreit zum Himmel auf! Meine Seele vergeht vor Scham und ich möchte mich verbergen, wo mich kein Menschenauge mehr erblickt. Denn wohin ich gehen werde, werden sie mir entgegenrufen: „In dunkler Nacht habt Ihr einen wehrlosen Mann überfallen und ein schwaches Weib und ein hilfloses Kind! Pfui über dich und dein Land!"

Es war ein tiefer unsagbarer Schmerz, der die letzten Worte des Schmiedes wie von Thränen erstickt ertönen ließ. Die zunächst um ihn Stehenden schienen von sanfteren Regungen überwältigt zu sein; hie und da in der Stube ertönte ein halb unterdrückter Zuruf, der wie Zustimmung klang.

Da rief aber Einer:

„Was laßt Ihr ihn so lange reden? Der Schmied ist ein altes plärrendes Weib!"

„Und er hält es auch mit den Deutschen!" rief ein Anderer.

„Es ist eine Schande für uns!" riefen Einige, und mit

einem Male machte sich in dem Menschenknäuel eine gegen die Thür hinfluthende Bewegung bemerkbar.

„Und ich sage Euch," rief ganz nahe bei dem Schmiede eine kleine, aber stämmige Gestalt, kennbar an einem Lederschurze, den ihr Träger zuvor abzulegen vergessen hatte, und die Stimme dieses Burschen tönte merkwürdig schneidig, fast stählern, „und ich sage Euch, Nachbarn und Brüder, der sich erfrecht, uns zu beschimpfen, indem er uns Lügner und bissige Hunde nennt, ist selbst ein Verräther und hält es mit den Deutschen und ihresgleichen."

„Dich kenne ich mit deinen Tücken, falscher Geselle!" rief der Schmied, mit der Faust nach der Stelle deutend, woher diese Worte gekommen waren.

„Du sollst mich auch kennen!" entgegnete die kleine stämmige Gestalt.

Mitten durch das fahle Halbdunkel der Stube sah man einen hellblinkenden Gegenstand mit sausender Gewalt auf das Haupt des Schmiedes niederfallen.

Jaroslaw Patek stöhnte laut auf, dann stürzte er wie ein gefällter Baum zu Jonathan's Füßen nieder.

„Er hat ihn erschlagen! Er hat ihn erschlagen!"

„Fort! Fort!" schrieen die an der Thür.

„Die Gendarmen kommen!" ertönten andere Rufe von dem Hausflur her.

Nur noch eine flüchtige, kaum an der Zeitenuhr zu messende Weile und der nächtige Spuk hatte sich aus der Stube und dem Hause verloren, wie er gekommen war. Die Stätte bethörter Leidenschaft und zügelloser Verhetzung hatte sich geleert. Nur der zu Tod getroffene, am Boden liegende Körper des Schmiedes bewies, daß das Gespenstige dieses Vorganges — dem wirklichen Leben entsprungen war.

Draußen fiel um diesen Augenblick strömender Regen vom Nachthimmel. Allmälig erlosch die Brandröthe. Auf der Straße war es still geworden. . . .

Wird die Fluth, die niederrauscht, sich auch kühlend an die wundgeschlagenen Herzen legen?

VIII.

Das himmlische Kind.

Es war wieder stille geworden und Ruhe eingetreten, wenn man das Stille und Ruhe nennen möchte, wenn Menschen und Dinge wieder in die alten Verhältnisse zurückfalleu und dieselben Maße einnehmen, die sie zuvor eingenommen haben.

In der Landtagsstube donnerte der neue Abgeordnete des Wahlbezirks, oder wie er sich lieber nennen hörte, der „Declarant" gegen die Deutschen und gegen Alles „aus Wien Kommende," und auf einem Hintergebäude der Fabrik hatte man den alten, in jener Nacht von den Flammen verzehrten Dachstuhl mit einem neuen vertauscht.

Jetzt lag dichter Schnee darauf, denn es war im Winter, und wer von den Ereignissen nicht genau unterrichtet war, ging an dem frisch gezimmerten und neu gedeckten Dache vorüber, ohne zu wissen, welch eine traurige Geschichte es hatte.

Das Leben ließ sich um sein Recht, das so alt ist wie die Welt, nicht verkürzen; wo man es erstorben glaubte, zuckte es wieder auf und bewies eben dadurch seine zwingende Nothwendigkeit.

Und so durfte es Niemanden Wunder nehmen, wenn in

Jonathan's Fabrik die lebendigen Räder und Schwungriemen wieder schnurrten und surrten, als hätten sie sich niemals mürrisch und unwirsch benommen; daß jetzt, wenn der „Fabrikant", wie er wieder hieß, durch die Räume seiner Thätigkeit schritt, manche schwielige Faust grüßend nach der Mütze griff, die zuvor wie zum Hohne auf dem struppigen Kopfe verblieben war, und daß manches Auge freundlich leuchtete, das in jener Nacht nach den silbernen Leuchtern auf Jonathan's Tische gierig gefunkelt hatte.

Das Leben war überall in seine alten Rinnsale eingekehrt und es hatte eine so gleißende Außenseite angenommen, daß man fast glauben konnte, jene grauenvollen Ereignisse hätten nie stattgefunden.

Selbst das Gericht waltete nur im Stillen seines Amtes.

Nicht wenige Personen hatte der Kreisrichter an seinen grünen Tisch vorgeladen und ausgefragt, aber Keiner wußte sich, „und wenn es um den Kopf ginge," zu erinnern, ob und wann er in jener Nacht sich vor Jonathan's Haus eingefunden habe. Keiner hatte die Schwefellunte gesehen, von deren zufälliger Berührung mit einem Zündhölzchen das Dach eines der Fabrikgebäude so lustig aufgeflackert war. Keiner hatte jemals das schwere Brecheisen berührt, gegen dessen Gewalt die Bohlen des Hausthores sich endlich nachgiebig bewiesen hatten. Keiner endlich hatte den Eisenhammer sausen gehört, der so wuchtig auf das Haupt des Schmiedes niedergefallen und wußte anzugeben, wer ihn geschwungen hatte.

Das Leben bäumte sich überall auf, und um sich zu behaupten, griff es nach der Lüge; und die Lüge bewährte sich in diesem Falle vortrefflich.

Ja, die drängende Triebkraft dieses Lebens ließ sich so wenig von dem strengen Untersuchungsrichter in die Paragraphen

seines Strafgesetzbuches zwängen, daß ihm „unter der Hand,“ wie er selbst zugestand, die Hauptschuldigen entschlüpften, während nur ein kleines Bruchstückchen jenes Menschenknäuels, der sich damals in „ungesetzlicher Zusammenrottung“ vor Jonathan's Hause und in dessen Stube eingestellt hatte, in den Maschen des ausgespannten Netzes sich fangen ließ.

Der Untersuchungsrichter hatte sogar, um seine Unparteilichkeit in helles Licht zu setzen, eine „Citation“ an den Caplan ergehen lassen. Aber die „geweihte Hand“ des jungen Priesters hatte sich voll sittlicher Entrüstung gegen die Zumuthung erhoben, als wären in seinen auf der Kanzel gefallenen Worten die Keime der unseligen Verhetzung gelegen. „Ob es denn schon so weit gekommen sei,“ rief er in höchster Aufgeregtheit, „daß der Priester auf jener Stätte, die ihm und keinem Anderen gehöre, nicht einmal mehr das „Wort des Herrn“ nach seinem Verständnisse und wie er es der Auffassung des „gläubigen Volkes“ am geeignetsten ansehe, auslegen und erklären dürfe? Nicht einmal unter dem Kaiser Julian, dem Apostaten, sei das verwehrt gewesen. Man solle ihm in seiner ganzen Predigt, die er hier in Abschrift mitgebracht habe, Eine Stelle nachweisen, in welcher er den Namen „Deutscher“ ausgesprochen oder gar auf Jonathan Falk angespielt habe, daß dieser es mit den Deutschen halte. Ueberall sei nur von Kain und Abel die Rede, und die seien Personen des alten Testaments und man werde doch nicht im Ernste daran gehen, den Text der Bergpredigt von „Jenen, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten,“ vor den Strafrichter zu citiren?“

Die Untersuchungs-Behörde hatte feinlächelnd den „geweihten“ Zeugen entlassen, ihm aber beim Fortgehen den klugen Rath zu gründlicher Befolgung auf den Weg mitgegeben, in

der Auswahl der biblischen Texte in Zukunft mehr Vorsicht walten zu lassen, da man in einem „zweisprachigen" Lande lebe.

Es stimmte beinahe zur Heiterkeit, daß selbst Derjenige, der über die Vorgänge jener Nacht die beste Auskunft hätte geben können — zu neuem Leben erwacht war.

Jaroslaw Patek, der Schmied, war dem wuchtigen Schlage, der seinem Haupte gegolten hatte, nicht erlegen. Jaroslaw Patek's Natur war zu stämmig und kräftig angelegt worden, um sich sogleich und ohne Vertheidigung, blos weil es ein eiserner Hammer so gewollt hatte, in ihr Nichts aufzulösen.

Viele Tage und Nächte rang und kämpfte sie gegen die allzeit bereite Todesgewalt, bis sie endlich Siegerin blieb. Aber als er, der starke Mann, wieder zu lichtem Bewußtsein zurückkehrte, ließ er, krank und gebrochen, wie er war, zuerst um Jonathan Falk schicken.

„Bruder," hatte er zu ihm mit schwacher Stimme gesagt, und doch klang jedes seiner Worte fest und bestimmt, „du hast den Mann, der mir das gethan hat, nicht gesehen und erkannt?"

Er wies mit aufgehobenen Fingern nach der Wunde an der linken Schläfe seines Hauptes.

Jonathan verstand ihn wohl und nickte ihm zum Zeichen seines Einverständnisses zu.

„Die vom Gericht," begann der Schmied wieder, seine Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern herabdrückend, „haben mir auf dem Krankenlager den Hammer vorgewiesen, den sie bei dir an Ort und Stelle gefunden haben . . . Ich habe den Hammer aus meiner Werkstätte nicht erkannt, es war ein fremder Hammer, der mich niedergeschlagen hat . . ."

Die letzten Worte stieß er mit großer Anstrengung heraus, so daß er für eine geraume Weile erschöpft innehalten mußte.

„Indessen ist Jan Swatek, mein Geselle, verschwunden," sagte er dann anscheinend gleichgiltig, „und kein Mensch weiß, wohin er gekommen ist; er ist wie in die Erde hinein versunken — und mein Sohn ist wieder ins Studiren nach Prag gegangen."

Eine finstere Wolke hatte sich auf der Stirne des Schmiedes zusammengezogen, nachdem er seines Sohnes Erwähnung gethan. Dann hatte er, sich zur Wandfläche wendend, Jonathan angedeutet, er möge ihn nun verlassen.

So klammerte sich Alles, Alles, was mit den Geschehnissen jener Nacht in irgend einer Beziehung stand, an jenen vielästigen Baum an, den wir Leben nennen.

Von den rothen Ziegeln des neuen Daches angefangen, bis herab zu den Actenbündeln in der Amtsstube des Untersuchungsrichters, die nach Hunderten von „halbbrüchigen" Bogen zählten, überall ein und dasselbe Bemühen, jenem nächtigen Spuk eine Deutung zu geben — die mit der Wahrheit auf sehr schlechtem Fuße stand!

Nur in dem Hause Jonathan's schien jenes Drängen und Emporwuchern eines neuen Lebens sich fast zögernd niederlassen zu wollen.

Der Sprechversuch des armen Knaben hatte sich als keine Täuschung erwiesen. Bernhard redete! Das Band der Stummheit war in jener Nacht wirklich gesprengt worden.

„Ich weiß nicht, was dich gesund gemacht hat," sagte Dorothea einmal, nachdem sie dem allerdings noch immer unvollkommenen Reden des Kindes lange gelauscht hatte; „ob es ein Wunder war, oder etwas Anderes, was ich nicht begreife, aber das weiß ich, daß du jetzt reden kannst, fast ganz so reden, wie dein Vater."

Aber während Jonathan oft mitten in der ernsten Arbeit

seiner Thätigkeit unwillkürlich lächelte und dann aufstand, um nach Hause zu eilen, blos um sich aufs Neue zu überzeugen, daß Bernhard wirklich und in der That mit seinem Munde spreche, daß ihn keine Sinnestäuschung befangen halte und Alles so eingetroffen war, wie Veile Oberländer und Dorothea vorausgesagt hatten, vermochte sein junges Weib von den Schrecknissen jener Nacht sich nicht mehr zu erholen. Alles, was Leben in ihr hieß, war damals für immer zerstückt und gebrochen worden, und aus der Ohnmacht, die sie in jener fürchterlichen Stunde befallen, war sie nur erwacht, um einem langen Siechthum entgegenzugehen, das mit einer anderen, aber ewigen Ohnmacht endigen sollte.

Der Todesengel, wie ihn Veile Oberländer geschildert, hatte wieder einmal sein Schlachtmesser geschwungen; ein Blutstropfen war zur Erde gefallen, und wo er hinfiel, stand grade das Haus Jonathan's und das junge Leben der Mutter seines Kindes.

Tage und Wochen und Monate waren vergangen; draußen blies der Wintersturm über das beschneite Land, und es war ein kalter, grimmiger Winter, wie sich dessen die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Es hatte den Anschein, als ob eine Menschenseele nur den ersten Sonnenstrahl, nur das Erscheinen des ersten Blümchens erwarten wollte, um dann den Weg anzutreten, den sie Befreiung nennen.

Bella hatte seit jener Nacht das Bett nicht mehr verlassen können; ohne ein ausgesprochenes Leiden, ohne jeden „Anhaltspunkt," wie der Ausspruch des Arztes lautete, welkte die junge Frau hin, und doch wollte derselbe Arzt nicht zugeben, daß sie eigentlich krank sei. Er sagte das wenigstens, so oft ihn Jonathan befragte, um ihn zu trösten; in eine weitläufigere Erörterung sich einzulassen, oder die Möglichkeit zu besprechen,

ob für dieses junge Leben noch eine Quelle irgendwo rieselte, um daraus mit einem frischen Trunke sich zu erlaben, davon hielt ihn sein wissenschaftliches Standesgefühl oder vielmehr sein Mitleid ab.

Die volle Wahrheit erfuhr Jonathan erst, als er einmal nach Monaten seiner alten Freundin Veile seine Befürchtungen über den Zustand seines jungen Weibes aussprach.

„Sie klagt nicht, sie ist eher lustig und heiter wie niemals zuvor," sagte er zu ihr; „sie hat Tage, an denen sie so gesund ist, wie ein anderer Mensch, und doch sagt mir eine innere Stimme, daß Bella sehr krank ist."

Er war es von jeher gewohnt, daß die alte Frau lindernd und tröstend Alles berührte, was von ihm ausging, mochte es ein großes oder ein kleines Leid sein. War sie es nicht gewesen, die mit unanfechtbarer Zuversicht die Gesundung seines Kindes vorhergesagt hatte? Vielleicht fand sie in dem unerschöpflichen Borne ihrer Liebe für ihn ein Wort des Trostes und der Hoffnung.

Die alte Frau hörte ihn stillschweigend an, aber ihre Miene war tieftraurig geworden.

Endlich sagte sie:

„Hast du dir einmal schon ein Glas betrachtet, wenn man das Wasser oder den Wein ausgeschüttet hat? Anfänglich meinst du, es ist Alles schon herausgeflossen, dann kommen aber noch immer zwei oder drei Tropfen zum Vorschein, die möchten um keinen Preis von ihrer Stelle fortgehen. Das Glas ist ihnen zu lieb geworden, warum sollen sie auch fortgehen? Sollen sie mir nichts dir nichts sich ausgießen lassen? Dazu ist noch immer Zeit, sie haben eben keine Eile und können sich gedulden. Und dann —"

„Und dann?" wiederholte Jonathan schwer athmend.

„Und dann," sagte die alte Frau im Tone der tiefsten Bekümmerniß und die staarblinden Augen forschend auf Jonathan's Antlitz geheftet, „wenn du dich nach den Tropfen, die in dem Glase waren, umsiehst, so sind sie mit einem Male verschwunden . . . Gott der Lebendige weiß, wo sie hingekommen sind . . . Hast du mich verstanden? . . ."

Ob er sie verstanden hatte! Er sah vor sich die schwindenden, verrinnenden Tropfen im Wasserglase und dachte dabei an sein junges Weib zu Hause auf dem Krankenlager . . .

„Ich glaube, Jonathan, mein Sohn," sagte Veile Oberländer nach einer langen Weile, „du mußt dich auf etwas gefaßt machen . . . so um das Frühjahr herum, meine ich, wird sich etwas erfüllen, was dir bestimmt ist. Nach Allem, was ich höre, kenne ich mich im Zustande deines Weibes aus. Mach dich gefaßt, Jonathan, mein Sohn . . ."

Seit dieser Unterredung mit seiner alten Freundin waren wieder Tage und Wochen verstrichen.

Jonathan gab sich keiner Täuschung mehr hin, die Tropfen im Wasserglase waren auf eine erschreckend kleine Zahl herabgesunken.

Ja, sie war wieder lustig und heiter geworden, das junge Weib Jonathan's, und aller Harm und alle Bedrängnisse schienen von ihr genommen zu sein. Die schwarze Wolke hatte sich erhoben und schwebte noch als ein dunkler Punkt an dem Himmel. Auch das silberhelle Lachen war wieder zurückgekehrt und es hatte jetzt den vollen, durch keinen jener Mißtöne, in die es früher umschlug, beeinträchtigten Klang, der dem Herzen so wohl that, und an manchen Tagen war sie, wie Jonathan gesagt hatte, so gesund, wie jeder andere Mensch.

Nur die durchsichtige Blässe auf den abgezehrten Wangen wollte trotzdem etwas Anderes behaupten.

An einem so gesunden Tage, nachdem sie lange Zeit von ihrem Krankenlager aus dem Schwatzen Bernhard's gelauscht hatte, rief Bella das Mädchen an ihr Bett und sagte zu ihr:

„Im Grunde genommen, Dorothea, hast du eigentlich mit dem Kinde jetzt wenig zu schaffen. Bernhard hat seinen Mund wiederbekommen, und wie prächtig weiß er ihn zu benützen!“

„Das ist wahr,“ entgegnete darauf Dorothea rauh und abstoßend.

„Was ist wahr?“ fragte Bella.

„Ich könnte jetzt wieder gehen,“ rief das Mädchen, ganz gegen seine frühere Weise, mit überquellender Heftigkeit; „ich könnte jetzt gehen, denn ich habe hier im Hause nichts mehr zu thun.“

„Was du doch für eine Närrin bist, meine gescheite Dorothea!“ rief Bella nach einer Weile mit ihrem silberhellen Lachen. „Ich hätte immer gedacht, du verstehst dich auf Spaß.“

„Dorothea!“ rief sie wieder nach einigen Augenblicken, aber diesmal mit solcher Innigkeit, mit solchem Ernste, wie noch nie zuvor. „Komm her, Dorothea, ich gebe dir einen Kuß!“

Dorothea neigte sich zu ihr herab; die heißen Lippen der Kranken legten sich brennend auf die Stirne des Mädchens.

Dann hielt sie sie ganz nahe ihrem Gesichte mit ihren Armen umschlossen und betrachtete stillschweigend ihr Antlitz.

„Wie schön und groß du geworden bist, Dorothea,“ sagte sie mit ungeheuchelter Bewunderung, „seit du zu uns ins Haus gekommen bist! Damals warst du noch ein halbes Kind und durchaus nicht schön. Was dich nur so schön und groß gemacht hat, Dorothea?“

Sie schien es nicht zu bemerken, daß sich Dorothea ihren

Armen entwunden und dann flammendroth von ihr abgewendet hatte.

„Dorothea!“ rief sie wieder nach einer Weile.

Das Mädchen trat zu ihr.

„Was du doch für eine Närrin bist, Dorothea, wenn du meinst, du könntest jetzt nach Hause gehen! Weil mein armer Knabe jetzt nicht mehr stumm ist, glaubst du, jetzt sei Alles aus? Grade jetzt, du Närrin, wirst du nöthiger sein als sonst. Oder willst du gehen, Dorothea? Mußt du vielleicht gehen?“

Statt aller Antwort brach das Mädchen in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Willst du gehen?“ wiederholte Bella mit großer Heftigkeit.

„Ich will bleiben!“ rief Dorothea.

Welch ein süßes Lächeln tiefster Befriedigung glitt über die blassen Züge der Kranken! Minutenlang lag sie dann da mit geschlossenen Augen und schien in wohligem Nachdenken das Gehörte noch einmal nachzuempfinden. Mit einem Male richtete sie sich in ihrem Bette auf; sie mochte sich seltsam gestärkt in diesem Augenblicke fühlen.

„Dorothea,“ rief sie, „was ist heute draußen für ein Tag?“

„Die Sonne glitzert auf dem Schnee der Dächer.“

Die Kranke wiederholte langsam Wort für Wort; dann meinte sie:

„Dir ist eigentlich ein merkwürdiges Geschick beschieden worden, Dorothea! Jahrelang hast du dich mit meinem armen Bernhard geplagt, hast ihn, trotzdem du noch ein halbes Kind warst, auf deinen Armen herumgetragen. Und jetzt, nachdem Alles besser geworden ist, kommt wieder Eine, und diese Eine fragt dich: Möchtest du ihr nicht auch diesen Liebes-

dienst erweisen? Möchtest du sie nicht auch auf deinen Armen tragen, Dorothea?"

Und als Dorothea sie erschreckt anstarrte, sagte sie mit jenem unwiderstehlichen, den Kranken eigenthümlichen Lächeln:

„Dorothea, ich möchte sehen, wie die Sonne auf dem Schnee glitzert. Trag' mich ans Fenster!"

Mit welcher Raschheit Dorothea den großen Lehnstuhl an die sonnigste Stelle neben das Fenster rückte; mit welcher Sorgfalt sie die Kranke in ihre warmen Arme nahm und auf den wohlbereiteten Sitz trug, um ihr von da aus den günstigsten Ausblick nach den schneebedeckten Dächern der Häuser und dem goldenen Tageslichte zu gewähren!

„War ich dir schwer, Dorothea?" fragte Bella, sich mit großem Wohlbehagen in dem Lehnstuhl zurechtrückend.

Erst antwortete Dorothea nicht, dann sagte sie ausweichend, ohne ihre Traurigkeit unterdrücken zu können:

„Schwerer als mir Bernhard jemals gewesen ist."

Närrchen," rief Bella, „warum willst du nicht sagen, daß ich dir federleicht gewesen bin, wie ein junges Vögelchen, das eben erst aus dem Neste seiner Mutter kriecht? Ja, wie ein Vögelchen," setzte sie nach einer Weile mit einem leichten Seufzer hinzu, „das zum ersten und vielleicht auch zum letzten Male versuchen will, wozu ihm die Flügel gegeben worden sind."

Sie sah dann in die glitzernde Sonne, die jedes Schneestäubchen auf den Dächern in einen funkelnden Edelstein verwandelt hatte.

Von der Gasse herauf drang das Geknarre des schweren Fuhrwerks auf dem hartgefrorenen Pflaster. Von der Kirche läutete es; der Glockenton durchschnitt scharf die reine kalte Luft.

„Warum läuten sie jetzt, Dorothea?“ fragte sie. „Es ist ja noch nicht Mittag.“

„Es wird ein Seelenamt dort sein,“ meinte Dorothea.

„Was ist das, Dorothea?“

„Man nennt es auch eine Seelenmesse, die der Priester für einen Verstorbenen abhält.“

Sie schien der Belehrung Dorothea's gleichwie den Glockentönen aufmerksam zu lauschen; sie hatte den Kopf in die eine Hand gestützt und sah wieder hinaus auf den glitzernden Schnee, der für sie ein unauflösliches Geheimniß sein mochte, dessen Enthüllung sie anderswo finden sollte.

„Dorothea!“ rief sie mit einemmale.

Die Glocke hatte soeben ausgeklungen.

„Erzähle mir doch einmal, wie es dir ist, wenn du gebeichtet hast!“

„Ich beichte nicht mehr.“

„Warum?“

„Ich hab's aufgegeben.“

„Kann man so etwas aufgeben?“

Dorothea schwieg beharrlich.

„Du willst vielleicht mit mir nicht über solche Dinge sprechen, Dorothea,“ sagte Bella, „weil du denkst: Was geht das die fremde Frau an, die mit mir doch nicht in eine und dieselbe Kirche geht!?“

Und ohne eine Gegenbemerkung abzuwarten, die ihr Dorothea etwa entgegenhalten mochte, fuhr sie wie in einem halb traumhaften Selbstgespräche zu reden fort:

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich und Hunderttausende gleich mir nicht wissen, ja nicht einmal begreifen können, was eine Beichte ist oder wie es Einer zu Muthe ist, wenn sie gebeichtet hat? Und in einer und derselben Stube athmet mit

mir Jemand, ißt mit mir an demselben Tische, lebt in beständigem Verkehr mit mir! Die weiß das Alles und weiß sich darüber Rechenschaft abzulegen . . . und ich kann es nicht. Woher kommt das? Muß es solche Scheidewände geben?“

Sie mochte an diesem lauten Gedankenleben ihr Gefallen finden, denn die glänzenden Augen gegen das Fenster gerichtet, vielleicht in gänzlicher Vergessenheit, daß noch irgend Jemand außer ihr in dieser Stube sich befinde, spann sie den einmal aufgegriffenen Faden weiter fort:

„Beichte, was ist das? Ein Mensch kommt zu einem anderen Menschen, der ist hiefür bestimmt, und theilt ihm an einem geheiligten Orte mit, was seine Seele bedrückt, was er für große und kleine Sünden begangen hat. Und der Andere, der kraft seines Amtes binden und lösen kann, sagt ihm dann entweder: „Du kannst rein und schuldlos von hinnen gehen,“ oder: „Ich kann dir nicht verzeihen.“ . . . Wenn ich weiß, dort und dort ist ein Mensch, zu dem kannst du zu jeder Stunde des Tages gehen, er ist immer bereit, dich anzuhören, dich zu trösten, wenn du dessen bedarfst, er hat ein Urtheil darüber, ob du etwas Sündhaftes begangen oder nicht; er wägt das Alles auf seiner Wage und sagt dir dann, ob er es zu leicht oder zu schwer befunden hat . . . Wenn ich weiß, Einer ist da, der ist ein Mensch wie du, der hat vielleicht auf dem nämlichen Irrwege gestanden wie du, wenn ich das Alles weiß, so ist das für mich etwas, was ein Stab für einen Blinden oder der Grund für ein Haus ist. Darauf kann ich mich stützen, darauf kann ich weiter bauen! Ein Mensch, der den Muth hat, vor einem Anderen die verborgensten Stellen seiner Seele aufzuthun, ihm sagt: „Hier hast du den Schlüssel, sieh' dich in mir um, wie du willst!“ ein solcher Mensch ist kein ver-

schlossener Kasten wie bei uns! Wer hat den Schlüssel bei uns? Er liegt oben bei Gott!"

Noch immer spann sie an diesem Gedankenfaden weiter; das Gespinnst mochte für die Kranke etwas Verlockendes haben, daß sie das Ende sehen wollte.

„Was sagen sie doch zu uns?" fing sie nach einer Weile wieder an, die glänzenden Augen noch immer gegen das Fenster gerichtet.

Dorothea aber lauschte den Worten Bella's, als wären diese an sie gerichtet worden und nicht an die Seele der Sprecherin selbst.

„Was sagen sie doch bei uns, wenn man ein Bedürfniß fühlt nach dem, was Beichte heißt? Zuerst sagen sie: „Du bist ein Weib und für die Weiber haben wir keine Religion! Die ist nur für die Männer!" Sie haben bei uns eine eigene Abtheilung in ihren Bethäusern, wo die Weiber hinter Gittern zusehen und hören können, wie ihre Männer eigentlich die Religion sind. Dann sagen sie: „Wir haben keine Priester! Wir haben Keinen, der binden und lösen kann! Bei uns muß Jeder, der sein Gemüth bedrückt fühlt, oder eine Schuld auf der Seele hat, mit sich selbst fertig werden, und muß sein eigener Priester sein! Du willst einem Menschen dich anvertrauen, sagen sie, vor einem Menschen willst du das Innerste deiner Brust ausschütten? Wer und was ist dieser Mensch? Hältst du dich selbst für so gar nichts, daß du erst eines Andern bedarfst, wenn du mit dir ins Reine kommen willst?"

Ueber dem letzten Gedanken schien ihre Seele müde geworden.

Dorothea hörte noch, wie sie flüsternd mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinfragte:

„Wer von Beiden hat Recht?"

Dann schwieg sie und an den ruhigen Zügen ihres Athems merkte das Mädchen, daß die Kranke eingeschlummert war.

Nach diesem „gesunden" Tage mit dem glitzernden Sonnenscheine auf den Dächern waren wieder Tage gekommen, an denen Bella unfähig war, an Dorothea die Bitte um den Liebesdienst zu richten, sie ans Fenster zu tragen. Der Wintersturm fegte wieder durch die Gasse und der Lehnstuhl am Fenster blieb leer!

Dann war es, als ob die Sonne verschämt der Kranken zuriefe:

„Ich kann dich noch nicht befreien, es fehlt mir die Kraft dazu! Warte noch! Das Frühjahr ist noch nicht gekommen!"

Eines Tages hörte sie von ihrem Krankenlager aus, wie Dorothea in der angrenzenden Stube den Knaben zur Rede stellte. Die Stimme des Mädchens klang scharf; so hatte Bella sie noch niemals gehört.

Sie horchte hoch auf.

„Warum stotterst du so ängstlich, Bernhard?" rief Dorothea. „Du darfst nicht stottern, du mußt immer muthig reden! Du mußt es wie dein Vater machen, Bernhard! Siehst du, wie das Gesindel in sein Haus gedrungen kam mit Aexten, Beilen und Brecheisen, meinst du, er ist vor Furcht verstummt? Nein, aufrecht ist er gestanden, seine Augen haben geblitzt, er hat ein Messer in der Hand gehabt und da haben sie sich vor ihm gefürchtet. So mußt du's auch machen, du darfst keine Furcht zeigen, denn davon kommt viel Unglück!"

Die Kranke horchte noch auf, dann lächelte sie vor sich hin. —

Woran eine solche Kranke nicht denkt, wenn sie Tage und Wochen und Monate das leise Flüstern und Knistern der Geister

vernimmt, die ihr uraltes Lied von der Befreiung des irdischen Leibes zu singen nicht müde werden?

Da hat das Erinnern tausend Ausgangspförtchen, durch die es ungehindert hinausschlüpfen kann, um sich da und dort zu ergehen. Niemand bewacht es, Niemand hält es eifersüchtig zurück. Voll mit Beute beladen, trauriger und lustiger kehrt es von einem jeden Ausflug in sein Heim zurück. Jenes Flüstern und Knistern der singenden Geister hat eine Macht, gegen die keine andere aufkommt, denn „du bist unser!" singen jene Geister.

So erinnerte sich Bella eines Morgens, daß Dorothea vor langer Zeit ihrem Knaben ein Märchen erzählt hatte, worin beständig die Worte vorkamen:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

und seitdem wiederholte sie diese Worte, als wäre sie selbst wieder zum Kinde geworden, das an solchen Reimen das beste Behagen hat, fast zu jeder Stunde des Tages. Sie rief sie bald laut in heiterer Stimmung aus, bald wieder schien sie mit ihnen ein trauriges Echospiel zu treiben. Sie wußte wohl warum.

In einer Nacht fuhr es erst mit leisen, dann aber immer heftiger und dringender pochenden Fingern an den Fenstern der Stube vorüber, worin die Kranke lag.

Das war der Wind, der sich aufgemacht hatte, um mit einem Male Alles hinwegzufegen, was an den Winter erinnerte. Früh Morgens, als die Leute aufwachten, fanden sie, daß das „himmlische Kind" in der einen Nacht mehr zuwege gebracht hatte, als sie noch gestern sich vorgestellt hatten. Es wehte eine weiche warme Luft; auf den Dächern war sämmtlicher Schnee verschwunden und aus den Dachrinnen plätscherten

ganze Bäche hellen Wassers, das erst unter der Berührung mit der schmutzigen Straße sich verunreinigte.

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

rief Bella früh am Morgen.

An demselben Tage war Jonathan aus der Kreisstadt zurückgekehrt, wohin ihn der Untersuchungsrichter als Hauptzeugen in seiner eigenen Sache vorgeladen hatte.

Die erste Frage, die sie an den Eintretenden richtete, nachdem sie ihn mit überströmender Herzlichkeit begrüßt hatte, lautete:

„Haben sie dich verurtheilt, Jonathan?"

„Mich?" fragte dieser erschrocken und trat an das Bett der Kranken, denn er glaubte nichts Anderes, als daß Bella irre zu reden anfange.

„Erschrick nicht so, Jonathan," sagte sie sogleich, „es hätte ja auch so kommen können."

Dann erzählte ihr Jonathan, wie es ihm in der Kreisstadt vor dem Untersuchungsrichter ergangen, wie es ihn mit Ekel und tiefstem Schmerze erfüllt, all' die Erlebnisse jener Nacht noch einmal bis in die kleinsten Kleinigkeiten berichten zu müssen, und wie ihm im Anblicke dieser Strolche, von denen ihm Einige von Angesicht zu Angesicht vorgestellt worden, beständig der Gedanke beschäftigt habe, was sie sagen würden, diese Unmenschen, wenn sie wüßten, daß seine Bella seitdem krank zu Hause liege!

„Aber du wirst sehen, Bella," sagte er zuletzt, „du wirst sehen, es wird jetzt ganz anders werden! du wirst gesund werden, wie du es immer gewesen bist. Und es wird eine Zeit kommen, wo uns das, was wir erlebt haben, wie ein schwerer Traum erscheinen wird."

Sie hatte mit weit offenen Augen dem Berichte Jonathan's gelauscht, wenigstens schien es so. Dann richtete sie sich im Bette höher auf und Jonathan konnte bemerken, daß eine seltsame Wandlung mit der Kranken seit der kurzen Zeit seiner Abwesenheit vorgegangen war.

„Weißt du, Jonathan," rief sie, schwach lächelnd, „ich entdecke erst jetzt, welchen schönen Namen du eigentlich hast, Jonathan! Ist das nicht der treue Königssohn aus der biblischen Geschichte, an die ich mich von der Schule her sehr gut erinnere? Aber der Andere, der sich seinen Freund nannte, war nicht so. Ich habe schon in der Schule den Eindruck gehabt, daß der Andere es nicht so gut gemeint hat mit dem treuen, sich immer gleichbleibenden Jonathan! Er hat nur stets an sich gedacht, und nirgends steht geschrieben, was er eigentlich für Jonathan gethan hat."

Nach einer längeren Zeit, während welcher sie ihre Augen auf Jonathan's Antlitz geheftet hielt, legte sie ihre fieberheiße Hand auf seine und sagte:

„Der Wind hat sich gelegt? Ist neuer Schnee gefallen?"

„Die Sonne scheint so warm! Wenn es so fortgeht, so fangen noch in dieser Woche die Bäume in unserem Garten an, auszuschlagen."

„Jonathan!"

„Was willst du, Bella?"

„Willst du mir einen großen Gefallen erweisen?"

„Du fragst noch?"

„So schicke mir noch heute um Veile Oberländer. Ich muß mit ihr sprechen."

Jonathan erbebte in tiefster Seele.

„Sie wird dich aber erschrecken, Bella," sagte er tonlos. „Du kennst ja ihre Art."

„Ich erschrecke vor gar nichts mehr!“ meinte sie mit ihrem alten Lächeln.

„Ich möchte um sie erst schicken, wenn du ganz gesund bist.“

„Thu' das ja nicht, Jonathan,“ rief die Kranke wie warnend, „sie könnte sonst zu spät kommen.“

„Veile Oberländer ist so stark wie ein Riese, die wird alt bis zu hundert und zehn Jahren,“ versuchte Jonathan zu scherzen.

Bella antwortete nicht, aber zwischen ihren Lippen kamen wieder halb geflüstert, halb gesungen die Worte des uralten Märchens hervor:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!“

und Jonathan wußte nun, daß er die Bitte seines kranken Weibes erfüllen müßte.

Eine halbe Stunde darauf trat Veile Oberländer in die Krankenstube. Trotz der Eile, mit der sie sich auf Jonathan's dringende Bitte auf den Weg gemacht hatte, zeigte ihre Haltung sowohl als ihr Anzug dieselbe stramme Unabhängigkeit und Reinlichkeit wie sonst. Sie war nach ihrer Art geräuschlos eingetreten, das Stäbchen, womit sie sich selbst die zu beschreitende Bahn beschrieb, in der rechten Hand und unter dem linken Arme ein Buch tragend, das auf einen flüchtigen Blick hin für die Andacht bestimmt schien. Jonathan, der am Bette Bella's, der Thüre abgewendet, saß, hatte ihr Kommen nicht bemerkt, aber die Kranke rief sogleich mit heller Stimme:

„Guten Morgen, Frau Veile, guten Morgen! Ich fürchte mich jetzt gar nicht mehr vor „Benemmerinnen.“

Die alte Frau war an der Thüre stehen geblieben und

tastete mit den Fingern an einem der Pfosten herum, bis sie die Stelle entdeckt hatte, wo die „Mesuse“ hing.

Erst nachdem sie das Täfelchen berührt und die Finger andächtig an den Mund gebracht hatte, tappte sie behutsam vorwärts. Jonathan geleitete sie zu dem Sitze, den er an dem Bette eingenommen hatte. Sie setzte sich, ihr Kleid glättend, und sagte:

„Den guten Morgen zurück, mein Kind! Seit wann hat sich mein Kind vor „Benemmerinnen“ gefürchtet?“

„Es hat eine Zeit gegeben, da hab' ich mich gefürchtet; ich war fest überzeugt, daß es solche Weiber giebt. Aber seit mein armer Knabe das Sprechen wieder bekommen hat, glaube ich nicht mehr daran,“ meinte die Kranke.

„Wer hat mich denn eigentlich zu sich bestellt von Euch Beiden?“ sagte mit einem Male die Blinde. „Bist du's, Jonathan, mein Sohn, oder ist es dein Weib?“

„Ich allein,“ rief Bella.

„Wenn dem so ist,“ sagte Veile Oberländer, „so mußt du uns auch allein lassen, Jonathan, mein Sohn. Was hat auch ein Mann dabei zu sein, wenn zwei Frauen mit einander etwas zu reden haben? Es schickt sich einmal nicht.“

Und obwohl diese Worte mit einer an der alten Frau höchst seltsamen Scherzhaftigkeit vorgebracht wurden, lag ihnen doch ein so furchtbarer Ernst zu Grunde, daß sich ihm in keiner Weise etwas entgegensetzen ließ. Jonathan ging zur Stube hinaus.

„Und jetzt red', mein Kind, red' dich aus zu mir! Wir sind allein.“

„Ich habe Alles vergessen,“ klagte die Kranke, durch die Hastigkeit der alten Frau wahrscheinlich verschüchtert. „Ich erinnere mich an gar nichts mehr. Nur das Eine weiß ich,

ich habe nur mit Veile Oberländer sprechen wollen und mit keiner anderen Person."

„Soll ich dir sagen, mein Kind, was du mit mir reden willst?"

„Ja!" flüsterte Bella.

Es ging ein wunderbares Leuchten und Zucken über die starren Gesichtszüge der alten Frau. Sie hatte sich erhoben und war an das Kopfende des Bettes getreten.

„Wo bist du, mein Kind?" rief sie, indem sie mit den Händen an den Kissen herumtastete.

„Hier!" sagte die Kranke, die Hände der alten Frau auf ihrer Stirn festhaltend.

„Hast du noch eine Mutter, mein Kind?" fragte Veile, indem sie sich tief zu der Kranken hinabbeugte.

„Ich war zehn Jahre alt, als ich sie verlor."

„Deßwegen also?" murmelte die alte Frau, aber so leise, daß die Worte das Ohr der Sterbenden kaum berührten.

Dann richtete sie sich wieder auf, und indem sie ihre Hände auf den Kopf der Kranken legte, sprach sie langsam und eindringlich in der Sprache Zions einen langen Satz, den sie mit einem zwiefachen Amen endigte.

„Was ist das?" fragte Bella, nachdem Veile wieder ihre Hände entfernt hatte, mit schwacher Stimme.

„Das weißt du nicht? Das ist unser Priestersegen."

„Ich möchte das deutsch hören."

„Das kommt auf eines hinaus, mein Kind. Ich kann ihn dir auch auf deutsch sagen," sagte Veile, und es klang etwas von Stolz heraus, daß sie sich hierfür auch einer anderen Sprache bedienen konnte.

„Der Herr segne und behüte dich! der Herr lasse leuchten

sein Angesicht über dich und sei dir gnädig! Es wende Gott sein Angesicht dir zu und gebe dir den Frieden! Amen! Amen!"

Eine geraume Weile lag die Kranke lautlos und in der Stube war es so stille geworden, daß man von der Gasse herauf nur das Plätschern des Wassers aus der Dachrinne vernehmen konnte.

„Wie kommt es," rief Bella, die Hand der Blinden ergreifend, „daß Veile Oberländer, eine Frau, diesen Segen spricht? Es ist ja der Priestersegen."

„Weißt du das auch nicht, mein lieb Kind?" erwiderte Veile. „Hat dir das dein Vater oder deine Mutter niemals gesagt?"

„Niemals, niemals!"

„So will ich es dir sagen," rief die Blinde feierlich. „Bei uns kann Jeder diesen Segen sprechen, Mann oder Weib. Denn bei uns ist Jeder Priester in seinem eigenen Hause. Wenn ein Kind aus der Heimath fortgeht, so legt ihm der Vater die Hände auf den Kopf und sagt diesen Segen. Wenn eine Tochter ihre Eltern verläßt, um zu ihrem Manne zu ziehen, so segnet sie die Mutter mit diesem Spruche. Jedermann kann ihn sagen, denn er ist für Jedermann da. Und so, mein lieb Kind, mußt du dir auch erklären, wie der Segen auf meine Lippen kommt. Du mußt dir vorstellen, in diesem Augenblicke bin ich deine —"

„Mutter!" rief die Kranke mit einem durchdringenden Schrei.

„Reg' dich nicht zu sehr auf, mein Kind!" beschwichtigte die alte Frau, und indem sie sich niederbeugte, legte sie den Kopf der jungen Frau an ihre Brust, daß er daran ruhen konnte. „Reg' dich nicht auf," wiederholte sie zärtlich, „du wirst deine Kräfte noch bedürfen."

So hielt sie die Kranke lange umschlossen, bis sie, die Staarblinde, an einem leisen Weinen erkannte, daß die Aufregung der Sterbenden sich gelindert haben mochte.

„Wein dich nur aus, mein Kind!“ sagte sie dazwischen. „Das wird dir wohlthun und red' nicht früher, als bis dir das Alles vom Gemüth herunter ist. Oder willst du lieber einschlafen?“

„Es ist jetzt keine Zeit mehr zum Schlafen, Mutter!“ begann die Kranke wieder. „Ich weiß jetzt auch, was ich mit dir, und nur mit dir habe reden wollen. Es liegt mir auf der Seele seit langer Zeit und noch bevor ich krank geworden bin. Denn Vieles hat sich in mir geändert und Manches, was ich früher anders angesehen habe, steht nun in seiner wahren Gestalt vor mir. Ich bin kränker, als du dir denkst und vorstellst, Mutter! Ich werde nicht mehr schlafen, ich werde nicht mehr einschlafen!“

„Reg' dich nicht auf, mein liebes Kind!“ unterbrach sie Veile, „es könnte dir schaden.“

Sie sah nicht das wehmüthig traurige Lächeln, das sich auch jetzt noch auf dem immer blässer und schmäler werdenden Antlitze zeigte, sie hörte nur, wie das junge Weib mit Anstrengung sprach:

„Laß mich jetzt reden, Mutter, so lange und so viel ich nur kann! Was hättest du davon, wenn ich wieder einschlafe und wieder aufwache und ich habe doch nicht geredet? Es kommt ja doch ein Tag, da schlafe ich nicht mehr ein. Laß mich also reden. Ich habe eine Bitte an dich, Mutter, es ist eine große und schwere Bitte! Versprich mir aber, daß du sie erfüllen wirst, wenn es in deiner Macht liegt. Versprich mir es; denn sonst kann ich nicht reden.“

„Ich verspreche dir's, mein lieb Kind, und wenn es mein Leben kostet!" sagte Veile Oberländer mit volltönender Stimme.

„Ich kann es aber nicht laut sagen," flüsterte die Kranke, „es muß vorläufig geheim bleiben zwischen dir und mir, Mutter."

„So sag' es mir ins Ohr, mein lieb Kind, ich höre dich schon."

Bella hatte sich in den Armen der alten Frau höher aufgerichtet, bis ihr Mund dicht am Halse Veile's lag; sie sprach in so leise geflüsterten, fast gehauchten Worten, daß es des schärfsten Gehörs bedurft hätte, um sie zu vernehmen.

Und doch vernahm Veile Wort für Wort den Inhalt, den das junge Weib ihr anvertraute. . . .

War es das Geständniß einer schuldbeladenen Seele, die Offenbarung eines Vorganges, auf dem diese heimwärts trachtende Seele einst gestrauchelt, daß die alte Frau darüber so erschrak? Sie mochte etwas Ungeheuerliches vernommen haben; ihre staarblinden Augen standen weit offen und durch die hohe Gestalt ging ein Zucken und Beben . . . und sie, die eine Sterbende in ihren Armen hielt, fühlte, daß sie schwach wurde.

Trotzdem bezwang sich diese stramme wettererprobte Natur, wie schwer es ihr auch ankommen mochte.

„Hast du dich jetzt ausgeredet, mein lieb Kind?" fragte sie.

„Ja!"

„So ruh' dich jetzt ein wenig aus. Später wollen wir mehr miteinander reden."

Mit unendlicher Zärtlichkeit bettete sie dann den Kopf der Kranken in die Kissen und tastete hierauf nach dem Lehnstuhle, in den sie sich niederließ. In diesem Augenblicke mochte die Blinde vergessen haben, daß zwei sehende Augen sie beobachteten. Sie hatte die Hände vor das Antlitz gedrückt und

zwischen den Fingern rannen heiße dicke Tropfen hindurch. So saß sie eine zeitlang da, dann stand sie geräuschlos auf und ging tappend auf die Thüre zu, die in die Wohnstube führte.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief sie.

Und als Jonathan ihr eine Antwort gab, sagte sie mit gedämpftem Tone, damit die Kranke es nicht höre:

„Bist du gefaßt, Jonathan, dem Traurigsten entgegenzugehen? Ich glaube, ihre Stunde ist gekommen, sie redet nicht mehr „sinnedig."

Jonathan folgte ihr in die Krankenstube. Bella schien in einem leichten Schlummer zu liegen, aber Jonathan wurde sogleich gewahr, daß ihre Athemzüge unregelmäßig gingen; von Zeit zu Zeit stockten sie ganz; die Augenlider waren halb geschlossen; hie und da zuckten die Finger an dem über die Decke nachlässig ausgestreckten Arme. War das sein junges Weib?

Plötzlich schlug sie die Augen auf, groß und glänzend, wie sie stets gewesen.

„Ist meine Mutter noch hier?" fragte sie fast unvernehmlich.

Jonathan beugte sich zu ihr nieder.

„Ich bin es, Bella!" sagte er. „Hörst du mich noch?"

Sie sah auf und lächelte matt.

„Mein treuer Königssohn Jonathan!" hauchte sie tiefaufathmend.

Ihr Antlitz hatte sich wundersam erhellt; in solcher Schönheit und Reinheit hatte es noch niemals geleuchtet. Ueber die Gewalt der Krankheit, über die nahende Zerstörung hinüber rauschten bereits die Fittige des ewigen Geistes.

„Ist meine Mutter noch hier?" fragte sie wieder.

„Sie ist bei dir, mein lieb Kind!“ rief Veile Oberländer.

Dann bat sie ihren Mann, er möge sie im Bette noch einmal höher aufrichten, und es war, als hätte sie dadurch neue Kräfte gewonnen. Ihre Stimme klang hell und klar, wie sie nun zu reden begann.

„Jonathan,“ sagte sie, „es ist gut, daß du da bist und die Mutter auch. Sie hat heute ein schönes Wort zu mir gesprochen, so schön und wahr! Ich möchte es gern mit mir hinübernehmen, wenn ich könnte. Sie hat mir gesagt: Jeder bei uns kann den Priestersegen sprechen, auch die Frau, denn Jeder bei uns ist Priester in seinem Hause. Das habe ich nicht gewußt! Darum bin ich wie ein Schatten, wie ein dunkler Schatten auf deinen Weg gefallen! Ich habe gelacht und gespottet, als du einmal verlangt hast, ich solle am Freitag Abends die Lichter anzünden. Die Frau soll dem Manne das Leben erhellen! Das habe ich übersehen! Ich habe meinen eigenen Weg gehen wollen.“

Sie hielt inne, aber dennoch bezwang sie die äußerste Erschöpfung.

„Sieh mich an, Jonathan,“ fuhr sie fort, „sieh mich an! Ich wäre für dich etwas ganz Anderes geworden, wenn ichs nur gelernt hätte. Ich habe es aber nicht gelernt. Und Tausende Meinesgleichen lernen es auch nicht mehr. Wir kommen wie aus einer anderen Welt, und was dir lieb und theuer war, das war für mich fremd. Muß das so sein? Und noch jetzt sage ich: es muß nicht so sein! . . . Daß es aber grade dich betroffen hat, Jonathan, mein treuer Königssohn, daß ich grade der Schatten habe sein müssen, der auf deinen Weg fiel . . . das verzeih mir, Jonathan, verzeih mir! Verzeih mir!“

Ihre Stimme war zu einem leisen Flüstern herabgesunken. Laut aufschluchzend bat sie Jonathan, sie möge sich schonen

und nicht weiter reden. Alles, was sie bis jetzt gesprochen habe, beruhe auf ihrer Krankheit; wenn sie gesund geworden, werde Alles anders werden.

„Was habe ich dir zu verzeihen, Bella?" rief er verzweiflungsvoll, „was du mir nicht tausend Mal mehr zu verzeihen hättest!"

Sie besaß noch so viel Kraft, daß sie, als wollte sie es verneinen, ihren Kopf schwach schüttelte.

„Dorothea! . . . das Kind!" kam es noch über ihre Lippen, als sie des Mädchens gewahr wurde, das, ungerufen, den kleinen Bernhard an der Hand, in diesem Augenblicke eingetreten war.

Sie raffte noch einmal Alles zusammen, die junge sterbensmüde Gestalt, was noch an Lebensmuth und Freudigkeit in ihren Adern pochte, um es in einem einzigen langen Blicke auf dieses Kind und seine treue Genossin übergehen zu lassen.

„Dorothea!" rief sie mit erlöschender Stimme, „laß das Kind noch einmal reden!"

„Mutter, liebe Mutter!" rief das Kind.

Ein unsagbar süßes Lächeln erhellte das Antlitz der Sterbenden.

Sie war todt. —

IX.

Ein alter Tröster.

„Wie eine Blume erblüht er und wird abgeschnitten; und flieht wie der Schatten und bleibt nicht."

Diese Worte las Jonathan während der „siebentägigen" Trauer um die Hingeschiedene in einem uralten Buche, nach

welchem der Betrübte in den Tagen der „Heimsuchung" zu greifen pflegt. Jonathan konnte seine Augen fast nicht von der Blattseite abwenden, auf welcher sie standen; er kehrte immer zu ihnen zurück. Welch eine Schönheit und Wahrheit lag in diesen wenigen Worten! Sie schienen ihm den einzigen Nachruf zu enthalten, der seines jungen Weibes würdig war; jeder andere kam ihm schal und lügenhaft vor.

„Und flieht wie ein Schatten und bleibt nicht."

Aber dann glitten seine Blicke auch auf die nachfolgenden Stellen des uralten Buches und auf derselben Blattseite, die jene Worte enthielt, die er sich vornahm, als Inschrift auf Bella's Grabstein anzubringen, las er weiter:

„Denn der Baum hat Hoffnung; wenn er abgehauen wird, so kann er wieder ausschlagen und sein Schößling geht nicht aus. Wenn in der Erde seine Wurzel altert und im Boden sein Stamm stirbt, vom Dufte des Wassers ergrünt er und treibt Zweige, wie frisch gepflanzt . . ."

„Aber stirbt ein Mensch, so ist er aufgelöst; verscheidet ein Mensch, wo ist er? Hat der Mensch sich niedergelegt, so steht er nicht auf. Bis zum Verfall der Himmel erwachen sie nicht und werden nicht munter aus ihrem Schlafe . . ."

Jonathan lachte bitter auf.

„Warum lachst du, mein Sohn?" fragte ihn Beile Oberländer.

Die alte Frau hatte es sich nicht nehmen lassen, während der siebentägigen Trauer in Jonathan's Hause gleichsam Wacht zu halten. Sie kam am frühen Morgen und ging in später Nachtstunde fort. Sie saß fast den ganzen Tag in dem großen Lehnstuhl, schweigsam und in gebückter Haltung; denn seit Bella's Sterbestunde schien eine große Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. All das, was sie bisher so stramm und

wettertüchtig aufrecht erhalten hatte, war verschwunden, ihr Antlitz verfallen. Veile Oberländer war erst seit Bella's Sterben eine vollständige Greisin geworden.

„Warum lachst du, Jonathan, mein Sohn?" fragte sie noch einmal. „Weißt du nicht, daß man um diese Zeit nicht lachen darf?"

„Das soll ein Trost sein," rief Jonathan mit einer Art Ingrimm, „das soll Einen trösten und wird für ein heiliges Buch ausgegeben?"

„Was hast du denn, Jonathan?" meinte Veile.

„Da sagt Hiob," rief Jonathan, „wenn der Baum abgehauen ist, so kann er wieder aufblühen und ausschlagen, aber der Mensch, wenn er todt ist und im Grabe liegt, ist für alle Zeiten todt! Was ist das für ein Widerspruch? Ist der Mensch weniger als ein Baum? Ist das Holz mehr als das menschliche Leben? Und das soll ein Trostbuch sein für die traurigsten Stunden?"

„Lies mir doch die Stelle noch einmal vor," sagte Veile nach kurzem Bedenken.

Jonathan that, wie sie wünschte.

„Was willst du von mir haben, Jonathan?" meinte darauf Veile Oberländer in einem Tone, den eine ihr sonst fremde Aergerlichkeit durchtönte. „Was willst du von einer alten Frau haben, die in ihrem Leben nichts gelernt hat? Hab ich das geschrieben, was dich so aufbringt? Bin ich eine Gelehrte, daß du mir solche Fragen vorlegst? Ich meine aber doch, wenn man die Stellen, die du mir vorgelesen hast, in ihrem Zusammenhang auffaßt und sie nicht zerreißt, wie man alte Leinwand zerreißt, um daraus Zunder zu machen, so kriegt man einen Sinn heraus, wie sich ihn der fromme Hiob gedacht hat,

und man hat dann nicht nöthig, zu sagen, das Buch ist nicht heilig."

Jonathan suchte die Lehrerswittwe zu beschwichtigen. Hatte er denn Zweifel an der Heiligkeit der uralten Dichtung geäußert? Er hatte nur den Widerspruch herausgefunden, der in jenen Stellen lag und Veile könne doch nicht leugnen, daß diese Worte grauenhaft trostlos klängen.

„Leugnen," rief Veile erregt, indem sie sich in ihrer alten Haltung im Lehnstuhle aufrichtete und die blinden Augen, als könnte sie die verloschene Sehkraft verzehnfachen, nach Jonathan's Sitze wendete, „leugnen? Wer will leugnen, was in den heiligen Büchern steht? Seh ich danach aus, daß ich leugnen möchte? All mein Leben, und das währt doch schon lange, hat mir das Keiner vorgeworfen."

In demselben Augenblicke aber, wo sie ihrer Erregtheit einen so entschiedenen Ausdruck gab, mochte sie fühlen, wie wenig dieser Ton zu den Verhältnissen paßte.

Vor ihr saß ein „Trauernder," auf einem Seitentischchen brannte noch das „Seelenlicht" für die Todte, und doch war sie im Begriffe gewesen, durch lautes und zorniges Reden die Ruhe derjenigen zu stören, die noch durch ein ganzes Jahr mit allen Erinnerungen ihres Hauses im Zusammenhange blieb!

„Glaub ja nicht, Jonathan, mein Sohn," sagte sie nach einer Weile, „ich habe dir wehethun wollen; selbes fällt mir auch im Traume nicht bei. Ich habe nur von jeher ein feurig Geblüt und das reißt mich willenlos fort, besonders wenn ich auf Sachen komme, wo ich keinen Spaß verstehe. Wenn ich vorhin gesagt habe, in die Stellen, die dich so aufgebracht haben, läßt sich ein Sinn hineinbringen, daß sie dann hell werden wie eine Stube, in die man am Abende ein Licht hineinträgt, so habe ich damit nichts leugnen wollen. Die Sache

verhält sich aber einfach so, Jonathan, mein Sohn: Nicht daß man etwas liest, sondern wie man es liest und wo; darauf kommt es an. Es kann dir Einer irgendwo in einem Buche sagen, daß ein Baum mehr ist als ein Mensch, oder daß in einem kalten Steine mehr Leben steckt als in einem neugeborenen Kinde! Darüber kannst du lachen oder auch nicht lachen, je nachdem du zu Ernst oder zu Scherz aufgelegt bist. Wenn aber dasselbe in Hiob steht, so verhält sich die Sache doch ganz anders. Da mußt du dir etwas Anderes denken und mußt ganz anders zu Werke gehen. In Hiob, mein Kind, kann nichts stehen, was Lachen erregt, und darum darf dich daran auch nichts ärgern."

Das anhaltende Reden hatte sie ein wenig entkräftet; dann sagte sie:

„Meinst du, wenn Hiob sagt: Ein abgehauener Baum kann wieder aufblühen, ein todter Mensch aber nicht, so hat er damit einen Baum oder ein Stück Holz gemeint? Der Baum, von dem er spricht, ist gar kein Baum, sondern auch ein Mensch, und zwar ein Mensch, der in seinem Unglücke zu sich selber sagt: Ich bin abgehauen, man hat mir an das Mark meines Lebens gegriffen, aber ich will wieder Schößlinge treiben, ich will! Denn der Mensch, der sich sterben läßt und nichts mehr von sich hofft, der ist todt bis zum Verfall der Himmel und wacht nicht mehr auf! ... Siehst du, Jonathan, das ist meine Erklärung ..."

Jonathan war von seinem Sitze aufgesprungen und ging mit starken Schritten in der Stube auf und nieder.

„Gott! Gott!" rief er mehrere Male hintereinander.

„Was hast du?" fragte Veile Oberländer.

Aber Jonathan antwortete ihr nicht.

„Was geht in dir vor, Jonathan?" rief Veile ängstlich.

Er blieb vor ihr stehen. Sein Antlitz brannte in lichter Gluth. Die alte Frau hätte gestaunt, wenn sie das Leuchten dieser Augen hätte wahrnehmen können.

„Veile,“ sagte er langsam, „du weißt gar nicht, wie schön deine Erklärung ist. Ich kann nicht sagen, wie mich das tröstet und aufrichtet. So muß einem Menschen sein, der mitten in der Wüste einen Labetrunk findet. Ich kann dir nur aus vollem Herzen dafür danken.“

„Uebertreib' nicht, Jonathan,“ sagte die alte Frau fast ärgerlich. „Es kann das Jedem zukommen. Weil du in tiefster Seele betrübt bist und wundgeschlagen, hast du in dieser Stelle eine Brennessel gesehen und hast dich an den spitzen Dornen gestochen. Ich aber mit meinen blinden Augen habe dafür eine wohlriechende Blume erblickt. Weiß ich denn noch, ob ich Recht habe?“

„Nein, nein,“ rief Jonathan leidenschaftlich, „nimm dein Wort nicht zurück, Veile. Du hast Recht und ich habe Unrecht. Es ist so, wie du sagst. Wenn man sich sterben läßt, so ist man todt. Ich erfahre das an mir selber. Und mancher Mensch ist wie ein Baum . . . nicht wahr, Veile?“

„Hast du denn gezweifelt, mein Kind,“ sagte Veile voll Weichheit, „daß ich dir Trost bringen werde, wenn es in meiner Kraft steht? Wozu wäre ich denn noch auf dieser Welt da? Du bist ein Baum, der wieder blühen und Schößlinge treiben wird . . . denn so jung du bist, hast du doch schon viel Herzleid erfahren und Gott ist dir etwas schuldig geworden.“

Plötzlich hielt sie im Reden inne; ihre staarblinden Augen rollten unstät herum, als suchten sie etwas.

„Ich bin doch ein alt' vergeßlich' Weib,“ rief sie scheltend, „daß ich von Sachen rede, von denen man jetzt nicht reden

darf. Du sitzest Trauer, Jonathan, und ich schwatze dir vor wie ein siebzehnjährig Mädel."

„Du hast Recht, Veile," sagte Jonathan, indem er langsam zu dem niederen Schemel zurückkehrte, auf welchem er als Trauernder während der ersten sieben Tage vom frühen Morgen bis zur Schlafenszeit sitzen sollte, „du hast Recht! Es ist nicht gut von solchen Dingen jetzt zu reden. Das Herz geht zuviel davon auf." —

Veile Oberländer trug ein schweres Leid in sich fort, als sie an diesem Abende Jonathan's Haus verließ. Fortwährend, indem sie nach ihrer alten Gewohnheit ganz allein, nur das tastende Stäbchen in der Hand, ihren Heimweg ging, mußte sie aus gepreßter Brust seufzen. Die stille Nacht hörte Worte wie: „Warum hat Gott grade mir diese Schickung auferlegt?" und andere mehr, die von der tiefen Erschütterung ihres Wesens zeugten.

Früh zeitlich am andern Morgen stellte sie sich wieder zum Besuche bei Jonathan ein. Sie sah müde und verfallen aus. Sie tappte ihren Weg nach dem großen Lehnstuhle, in den sie sich niederließ; sie war ohne Tagesgruß eingetreten, weil dies nicht gestattet ist, denn der Trauernde könnte dadurch zu laut an die Dinge der Außenwelt gemahnt werden.

Auch Jonathan verhielt sich auf dem niederen Schemel schweigsam, und so verstrich eine geraume Weile, ehe Einer von Beiden ein Wort fand.

„Die ganze Nacht habe ich an deine merkwürdige Erklärung des Hiob denken müssen, Veile," begann Jonathan.

„Dann geht es mir grade so, wie einem Schleifsteine," meinte Veile, aus ihrer Versunkenheit aufwachend.

„Ich verstehe dich nicht."

„Du wirst mich schon einmal verstehen," sagte Veile.

„Anderen kann ein Schleifstein helfen, daß sie scharf werden, sich selbst aber ist er ein schlechter Arzt.“

„Wie meinst du das?“

„Einem Anderen kann ich Trost zureden, mir selbst aber nicht!“ rief die alte Frau, doch so leise, daß Jonathan sie kaum verstand.

Aber nach einer Weile sagte er mit scharfer Betonung:

„Es verdrießt dich also, Veile, daß du mich gestern getröstet und aufgerichtet hast?“

„Jonathan, mein Sohn!“ rief Veile, und aus ihren lichtlosen Augen drängten sich heiße Thränen hervor, „rede nicht so! Du thust mir damit sehr wehe. Mein armer Kopf weiß vor lauter Sorgen nicht, was mein Mund spricht.“

„Um Gotteswillen,“ schrie Jonathan, und war an sie herangetreten, „was geht mit dir vor, Veile? Willst du auch krank werden?“

Seine Blicke ruhten mit inniger Besorgniß auf ihr; sie mochte das fühlen.

„Mach dir keine überflüssigen Sorgen, Jonathan,“ lächelte sie zwischen Thränen, „du hast genug an den deinen zu tragen. Ich mein', es wird schon vorübergehen. Jetzt habe ich aber schier geglaubt, die Last ist für mich zu groß!“

Und als Jonathan in sie drang, ihm doch mitzutheilen, was sie bedrücke, es werde doch nicht so groß sein, so weit er sie kenne, daß er ihr nicht auch einmal einen guten Rath geben könne. Da rief Veile, sich selbst vergessend:

„Und wenn es dich selbst betrifft, mein Kind? . . .“

„Du sorgst um mich?“

„Um dich!“ sagte sie mit großem Nachdrucke.

Alles Weiche und Milde war in diesem Augenblicke wieder aus ihrem Antlitze geschwunden, dafür war jene erschreckende

Herbigkeit an die Stelle getreten, die Jonathan noch von seinen Kindertagen her genau kannte.

„Ich kenn' dich ja gar nicht mehr, Veile," rief Jonathan beklommen, „du bist wie ausgewechselt!"

„Meinst du?" erwiderte die alte Frau, noch immer im Tone ärgerlicher Grämlichkeit. „Das kommt aber davon her, wenn man Sachen übernehmen muß, die stärker sind, als die Kraft eines Weibes. Doch," fügte sie sogleich, als bereute sie, ihr Innerstes zu sehr blosgegeben zu haben, hinzu, „wozu reden wir von solchen Dingen? Darf man denn von ihnen reden? Heute Abend geht deine Trauer zu Ende, und bis dahin laß uns schweigen. Man soll Veile Oberländer nicht nachsagen, daß sie es gewesen ist, die einen alten guten Brauch zu Schanden gemacht hat."

„Ja, laß uns schweigen," sagte Jonathan mechanisch.

War es das seltsam verstörte Wesen der alten Frau und ihr geheimnißvolles Thun und Reden oder das Gefühl der Ahnung, daß er einer schweren Stunde entgegengehe, schwerer als alle, die er bisher durchgelebt; an diesem Tage, dem siebenten seiner Trauer, war Jonathan von einer unbezwinglichen Traurigkeit beherrscht. Fortwährend stand das Bild seines armen jungen Weibes ihm vor den Augen. Wie sie silberhell lachen konnte, wenn ihre Stimmung grade nicht getrübt war! Wie fröhlich sie in sein Haus eingetreten war und wie seltsam schnell jener Geist der Unzufriedenheit über sie gekommen war! Wie Alles so flüchtig geworden war, als sei es Schaum in einem Glase Wein! Wie so gar wenig von dem Allen zurückgeblieben war, was sie als junges Weib aus der alten in die neue Heimat mitgebracht hatte! Wie gerne sie gestorben war!

Warum konnte er sie jetzt nicht jede Minute ins Leben zurückrufen, in der er ihr schroff und unmuthig und gereizt

entgegengetreten war? Hatte er ihr jemals ein Wort milder Belehrung entgegengebracht, wenn sie, die Unerfahrene, eine andere Meinung über Dinge aussprach, die ihrem Verständnisse und ihrer Erfahrung ferne lagen? Hatte er das Recht, sich als Meister und Herr zu geberden, in dessen Gegenwart sein junges Weib jeder Willensäußerung zu entsagen hatte? Hätte er ihr nicht nachgeben sollen? . . . Stand der Friede einer Ehe nicht höher, als der verbitterte Streit um Aufrechterhaltung alter Bräuche?

Jonathan's Denken war in jenen gefährlichen Dunstkreis gerathen, der die Seele erschlafft, ohne sie aufzurichten. Alle festen Bestandtheile verflüchtigen sich gleichsam in dem Hauche, der ihm verderbendrohend entsteigt.

So saß er, mit Allem, was in ihm dachte und lebte, rückgewandt gegen Erinnerungen, die immer zahlreicher und drängender ihn umstanden, bis in die späte Nacht einsam und allein auf dem niederen Trauerschemel. Die Welt draußen war versunken. Er hörte nur sich; er lauschte nur seinem eigenen Herzschlage. Sein Kind war, da es Schlafenszeit geworden war, hereingekommen, um ihm „gute Nacht" zu sagen; er hatte es kaum bemerkt. Und auch das nahm er nicht wahr, daß die Kerze auf dem Leuchter bereits tief herabgebrannt und dem Erlöschen nahe war.

Endlich erlosch sie auch. Nur das „Seelenlicht," das für Bella in einem Winkel der Stube brannte, flackerte unruhig auf und nieder und gab einen ungewissen Schein.

Da wurde die Thüre leise aufgeklinkt und Dorothea trat herein.

Es schien, als habe sie bereits die Nachtruhe aufgesucht gehabt, denn ihr Anzug war ein solcher, wie wenn sie eben im Dunkeln aus dem Bette gesprungen wäre und was ihr zunächst lag, umgethan hätte. Um die Schultern hing ihr lose

ein Tuch und darüber flossen in dichter und langer Fülle die aufgelösten blonden Haare. Sie war nur mit einem dünnen Nachtröckchen bekleidet, unter welchem die nackten Füße hervorsahen. So ging sie geräuschlos an Jonathan vorüber, ohne ihn zu gewahren, zu dem „Seelenlichte" Bella's hin, und jetzt erst konnte er inne werden, was Dorothea's spätes Erscheinen bedeute. Sie war gekommen, um nach dem „Seelenlichte" zu sehen, denn sie mochte sich erinnert haben, daß das Oel für die lange Nacht nicht ausreichen werde.

„Immer dieselbe," sprach es unhörbar in Jonathan's Seele. „Wie sie immer für Alles sorgt und denkt!"

Er hielt den Athem an, um seine Gegenwart nicht zu verrathen, denn von der Gestalt des Mädchens, wie es da vor dem flackernden Flämmchen des „Seelenlichtes" stand, schön und züchtig, trotz der fast durchsichtigen Hüllen, ging ein so unsagbarer Reiz aus, wie ihn Jonathan nur empfunden hatte, als sie zum ersten Male in dem weißen Kleide mit dem blauen Bande und dem gezackten Kamme in den Haaren vor ihm erschienen war . . .

Jetzt wandte sie sich zum Fortgehen. Das neu getränkte Flämmchen flackerte wieder lustig auf.

„Dorothea!" rief er leise.

„Wer ist hier?" rief sie erschrocken.

„Ich bin's, Dorothea! Was thust du hier noch so spät?"

Sie warf einen flüchtigen Blick nach der Stelle, wo Jonathan saß, dann trat sie rasch zu dem „Seelenlichte" hin und blies es aus . . .

Er hörte noch, wie sie in dem nächtlichen Dunkel fast überlaut sagte:

„Ich habe nur nachsehen wollen, ob das „Seelenlicht" nicht verlöscht ist."

Dann war sie zur Thür hinausgehuscht.

Er befand sich allein. —

Als Jonathan am nächsten Morgen nach seinem Knaben rief, um ihn nochmals zu sehen, bevor er das erste Mal nach der siebentägigen Trauer in die Fabrik ging, erschien trotz wiederholten Rufens weder Dorothea noch das Kind. Endlich erschien eine Magd, die ihm berichtete, Dorothea sei mit dem Knaben schon in aller Frühe ausgegangen. Auf die Frage Jonathan's, ob sie nicht wisse, wohin das Mädchen seinen Weg genommen, sagte die Magd:

„Wohin wird sie gegangen sein? Am Tage, als man auf dem Friedhofe die junge Frau begraben hat, hat Dorothea in die frische Erde Blumen eingesetzt. Da will sie jetzt mit dem Knaben nachsehen, ob sie aufgegangen sind."

„Hat sie dir das selbst gesagt?" fragte Jonathan wie zerstreut.

„Spricht die denn etwas zu uns?" meinte die Magd. „Man muß das Alles errathen, denn sie benimmt sich ja wie die Frau im Hause. Das ist gar eine Stolze!"

Die Worte der Magd trafen ihn mit einer Wucht, daß er bis an die Schläfe erbleichte. Aber sie merkte davon nichts und ging gleichgiltig wieder an die Arbeit. Und grade jetzt verkündete von der Treppe das tastende Stäbchen der alten Veile, daß er allen Mannesmuth zusammennehmen müsse, um die schwere Stunde zu bestehen.

„Hast du ein Weilchen Zeit, Jonathan, für eine alte Frau?" fragte Veile, nachdem sie mit aller Umständlichkeit in dem großen Lehnstuhle Platz genommen hatte. „Es ist heute freilich erst der achte Tag, aber ich meine doch, ich begehe keine Sünde, wenn ich von Dingen rede, die mit zum Leben gehören."

Jonathan gab ihr die Versicherung, daß es einer so feierlichen Ansprache gar nicht bedürfe, um ihn zur höchsten Aufmerksamkeit zu stimmen. Sie wisse selbst, von welcher Bedeutung von jeher jedes ihrer Worte für ihn gewesen.

„So ruf' mir vor Allem deinen Knaben! Ich möchte hören, was aus ihm seitdem geworden ist."

„Das Kind ist nicht zu Hause," sagte Jonathan zögernd.

„Nicht zu Hause?" meinte die alte Frau kopfschüttelnd. „So zeitig in der Frühe? Das kann dem Kinde nicht gut thun. Man sieht wohl, zwei Augen haben sich für immer geschlossen."

„Das Kind ist gut aufgehoben," entgegnete Jonathan mit erhöhter Stimme. „Es ist mit Dorothea ausgegangen."

„Wohin?" fragte Veile, anscheinend kühl.

„Wohin?" wiederholte Jonathan ausweichend. „Wohin das Mädchen den Knaben nimmt, da geht er mit. Braucht sie mir Rechenschaft darüber zu geben?"

„Wissen solltest du aber doch, mein Sohn, von jedem Schritte, den dein Kind thut," meinte die blinde Frau, jedes ihrer Worte bedächtig betonend. „Weißt du denn auch, ob es immer die rechten sind?"

„Es sind die rechten, Veile, verlaß dich darauf!" erwiderte Jonathan in steigender Bewegung.

Nicht ohne Anflug von Hohn sagte Veile, ihre lichtlosen Augen unverwandt auf den vor ihr stehenden Jonathan gerichtet:

„Du weißt also wirklich nicht, wohin . . . dein Dienstmädchen den Knaben genommen hat?"

„Dorothea ist nicht mein Dienstmädchen!" rief Jonathan heftig.

„Was ist sie denn?“ fragte die alte Frau ihrerseits mit merkwürdiger Ruhe zurück.

Leise, jedoch ohne daß ihre Worte bis zu Jonathan drangen, klang es zwischen ihren dünnen Lippen:

„Steht es so mit dir, mein Sohn . . .?“

„Es bleibt dir ja doch nichts verborgen, Veile,“ sagte er fast scherzend. „Du siehst und hörst mehr als zehn Menschen mit ihren Augen und Ohren. Vielleicht weißt du also schon, daß Dorothea das Kind auf das Grab seiner Mutter mitgenommen hat, um ihm die Blumen zu zeigen, die sie dort angepflanzt hat.“

Veile ließ das tastende Stäbchen zur Erde gleiten, ein sicheres Zeichen, daß diese Mittheilung für sie eine schreckhafte war.

„Auf so etwas soll ich verfallen?“ rief sie. „Woher soll ich das wissen? Jonathan's Kind ist acht Tage, nachdem seine Mutter gestorben ist, auf ihr Grab gegangen, und . . . ein fremdes Mädchen lehrt es dort, wie man Blümchen einsetzt und daß kein Unterschied ist zwischen unserem „guten Ort“ — und ihrem!“

Jonathan's Blut gerieth neuerdings in Wallung.

„Sag' das nicht, Veile!“ rief er wiederholt. „Du begehst an dem Mädchen ein schweres Unrecht, wenn du das sagst. Dorothea kennt den Unterschied sehr gut und hat es mehr als einmal, seitdem sie in meinem Hause ist, bewiesen. Mag sie gefehlt haben! Sie ist so selbstständig, daß ich ihr nichts vorzuschreiben habe.“

„Wo ist mein Stecken, mein Stecken?“ unterbrach ihn plötzlich die alte Frau, in der leeren Luft herumtastend, mit jener, den Blinden eigenthümlichen Aengstlichkeit.

Jonathan hob den Stab vom Boden auf und legte ihn in ihre Hand.

„Weiter!“ gebot Veile.

„Weiter? Was soll ich noch weiter sagen?“ rief Jonathan.

Sein Antlitz glühte, seine Hände arbeiteten in nervöser Aufregung, indem er diese Frage an sich selbst that.

„Soll ich noch weiter reden,“ fuhr er fort, „wie Dorothea sich zu meinem Hause gestellt hat? Du hast sie ein Dienstmädchen genannt, Veile! Wenn aber das ein Schimpfname sein soll, etwas, was die unterste Stufe einnimmt, so wisse, daß Dienen und Dienen zwei ganz verschiedene Dinge sind. Hat sie Einer gezwungen, bei uns zu bleiben, hat sie sich um Lohn vermiethet? Frank und frei ist sie in mein Haus gekommen und ist dageblieben, um meinem Kinde zu dienen. Ihren jungen Schlaf hat sie geopfert, um das Kind zu bewachen, wenn es krank war; all ihr Sinnen und Denken ist auf das Kind gerichtet und sie kennt nichts Anderes als das Kind! Wenn du das dienen nennst, so dient unsere Dorothea, wie anderswo eine Kaiserin gebietet. Wenn das dienen heißt, Veile, daß man sein junges Leben auf ein hülfloses Kind setzt, daß Einem das Wohl eines fremden Wesens höher steht, als das eigene, so ist in diesem Dienen etwas, wogegen sich alles Geld der Erde wie ein nutzloser Plunder ausnimmt. Und einem solchen Mädchen willst du es übelnehmen, wenn es einmal einen alten Brauch vergißt und sich an den hält, der ihr von Kindheit auf bekannt ist? Wo bleibt da die Gerechtigkeit, Veile?“

Während Jonathan so redete, wie er niemals gesprochen und Stück für Stück von dem Vorhange wegzog, der seit Jahren die verborgenen Vorgänge seines innersten Seelen-

lebens bedeckte, zeigte das Antlitz der alten Frau eine Unbeweglichkeit, als wäre es zu Eis gefroren.

Nur das Stäbchen in ihrer linken Hand schien noch einiges Leben in sich zu haben.

Sie saß wieder aufrecht und stramm da, wie in ihren besten Tagen.

Aber noch ein Zug machte sich auf diesem Antlitze geltend, der Jonathan als neu vorkam. An den Mundwinkeln zuckte etwas wie versteckte Bosheit.

„Was erzählst du mir das Alles?" meinte sie. „Was du mir da gesagt hast, das möchte sich merkwürdig schön in einem Zeugnisse ausnehmen, wie man es Dienstboten ausstellt, die man aus dem Hause schickt. Wenn Dorothea so ein Zeugniß vorweist, so wette ich mein zukünftiges Leben darauf, Jeder greift mit hundert Händen nach ihr. Nur vergiß nicht, den Stempel darauf zu kleben, sonst verfällst du in Strafe!"

„Sie ist nicht mein Dienstmädchen, Veile," rief Jonathan auffahrend, „und ich bin nicht ihr Herr!"

„Was bist du ihr denn?" fragte die blinde Frau und richtete sich vor Jonathan in ihrer ganzen schrecklichen Höhe auf. „Kannst du mir sagen, was du ihr eigentlich bist? Bist du ihr Vater, ihr Bruder, ihr Geschwisterkind oder ihr . . ."

„Red' nicht weiter, Veile!" rief Jonathan, sich von ihr abwendend.

Seine Stimme klang gebrochen.

„Warum soll ich nicht weiter reden?" sagte die Blinde dagegen, noch immer in aufrechter Stellung. „Wenn ich jetzt nicht rede, wann hätte ich die Zeit dazu? Meinst du, ein Arzt fragt den Kranken, ob er die bittere Arznei einnehmen will? Oder es ist ein schlechter Arzt."

Die Blinde hatte ihrer eisernen Willenskraft wohl zu viel zugetraut. Ihre aufrechte Haltung verfiel mit einem Male, sie mußte sich in den Lehnstuhl niederlassen.

„Jonathan, mein Sohn!“ rief sie nach einer Weile mit ganz verändertem Tone; so weich und so milde klang er.

Aber der Angerufene gab keine Antwort.

„Erinnerst du dich noch,“ fuhr sie fort, „wie du einmal als kleines Kind zu mir gekommen bist und mir ein großes Herzleid geklagt hast? Es war das „Freudenfest der Thora.“ Allen Knaben in der „Gasse“ hatte man Fähnchen mit Wachskerzchen ausgetheilt, damit sie am Abend beim feierlichen Umzuge in Reih und Glied marschiren sollten. Nur auf dich haben sie vergessen gehabt, nur auf dich allein! Da habe ich, weil ich dich nicht weinen sehen konnte, mein seidenes Fürtuch genommen und habe dir daraus eine Fahne gemacht; die war so schön, daß Alle gesagt haben: Jonathan hat unter allen Knaben die schönste Fahne!“

Jonathan stand noch immer von der alten Frau abgewendet; vielleicht hatte er sie nicht einmal gehört.

„Was ich damals für dein kleines kindisches Herzleid gethan habe,“ fuhr Veile wie in einem lauten Selbstgespräch fort, „meinst du, ich wäre es nicht im Stande, jetzt, wo etwas ganz Anderes bei dir auf dem Spiele steht, als ein seidenes Fähnchen . . .“

„Ich glaube dir, Veile!“ unterbrach sie Jonathan.

„Ich dank' dir, mein Sohn, ich dank' dir!“ rief die blinde Frau leidenschaftlich. „Auf meinem Todtenbette will ich dir das gedenken. . . . Weißt du, was mir von jeher als das schönste in der Gotteslehre vorgekommen ist, schöner als Alles, was darin steht, wenn es keine Sünde ist, Eines mit dem

Anderen vergleichen zu wollen? Das sind die Worte: Heilig sollt Ihr sein, denn heilig bin ich, der Ewige, Euer Gott!"

„Ich versteh' dich nicht!" rief Jonathan.

„Um Gotteswillen, sag' das nicht," schrie die alte Frau auf. „Sag nicht, daß du das nicht verstehst, du verstehst mich ganz gut. Denn die Worte sind auch für dich geschrieben, Jonathan! Ich sehe dich nicht, aber ich höre dich doch. . . . Und mit diesen blinden Augen sehe und höre ich, wie etwas von dir ausgeht, etwas wie ein Feuer, das verzehrt und vor dem ich mich fürchte . . . Heilig sollst du sein, denn heilig ist der Ewige, dein Gott!"

„Was willst du denn von mir, du Furchtbare?" rief Jonathan entsetzt.

„Was ich von dir will? Für mich gar nichts, von dir Alles!" rief Veile.

„Sag, was du willst . . ."

„Ausreißen sollst du das Feuer, das von dir ausgeht, Jonathan, mein Sohn, und auf dem Boden austreten den Funken, wenn einer noch in dir glimmt!" rief die Blinde, die sich wieder zu ihrer ganzen Höhe aufgerichtet hatte. „Austreten und auslöschen, bis nichts mehr übrig bleibt!"

Ob sie Erbarmen mit ihm gefühlt hätte, wenn sie hätte sehen können, wie er, die Hände vor das Antlitz gedrückt, dastand, gebeugt und gebrochen unter der Wucht ihrer Worte, wie er schmerzlich stöhnte und mühsam nach Fassung rang.

„Austreten und auslöschen," wiederholte Veile noch einmal mit unbeugsamem Tone, daß es wirklich klang, als wolle sie einen thatsächlichen Brand, der sie rings umlohte, vernichten, „denn schon fangen sie in der „Gasse" zu zischeln an, schon unterstehen sie sich, an meinen Jonathan Hand anzulegen, als wäre er Einer von ihnen! Ehe ich aber das erlebe, daß sie

über dich ihren Schmutz ausgießen, und ehe ich es erlebe, daß mir mein Jonathan verkommt, wie ein verunreinigtes Gefäß oder wie eine übelriechende Blume und daß ich mich abwenden muß von ihm wie von einer Fäulniß . . . eher möchte ich selber sterben!"

„Du willst also, daß ich Dorothea fortschicke?" rief Jonathan in dumpfer Verzweiflung.

„Brauche ich dir einen Rath zu geben?" rief sie dagegen.

Sie war währenddem, das tastende Stäbchen in der Hand, gegen die Mitte des Zimmers geschritten. Sie war zum Fortgehen bereit; es war fast, als wollte sie die Antwort Jonathan's nicht abwarten.

„Dein Wille soll geschehen, Veile!" sagte er endlich mit langsamer bebender Stimme. „Ich will noch heute mit Dorothea sprechen."

X.

Dorothea verläßt das Haus.

„Auslöschen und austreten," hatte die alte Frau gesagt, und wie alle gewaltthätigen Naturen hatte sie vielleicht im Fortgehen die sichere Ueberzeugung mitgenommen, ein wunderbares Stück Menschenkenntniß bewiesen zu haben! Und bis zu einem gewissen Grade war sie damit allerdings in ihrem Rechte.

Sie hatte die Wirkung ihrer starken, über das gewöhnliche Redemaß hinausragenden Worte nicht unterschätzt.

Jonathan war in seinem innersten Wesen erschüttert; solchen Einsprüchen gegenüber mußte er sich bedingungslos ergeben. Wäre Dorothea in diesem Augenblicke zugegen gewesen,

das „Auslöschen und Austreten“ hätte sich wie Ursache und Wirkung abgelöst. Aber Eines hatte die Blinde nicht berechnet. Sie hatte nicht bedacht, daß sie den jungen Mann einsam zurückließ!

Es war eine eigenthümliche, fast kühle Ruhe über ihn gekommen, seitdem er sich nicht mehr im Banne der Augen Veile's befand. Es war aber nicht jenes Gefühl klaren Umsichblickens, wie es der mannhafte Muth empfindet im Angesichte einer großen Gefahr; es ging vielmehr aus leiblicher Abspannung hervor.

Zuerst begriff er nicht, was Veile denn eigentlich von ihm gewollt und was ihr ein Recht gegeben, „so mit ihm zu reden.“ Daß er selbst es gewesen, der der blinden Frau den weitesten Einblick in sein Seelenleben gestattet; daß er ihr gleichsam angelweit das Thor zu seinen geheimnißvollsten Empfindungen geöffnet, das hatte er — vergessen.

Durfte er Dorothea mit dem erniedrigenden Namen eines Dienstboten belegen lassen? . . .

An diesem Punkte blieb allmälig wie an einer scharfen Fußangel all sein Denken gefangen; er kehrte immer wieder dahin, daß für das Verhältniß des Mädchens zu seinem Hause keine sagbare Bezeichnung zu finden sei.

Das Alles dachte und grübelte er so vor sich hin, während er, innerlich ruhelos, von einer Stube in die andere ging. Wie lautlos und öde starrten ihn die bekannten Wände an! Niemals hat er gewußt, was Einsamkeit ist, jetzt sagt es ihm das flackernde „Seelenlicht“ dort auf dem Tische im Winkel, . . . und auch das Kind ist fort und mit ihm Diejenige, die er sich ohne das Kind gar nicht denken kann. Sie gehören zusammen, sie sind unzertrennbar, unzerreißbar . . .

Weißt du noch, wie sie auf dem Bänkchen vor der Schmiede

saß, die flachsblonden Haare in ein Tüchlein gehüllt, daß man nur den kleinsten Theil ihres Gesichts erblicken konnte? Weißt du noch, wie sie den ganzen Tag nichts that, als weinen, weil sie als deutsches Tauschkind nicht bei dem czechischen Schmiede bleiben wollte? Und wie sie dann sogleich aufthaute, als sie gewahr wurde, daß ein Kind ihrer Hülfe bedürfe? . . .

Das Bänkchen vor der Werkstätte, worauf sie gesessen, besteht noch, die Schmiede befindet sich noch immer auf ihrem alten Platze, der Schmied hämmert wieder wie je zuvor, und nur mit Dorothea sollte Alles ein Ende haben?

Sie sollte er fortschicken, oder, wie die blinde Frau es befohlen hatte, „austreten und auslöschen?"

Die schrecklichen Worte ließen sich nicht abweisen. Er suchte ihnen einen anderen, deutenden Sinn zu unterlegen, aber sie brachen immer wieder unter der dünnen Hülle in ihrer ganzen Furchtbarkeit hervor. Auslöschen und austreten! Das ließ keine andere Deutung zu, das wollte entweder befolgt, oder weitab von sich gestoßen werden. Er warf sich in stummer Verzweiflung in denselben Lehnstuhl, den kurz zuvor Veile eingenommen hatte. Aber es währte nicht lange, so sprang er wieder auf.

War er würdig, den Sitz Derjenigen einzunehmen, die ihm die uralte Mahnung von der Selbstheiligung des Menschen entgegengeschleudert hatte? Er begann aufs Neue den Rundgang durch die öden Stuben, und so sah er sich mit einem Male in der „Kinderstube," in demselben Gelasse, das Dorothea mit seinem Knaben theilte.

Die Thränen entstürzten ihm unaufhaltsam und er schämte sich ihrer nicht, als ihn die Heimlichkeit dieses traulichen Gemachs umfing. Sein Blick umfaßte wie den kleinsten, so den größten der Gegenstände.

Dort in dem kleinen Bette schläft sein kleiner Bernhard und hart daneben, daß sie den leisesten seiner Athemzüge belauschen kann, Dorothea! . . . Und wie hat sie gelauscht und gehorcht! Jeder Herzschlag seines ehemals hülflosen Kindes stand gleichsam unter der Hut von tausend treuen Augen! Und das ist nicht von gestern auf heute geschehen. Das hat Jahre gedauert und eine Stunde glich der anderen, ein Tag dem anderen, in nimmer müder Geduld, in nicht zu bewältigender Ausdauer!

Ueber dem Bette Dorothea's hängt ein schlechter farbiger Kupferstich in einem schlechten Rahmen. Es stellt die Wallfahrtskirche von Urschendorf vor, über welcher in Wolken, die Krone auf dem Haupte und ein Kindlein in den Armen haltend, die Mutter Gottes schwebt. Hätte er ihr das verweisen sollen? . . . War es nicht auch ihre Wohnstätte? Konnte sie nicht nach ihrem Belieben sich daselbst ihr Heim bereiten und ausschmücken? Und war sie nicht in der vergangenen Nacht von derselben Stelle mit nackten Füßen und nur nothdürftig bekleidet aufgestanden, weil sie des Glaubens war, das für Bella angezündete „Seelenlicht“ sei dem Erlöschen nahe? . . .

Seine Thränen stockten plötzlich, er drückte die Hände vor das flammende Gesicht und so wankte er zu Dorothea's Stube hinaus.

„Auslöschen und austreten,“ daß nicht der kleinste Funken zurückblieb!

Die alte Frau hatte einen Zauberspruch verkündet!

Es hielt ihn nicht länger in dem öden Hause. Er schlug den Weg zur Fabrik ein. Sie wird ihn der marternden Gedankenthätigkeit entreißen und die bösen Geister von seiner Stirn scheuchen. Denn das fühlt er, daß er es fast mit den Händen greifen kann: wenn dieser Zustand noch länger dauert, wenn

er auch nur um eines Tages Stunden einer Lösung nicht zugeführt wird, die ihn befreit, dann tritt die Gewalt des Blutes in ihr altes, stets angefochtenes Recht; keine Mahnung, und mochte sie selbst im Posaunenschalle der Offenbarung verkündigt werden, schlug dann an sein Ohr und achtlos verhallten dann im Sturme die Worte der blinden Frau: „Auslöschen und austreten!"

Die Thätigkeit der Fabrik brachte ihn jedoch bald zur Besinnung.

Die Arbeiter empfingen ihn mit ungeheuchelter Theilnahme; hie und da, wie er durch die Räumlichkeiten schreitet, tönt ein Wort wahrer ungekünstelter Klage hinter ihm. Sonderbares Widerspiel der menschlichen Natur! Es fällt ihm ein: Wie Mancher, der dir jetzt voll aufrichtiger Trauer nachblickt, ist dir in jener Nacht, die Bella's Leben gekostet hat, Auge an Auge gegenübergestanden, die mordbewaffnete Hand gegen dich ausgestreckt!

Drüben das neue rothe Dach des Hintergebäudes und dort auf der Anhöhe über dem Flusse das frische Grab seines jungen Weibes! Hat sie sein Schicksal versöhnt oder ahnen sie, daß mit dem Opfer ihrer Leidenschaft noch nicht die Schlußrechnung abgethan ist? . . .

Als die Mittagsglocke läutete und die Fabrik sich leerte schickte er Einen der Leute in sein Haus, um Dorothea zu sagen, sie möge ihn heute nicht zum Essen erwarten, er sei zu beschäftigt, aber am Nachmittage möge sie ihm den Knaben schicken.

Noch hatte er den Weg nicht gefunden, wie er, treu der Zusage, die er der blinden Frau gemacht, mit dem Mädchen „sprechen" solle. Dabei empfand er eine Art trauriger Freude

darin, sich noch einsamer und sein Haus für verödeter anzusehen, als es in der That war.

„Habe ich denn noch ein Haus," sagte er sich, indem er den Boten fortschickte, „seit Bella todt ist? Und wenn sie auch fortgeht, was soll mir das Haus?"

Nach einer Weile kam der Ausgeschickte mit der Nachricht zurück, das Mädchen sei noch nicht zurückgekommen; man habe sie bereits im ganzen Orte gesucht, doch sei sie nirgendwo zu finden.

„Und das Kind?" fragte Jonathan athemlos.

Das Kind sei mit dem Mädchen, lautete die Antwort, aber auch vom Kinde wisse man nichts.

„Sie wird noch auf unserem Friedhofe sich aufhalten," sagte Jonathan. „Geh doch Einer hin und rufe sie zurück."

„Auch das hat die Hausmagd bereits gethan," berichtete weiter der Bote.

Sie sei auf den Friedhof gegangen, dort aber habe sie die Auskunft erhalten, Dorothea sei nur kurze Zeit dort gewesen. Man habe gesehen, wie sie vom Grabe der jungen Frau ein paar Blümchen gepflückt, dann habe sie beim Fortgehen dem Wächter freundlich zugewinkt, hierauf aber unter heftigem Schluchzen zu ihm gesagt: Wenn man nach ihr fragen komme, so solle er nur sagen, sie sei mit dem Kinde spazieren gegangen und man möge sie im Hause sobald nicht erwarten.

„So wird sie wiederkommen, sicher und gewiß," sagte Jonathan halb leise vor sich hin. „Dorothea thut mir das nicht an."

Sprach er das, um sich zu beruhigen, oder um vor den fremden Augen gefaßt zu erscheinen?

Der Mann hatte aber noch etwas zu melden, an das er beinahe vergessen hatte.

„Früh Morgens sah sie Einer aus der Fabrik, wie sie den Weg zum Friedhofe einschlug. Es war nahe an der Brücke, da wo der heilige Johann von Nepomuk steht; sie führte den Knaben mit der einen Hand, in der anderen hielt sie ein kleines Bündelchen. Da kam der junge Priester, auf dem Heimwege von einer Schwerkranken begriffen, und hielt sie an. Mit dem ist sie dann eine geraume Weile im Gespräch gestanden."

Wie der Mann das so gleichgültig und achtlos erzählt, weiß er nicht, wie eisig seine Worte auf Jonathan's Seele fallen. Eine ungeheure Sorge hat sich herangewälzt, aber er kann sie vor dem Manne nicht aussprechen. Er winkt ihm, zu gehen, dann sinkt er machtlos zusammen. Eine neue Heimsuchung hat ihn betroffen!

Dorothea ist vor ihm geflohen?

So fragt er sich rathlos unter dem Anprall des ersten Schreckens. Aber im nächsten Momente bereits blitzt eine Erkenntniß in ihm auf, die ihm die Sachlage in einem ganz anderen Lichte darstellte. Er konnte beinahe lächeln. Hätte sie den Knaben, der ihr doch nur eine Last sein mußte, mitgenommen, wenn sie ohne Abschied sich entfernen wollte?

In dieses lichte Gemälde seiner Selbstbeschwichtigung fiel aber wie ein schwarzer Schatten die Gestalt des jungen Priesters.

War sie nicht mit ihm, bevor sie zum Friedhofe ging, in einem Gespräche begriffen gesehen worden? Kann er nicht Einfluß auf ihren rasch ausgeführten Entschluß genommen haben?

Aber er wies diese Befürchtung sogleich mit aller Entschiedenheit von sich, denn die Verstandeskraft hat in solchen Lagen zehnfach scharfe Augen. Sie trug ja ein Bündelchen mit sich, das ihre nothwendigsten Habseligkeiten enthalten mußte.

Sie war also bereits mit dem Entschlusse, sein Haus zu verlassen, fortgegangen! . . .

Es war ihm so zwischen Sorgen, Bangen und Grübeln eine kostbare Zeit vergangen, bis er dessen mit einem Male inne ward.

„Was zerbreche ich mir den Kopf?“ sagte er zu sich. „Bleibt mir denn was Anderes übrig, als sie und das Kind aufzusuchen?“

Eine wilde Willenskraft hatte sich seiner bemächtigt. Er war zur Fabrik hinausgegangen, ohne in sein Wohnhaus einzutreten. Er schlug den Weg über den Ringplatz ein, ohne selbst zu wissen warum. Seine Augen brannten in unheimlicher Gluth, sein Gang war schwankend, wie die Ungewißheit, die über ihm lagerte; wer Jonathan nicht kannte, mochte glauben, der Wein, den er getrunken, sei zu stark für ihn gewesen. Er sah weder nach rechts, noch nach links.

Als er an der Schmiede Jaroslaw Patek's vorüberkam, hörte er sich bei seinem Namen angerufen.

„Wohin so eilig?“ fragte der Meister. „Du siehst so besorgt aus.“

Der Ausruf des Schmiedes klang ihm wie ein freundlicher Gruß.

An der linken Schläfe des Schmiedes, nur spärlich von seinem dünnen Haupthaare bedeckt, glänzt ein blutrother Streifen. Er kommt von jener furchtbaren Nacht und seitdem dutzen sie sich gegenseitig.

In drängender Hast erzählte ihm Jonathan sein Vorhaben.

Der Schmied blieb eine geraume Weile nachdenklich stehen, indessen die angeglühte Eisenstange, die er zur Hämmerung bereithielt, verglühte.

„Es muß etwas über sie geflogen sein, was wir Beide nicht kennen," sagte er dann nachdrücklich.

„Wie verstehst du das?"

„Wenn ich etwas sage," meinte Jaroslaw Patek, „so stützt sich das auf eine Erfahrung. Sie war immer ein sonderbares Kind, das nur nach seinem Kopfe gegangen ist. Erinnerst du dich noch, wie du sie vor Jahren von dieser Bank hinweg in dein Haus genommen hast? Sie hätte sich eher zu Tode geweint, als daß sie mein Tauschkind geworden wäre. Und das wird auch heute der Fall sein."

„Du meinst also," rief Jonathan angstvoll, „es ist ihr in meinem Hause etwas widerfahren? . . ."

Der Schmied nickte bejahend mit dem schweren Kopfe.

„Wohin willst du auf die Suche gehen, Bruder?" fragte er.

„Weiß ich es selber? Ich werde sie suchen, bis ich sie gefunden habe," sagte Jonathan beklommen.

„Du hast Recht," sagte der Schmied; „wenn ich dir aber einen Rath geben darf, so wäre es der, du schlägst die Straße ein, die hinaus ins Deutsche führt, denn ich sage mir: Wohin kann das Mädchen gegangen sein? Wohin richtet ein Kind zuerst seinen Weg, wenn es sich nicht zu rathen weiß? Zu seinen Eltern. Dort wirst du sie auch finden. Und noch Eins, Bruder! Wegen deines Knaben mach dir vorläufig kein großes Herzleid. Sie hat ihn nur aus zu großer Liebe zu ihm mitgenommen, und darum und weil du doch ein Recht hast, in Zorn sie zu behandeln, wenn du sie wieder triffst . . . sei nicht zu streng mit ihr."

Jonathan vermochte nicht zu antworten; er neigte nur voll Traurigkeit den Kopf, dann ging er.

Aber der Schmied rief ihn aufs Neue zurück.

„Willst du, daß ich mit dir gehe, Bruder?" meinte er.

„Es wird dir dann leichter ankommen, denn du hast etwas Schweres vor dir. Mich siehst du bereit.“

Jonathan schaute zu der stämmigen Gestalt des Schmiedes hinan. Das rothe Mal, die Mahnung jener Nacht, brannte höher an seiner Schläfe.

„Nein,“ sagte er, „ich danke dir, Jaroslaw! Was ich vorhabe, muß ich allein ausführen.“

Dann ging er.

Vor ihm lag in der hellen Nachmittagsonne die Straße, die nach dem „Deutschen“ hinausführte. Dort lag die Heimath Dorothea's, dort war auch sein Kind. Das Ziel stand ihm klar vor Augen.

In dem allerletzten Hause der Vorstadt wußte er zwei kräftige Pferde. Sie sollen ihn zu Dorothea und seinem Kinde tragen!

Unweit von diesem Hause macht die Straße eine entschieden scharfe Biegung von fast einem rechten Winkel. Man kann von da aus die Leichensteine des „guten Orts,“ der hoch über dem Flusse liegt, recht gut gewahren. Dort saß um diese Stunde, den Rücken gegen einen der Apfelbäume gelehnt, die die Straße besäumen und mit den ersten Frühlingsblüthen bedeckt waren, eine zerlumpte Gestalt aus dem Stande jener fahrenden Bettler, von denen die „Gasse“ jahraus, jahrein heimgesucht wird.

Es war ein noch jugendlicher Mensch; sein Reisegepäck lag in einem grauschmutzigen Sacke neben ihm; in den Händen hielt er ein kleines Buch, aus dem er andächtig zu lesen schien. Vielleicht war es ein Gebetbuch. Jonathan's Gefährte fuhr nicht so schnell vorüber, daß sich ihm nicht die Gesichtszüge des verkommenen Landstreichers eingeprägt hätten. Sie schienen ihm so bekannt . . . und aus der Tiefe seines Gedächtnisses

schwankte ein Bild hervor, das jedoch in demselben Augenblicke wieder zerfloß.

XI.

Im Wirthshausgarten.

Wie sich oft mitten im Winter ein Vögelchen auf das Fensterbrett schwingt, um neugierig in unsere warme Stube zu lugen, so kam mit einem Male, als Jonathan die ebene Straße dahinfuhr, die ihn immer tiefer ins „Deutsche" führte, ein halblustiger Gedanke angeflogen.

War es nicht, als ob er auf die „Beschau" führe, als ob er ausgegangen wäre, sich eine Braut zu holen? Dieselben Pferde vielleicht, die ihn heute zogen, wo es galt, Dorothea und sein Kind heimzubringen, hatten ihn vor Jahren zur nächsten Eisenbahnstation gebracht, als er auf seines Vaters Geheiß um Bella zu freien ging. Das Vögelchen lugte immer neugieriger und kühner in seine warm gewordene Seele hinein, bis es wieder plötzlich, als ob es sich in einer andern Laune gefiele, aufflatterte und davonflog. — Die trübe Rückerinnerung hatte sich wieder zu ihm gesetzt.

War es nicht damals, als er und Bella sich zum ersten Male in Lüge und Selbsttäuschung begegneten? . . .

Es war ein Zug aus jener Brautfahrt, der ihm nicht aus dem Sinne wollte. Es war grade Mittagszeit, als er sich in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters vorstellte. Bella trug ein hellblaues Kleid und die Locken tanzten ihr gleichsam um den lieblichen Kopf. Man lud ihn freundlich ein, über Tisch zu bleiben, denn das ist so Brauch bei einer Brautschau,

von dem ohne zwingenden Grund nicht abgegangen wird. — Das anmuthige Wesen Bella's berauschte ihn förmlich, wie ihn denn im Hause seines künftigen Schwiegervaters Vieles an das väterliche Heimwesen gemahnte. Als man zum Essen ging, wuschen sich Alle nach alter Sitte die Hände und nach der Mahlzeit ward ihm das übliche Tischgebet „verehrt."

Warum lächelte Bella während dieser frommen Handlung so verstohlen, fast höhnisch?

Er wußte es jetzt.

Sie hatte sich zu einer Täuschung hergegeben; man hatte „Frömmigkeit" und alte Sitte vor ihm gespielt, man hatte endlich seiner Erziehung zuliebe eine „Comödie aufgeführt."

Wenn Bella damals gesprochen hätte: „Wir sind nicht das, wofür du uns genommen hast, bei uns hält man nichts auf die alten Bräuche; du bist im Irrthum, wenn du uns auf deiner Seite glaubst! . . ." wäre sie dann nicht von den Drangsalen der nachgleitenden Lüge verschont geblieben? Wäre ihr junges Leben nicht „anderswo" glücklicher geworden?

Der Abend war bereits angebrochen, als er in das erste ansehnliche Dorf jener Gegend kam, die man die „deutsche" nennt. Bis dahin hatte Jonathan noch überall, wo er die Leute um Auskunft über Dorothea angegangen, die Antwort erhalten, man habe allerdings um diese und diese Stunde ein junges Mädchen mit einem etwa sechsjährigen Knaben durch das Dorf gehen gesehen. Eine Bäuerin, die vom Felde kam, hatte ihn mit einer Art gutmüthigen Verständnisses gefragt, was er mit dem jungen Mädchen wolle und ob bald die Hochzeit sein werde. Dann aber hatte sie sich von ihm abgewendet und war fortgegangen; er hörte noch, wie sie laut zu sich sprach:

„Er kann sie gar nicht heirathen, sie gehört ja nicht zu seinen Leuten." —

Um diese Zeit war die langgedehnte Hauptstraße des Dorfes, in welches er einfuhr, fast menschenleer. Nur hie und da sah er vor den Thüren mancher Häuser spielende Kinder, von einem uralten Mütterchen behütet, das in der scheidenden Sonne seine müden Glieder wärmte. Die Bauern weilten noch bei ihren Feldarbeiten. Was ihm aber zumeist auffiel, war ein gewisser Zug von Aehnlichkeit, die alle diese Kinder mit Dorothea gemeinschaftlich hatten. In ihren flachsblonden Haaren und mit ihren blauen Augen kamen sie ihm alle wie jüngere Geschwister des Mädchens vor. So war er bis in die Mitte des Dorfes an ein Haus gekommen, das er an dem weithin in die Luft hineinragenden Aushängeschild als das Wirthshaus erkannte. Hier ließ er halten.

Während der Knecht die Pferde zur Tränke führte, ging Jonathan in die leere Wirthsstube und setzte sich an einen der Tische. Eine Weile darauf kam die Wirthin breitspurig und behaglich zur Thüre herein und fragte ihn um sein Begehr. Jonathan schüttelte aber nur den Kopf; er verlangte weder nach Speise, noch nach Trank.

Die Wirthin verharrte trotzdem in ihrem freundlichen Wesen. Sie sagte:

„Freilich schmeckt Einem weder Essen noch Trinken, wenn man traurig ist."

„Sieht man mir das an?" fragte Jonathan.

„Dafür habe ich meinen Blick," meinte die Wirthin.

Da faßte er sich Muth und in kurz gedrängten, fast verschämt klingenden Worten klagte er der fremden Frau sein Leid, wie das Mädchen wahrscheinlich wegen einer Kränkung, die es sich zu sehr zu Herzen genommen, sein Haus verlassen habe, und nun suche er sie, um sie wieder heimzubringen. Vom Kinde sprach er nicht.

Dann hielt er inne.

„Ist's vielleicht des Holzendorfer Webers Tochter?“ fragte die Wirthin rasch.

Jonathan war aufgesprungen; das Blut hatte sich ihm zu Kopfe gedrängt. Kaum hörbar bejahte er die Frage der Frau.

„Dann ist sie rückwärts im Garten,“ sagte die Wirthin, „schon an die zwei Stunden.“

„Und das Kind?“ fragte Jonathan.

„Das ist bei ihr.“

Sie erzählte darauf, in welchem Zustande der Ermattung Dorothea angekommen, trotzdem sie vom letzten böhmischen Dorfe her von ihrem Knechte auf den Wagen genommen worden, mit welchem er grade vom Markte in Weißwasser heimkehrte.

„Warum das Mädchen nur so traurig ist? Wenn man in ihre verweinten Augen sieht, vergeht Einem alle Lust der Erde.“

Die Worte der Wirthin gelangten wie traumhaft an das Ohr Jonathan's. Er sah das Mädchen während dem, wie es müde und gehetzt gleich einem flüchtigen Wilde die staubige Straße dahinzog, das Kind an der Hand, jeden Augenblick angstvoll zurückblickend, ob der Verfolger noch nicht nahe! Was mußte Dorothea an dem Einen Tage an innerer Pein und Bedrängniß gelitten haben!

Dann fragte er schüchtern die Wirthin, wie der Weg in den Garten zu finden sei.

„Sie wird aber erschrecken,“ meinte die Wirthin.

Sie ging ihm voraus über den weiten Hausflur, dann über den Hof, bis sie endlich an der Gartenthüre, die sie aufklinkte, stille stand.

„Dort drüben an der großen Linde," sagte sie.

Jonathan war in den Garten eingetreten. —

In dem weichen Grase klangen seine Schritte unhörbar. So war er bis in die Nähe des breitästigen Baumes gekommen, unter dessen grünem Dache auf einem Holzbänkchen Dorothea, das Kinn nachdenklich in die Hand gestützt, saß. Ihr zu Füßen spielte das Kind mit Blumen, die es sich aus dem Frühlingsgrase zusammengelesen hatte. Unbemerkt konnte er eine Weile dem Gespräche der Beiden lauschen.

„Dorothea," fragte der Kleine, „ist bei Euch auch ein Mann, der auf dem „Schofar" blasen kann, sowie bei uns?"

„Nein," entgegnete ihm das Mädchen, „bei uns findest Du Keinen, der das kann. Bei uns ist nur eine Kirche."

„Nur eine Kirche?" fragte der kleine Bernhard, dem diese Belehrung offenbar zu dunkel vorkam.

Nach einigem Besinnen meinte das Mädchen:

„Es ist ganz einerlei, Bernhard, ob Einer auf dem „Schofar" bläst, oder ob er ein Glöckchen läutet, wie dies bei uns geschieht."

„Ein „Schofar" und ein Glöckchen sollen ganz dasselbe sein?" lachte ungläubig der Knabe und die helle Kinderstimme hob sich eigenthümlich von dem tiefernsten Tone ab, als Dorothea sagte:

„Lache nicht, Bernhard! Wenn man bei uns in der Kirche das Glöckchen läutet, so kniet Alles nieder, denn da geht Gott durch die Kirche und es weiß das Jeder. So wird es auch mit Eurem „Schofar" sein."

„Ich habe ihn damals nicht gesehen," meinte Bernhard.

„Wann?"

„Wie der Mann den „Schofar" geblasen hat."

„Wenn Du größer wirst, wirst du ihn auch sehen!"

„So groß wie mein Vater?“ fragte Bernhard, indem er die Hand hoch über den Kopf hob, um damit das ihn überragende Körpermaß seines Vaters zu bezeichnen.

Ein breiter Schatten war über den Knaben gefallen; er blickte unwillkürlich zur Seite.

„Dorothea, der Vater!“

Jonathan hatte das Kind zu sich aufgehoben, das ihn mit seinen Aermchen fest und innig umschloß. Die Thränen waren ihm in die Augen getreten.

„Siehst du, Dorothea,“ rief der Knabe von der Höhe seiner Stellung herab, „jetzt bin ich so groß wie der Vater!“

Aber das Mädchen antwortete nichts.

Mit todtblassem Gesichte, aus dem nur die großen blauen Augen hervorleuchteten, war sie auf der Bank sitzen geblieben, die Arme schlaff herunterhängend, unbeweglich, als hätte sie ein rascher Tod in diesem Augenblicke ereilt.

„Dorothea,“ rief Jonathan, der den Knaben noch immer in seinen Armen hielt, „wie hab' ich dich erschreckt?“

War es der weiche Ton dieser Worte? Sie zuckte, wie von einem Fieberschauer ergriffen, zusammen, aber ihre Unbeweglichkeit blieb dieselbe. Noch war der Schreck nicht aus ihrem Gesichte gewichen.

„So sprich doch, Dorothea!“ rief Jonathan. „Brauchst du dich denn vor mir zu fürchten?“

„Ich kann nicht!“ kam es fast wie ein Schrei über die Lippen des Mädchens.

Er war ihr näher getreten; er hatte seine Hand ausgestreckt und berührte sie leise an der Schulter.

„Faß mich nicht an! Faß mich nicht an!“ rief sie schaudernd und bemühte sich, aufzustehen; aber sie vermochte es nicht.

„Dorothea,“ sagte Jonathan, indem er den Knaben nieder=

gleiten ließ, „wie hat dich nur dieser eine Tag so ändern können? Glaubst du denn, daß ich gekommen bin, dir Vorwürfe zu machen? weil du so ohne allen Abschied, als wären wir wildfremde Menschen, von mir fortgegangen bist und hast mir, dem Vater, nicht einmal gesagt, daß du das Kind mit dir nehmen willst?"

„Ich fürchte mich auch nicht," sagte endlich Dorothea, nachdem sie mehrmals Athem geschöpft hatte, mit einer Art dumpfen Trotzes. „Ich fürchte mich auch nicht," wiederholte sie, „es ist ja ohnehin Alles aus und zu Ende! Das Kind geht wieder den Weg rückwärts zu seinem Hause, und ich gehe wieder zu meinem Vater. So ist Alles aus und hat ein Ende!"

„Was ist zu Ende, Dorothea?" fragte Jonathan mit leiser Stimme.

„Was sollte mich," fuhr sie, die Augen gesenkt, noch immer in der trotzigen Weise fort, „was sollte mich abhalten, zu thun, was ich nicht mehr lassen gekonnt? Ich habe mit mir gerungen, Gott weiß es, aber zuletzt ist mir doch die Einsicht gekommen, es ist Alles aus und zu Ende. Aber allein gehen, das habe ich nicht vermocht . . . das Kind hätte mir auf allen Schritten und Tritten gefehlt. Da ist es wie die Eingebung einer bösen Stunde über mich gekommen mit aller Gewalt; ich habe nicht widerstehen können! Da habe ich das Kind mitgenommen."

„Dorothea," sagte er nach einer Weile, „thu' mir doch den Gefallen und sprich nicht von bösen Stunden und dergleichen mehr. Bist du eine Diebin, daß du dich anklagst, als hättest du ein Verbrechen begangen, oder bin *ich* gekommen, um dich anzuklagen?"

Während Jonathan so sprach, zuckte um die Lippen des Mädchens ein Zug, wie von innerster Rührung, aber sie be-

zwang sich, und mit derselben Herbigkeit, die nur wenig durch eine gewisse Gleichförmigkeit des Tons gemildert ward, fuhr sie fort:

„Ja, ich bin auch eine Diebin, und wenn der Tod darauf stünde, so würde ich in einem Athemzuge beständig rufen: ich bin eine Diebin. Als ich in der Schule die zehn Gebote lernte, erklärte der Lehrer: Stehlen heißt, sich Dasjenige zueignen, was Einem nicht gehört! Habe ich mir nicht auch Dasjenige zueignen wollen, daß es mein Besitz werde, was mir nicht gehört? Aber was wäre denn am Leben, wenn man Alles in sich ersticken und erdrücken will, was Einen reizt und was man sein Eigen nennen möchte? Weil ich immer geglaubt habe, das Kind gehört mir, davon ist mein Kopf zuletzt so wirr geworden, daß ich nicht mehr wußte, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Wenn man jahrelang in einem solchen Irrthume lebt, ist es da ein Wunder, wenn er sich zuletzt im Gehirne festsetzt? „Dorothea," hat es immerfort in mir geschrieen, „das Kind gehört dir nicht! Es wird ein Augenblick für dich kommen, wo sie es von dir zurückverlangen, wie ein Tuch oder ein Stück Wäsche, das man dir zur Aufbewahrung anvertraut hat. Mußt du es nicht herausgeben?" Wenn aber dann eine zweite Stunde kam! „Das Kind gehört dir ja doch! Streck deine Hand aus und nimm dir dein Eigenthum!" Hätte ich mich dabei besinnen sollen? Die Hand hat sich ausgestreckt und ich habe das Kind mit mir genommen."

Ein heftiger Thränenstrom hatte den mühsam aufrecht erhaltenen Trotz dieser Seele gebrochen. Es schien ihr wohl zu thun, so mit einem Male befreit zu werden von der furchtbaren Pein dieses Tages.

Sie hatte sich aber noch nicht ausgeredet; die Augen voll süßer Zärtlichkeit auf den Knaben gerichtet, rief sie:

„Bernhard, mein kleiner Bernhard, was habe ich dir heute früh am Morgen gesagt?“

Der Knabe hatte sich an sie geschmiegt, die klugen Augen auf seine Pflegerin gerichtet.

„Bernhard, sag' selbst,“ rief sie, „wie ich dich heute früh aus deinem Bette gehoben habe und du, schläfrig, wie du warst, zu mir gesagt hast: Ich will zu meiner Mutter! Zu meiner Mutter will ich! was habe ich dir darauf geantwortet? Sei ruhig, habe ich gesagt, denn deine Mutter ist nicht mehr zu Hause und kommt auch nicht sobald nach Hause. Oder willst du eine neue Mutter? Nein, nein, hast du gesagt, mein kleiner Bernhard, ich will keine neue Mutter, ich bleib bei dir, Dorothea! Hast du so gesprochen oder nicht?“

„Ich bleib' bei dir, Dorothea!“ wiederholte wortgetreu das Kind.

Sie neigte sich auf den Kopf des Knaben herab und küßte seine schwarzen Haare. Dann schaute sie mit einem gleichsam entsühnten Antlitze zu Jonathan auf.

Alle Herbigkeit und aller Trotz waren daraus entschwunden und es war darauf nur die ewig verständliche Schrift eines vollunschuldigen Gemüthes zu lesen.

Jonathan konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken. Was war diese Dorothea für ein eigen geartetes Geschöpf!

„Was willst du mit dem Allen beweisen, Dorothea?“ sagte er anscheinend ernst. „Etwa, daß du keine Diebin bist? Daß du das Kind nicht gestohlen hast, das glaub' ich dir ohnehin auf Dein ehrliches Gesicht hin.“

Sie schaute wieder zu ihm auf, lange und prüfend, als wollte sie in seinem Mienenspiele lesen, ob sich hinter diesen Worten nicht ihr zuliebe eine Verstellung verberge. Ihr Ant-

litz war wieder finster geworden, der alte Trotz ihres Gemüthes hatte also noch nicht ausgelebt.

„Ich bin also keine Diebin?“ fragte sie dumpfen Tones.

„So wahr mir Gott helfe, nein!“ sagte Jonathan, indem er ihr die Hand hinbot.

Sie zögerte aber einzuschlagen und drückte sich scheu zur Seite.

Das Kind hatte sich unterdessen von ihr entfernt, indem es einen verspäteten Abendfalter wahrgenommen, der sich einige Schritte von ihm auf das Gras niedergelassen hatte.

„Dorothea,“ sagte Jonathan leise, sich neben das Mädchen auf die Bank niederlassend, „bist du jetzt, nachdem du dir vielleicht das Schwerste vom Herzen herunter geredet, beruhigt genug, um mich anzuhören?“

Sie hatte nur ein trauriges Kopfnicken, aber es genügte ihm.

„Dorothea,“ sagte er, „willst du mir auf Alles, was ich dich fragen werde, Antwort geben? Ueberlege es dir gut und denke vor Allem auf die heutige Stunde.“

„Ich will,“ kam es zögernd über ihre Lippen.

Aber es währte wieder eine geraume Zeit, bis sich in Jonathan's Geiste eine Reihe von Fragen so geordnet hatte, wie sie diese Stunde eben erheischte.

„Dorothea,“ begann er wieder, „wann hast du den Entschluß gefaßt, ohne allen Abschied mein Haus zu verlassen?“

Ueber Dorothea's Antlitz flog ein brennend rother Schein; dann wurde es wieder leichenblaß.

„Heute Morgen!“ sagte sie tiefathmend.

„Früher nicht?“

„Nein!“

„Habe ich dich zuvor oder irgend Einer, der mir nahe steht, gekränkt?“

„Ich erinnere mich nicht."

„Du erinnerst dich nicht, folglich muß dir eine Kränkung oder etwas, das dir wehe gethan hat, widerfahren sein?"

Dorothea schwieg. An die Stelle der Blässe war aufs Neue der vorüberfliegende Schein eines durchsichtigen Erröthens getreten.

„Du hast mir ja versprochen, auf meine Fragen zu antworten."

„Ich kann nicht!" flüsterte sie, ihr Gesicht von ihm abwendend.

Plötzlich stockte auch Jonathan. Eine Erinnerung flog ihm durch den Sinn; er sah Dorothea wieder vor sich, wie sie aus ihrer Stube sich fortgeschlichen hatte, um das halberloschene „Seelenlicht" für Bella wieder mit frischem Oele zu füllen. Mußte ihr nicht selbst die leiseste Anfrage die Lippen verschließen?

Unschlüssig rückte er auf der schmalen Holzbank hin und her; seine Stirne glühte im Feuer, seine Augen schweiften bald nach dem Kinde, bald nach dem Mädchen hinüber, das still und in sich gekehrt neben ihm saß. Hätte er der Regung seines Blutes nachgeben können, so hätte er die Tiefgekränkte mit dem Worte: „Du bist mehr werth als wir Alle, Dorothea!" um Verzeihung gebeten. Aber zu viele Fragen hatten sich, und nicht erst seit gestern und vorgestern, in seiner Seele aufgehäuft.

Sie mußten beantwortet werden.

„Gut, Dorothea," begann er wieder, „du hast deinen Entschluß erst heute am frühen Morgen in dir gefaßt. Ich darf nicht fragen warum. Aber war nicht Einer dabei, der dich darin bestärkt hat, der dir zugeredet hat?"

„Wer?"

„War's nicht der junge Geistliche?"

„Der?“ rief Dorothea mit erhöhtem Tone. „Er hat mir zwar zugeredet, er hat mir vorgestellt, es sei wie eine Todsünde zu achten, wenn ich länger bleibe; er hat auch gesagt, meine Mutter im Grabe würde fürder keine Ruhe haben! . . . aber ihm glaube ich schon lange nicht. Seitdem er hochoben von der heiligen Kanzel das Feuer in unser Haus geworfen und die Männer zu uns geschickt hat, die unsere junge Frau in den Tod erschreckt haben, seitdem glaube ich ihm nicht.“

„Es ist also doch Einer dagewesen, der dir gerathen hat?“

„Habe ich das gesagt? . . .“ meinte Dorothea verwirrt.

„Gesagt hast du es nicht, aber du hast es durchblicken lassen.“

Dorothea's Lippen zuckten, sie athmete schwer. Endlich flüsterte sie:

„Ja!“

„So nenne mir ihn!“

Sie wies mit dem Zeigefinger nach dem spielenden Knaben, der sich in diesem Augenblicke mit dem glücklich erhaschten Falter angelegentlich beschäftigte.

„Das Kind?“ rief Jonathan ungläubig. „Das Kind hat dir einen Rath gegeben? Wie soll ich das verstehen, Dorothea?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Dorothea,“ mahnte Jonathan heftiger, „du hast mir versprochen, meine Fragen zu beantworten?“

„Thue ich denn das nicht?“ fragte sie still.

„Das Kind ist es also gewesen?“

Sie sah ihn mit den großen Augen wie flehend an.

„Muß ich das sagen?“

„Ja, Dorothea,“ sagte Jonathan, „es ist zu unserer Beiden Wohl und Besten.“

„Ich habe mit einem Male gesehen,“ flüsterte sie in unsag-

barer Scham, „daß ich so allein bin . . . Soll ich erst abwarten, bis das Kind eine neue Mutter erhält?“

„Dorothea,“ rief Jonathan stürmisch, „was bist du doch für ein Wesen!“

Noch immer hatte er, der Zweifelnde, die Kraft in sich, das wallende Blut zurückzudämmen. War es, weil er noch immer unter dem Banne jener schrecklichen Worte stand, die ihm „auslöschen und austreten“ geboten?

Er war von der Holzbank aufgestanden und ging nun mit hastig bewegten Schritten in dem engen Raume, der das grüne Laubdach der Linde begrenzte, auf und nieder.

Der Abend war hereingebrochen. Das Kind spielte noch immer mit dem gefangenen Falter. Und ringsherum waltete eine Stille und Ruhe, als warteten die Geister der Luft nur auf das erlösende Wort einer Menschenseele, um mit einzustimmen, sei es in den Jubel oder den Weheschrei zweier Herzen!

Er setzte sich wieder, anscheinend in kühler Gefaßtheit. Aber auf dem Gesichte Dorothea's lag jetzt ein Zug von schmerzhafter Trauer, wie er ihn in solcher Schärfe bisher nicht gesehen hatte.

„Dorothea,“ begann er nochmals, „wenn du diesen Baum ansiehst, unter dem wir da sitzen, kommt es dir nicht vor, als wären wir zu Hause in unserem Garten?“

„Wie zu Hause!“ sprach sie leise nach.

„Erinnerst du dich, wie ich dich damals unter jenem Baume beschworen habe, nicht zur Wallfahrt zu gehen? Warum bist du doch gegangen?“

„Ich mußte!“

„Hat es dir der Geistliche befohlen?“

„Ja.“

„Und hast du ihm gerne Folge geleistet?“

„Damals habe ich ihm noch geglaubt! Er hat mich mit seiner Rede ganz überwältigt. Und dann, ich habe in der Kirche zu Urschendorf etwas ganz Besonderes mit der heiligen Mutter Gottes zu sprechen gehabt, aber es hat kein Mensch davon wissen dürfen.“

„Warum nicht?“

„Weil es einem Anderen geschadet hätte!“

„Ich verstehe dich nicht, Dorothea. Willst du nicht deutlicher sprechen?“

„Nun ja!“ sagte sie, offenbar im Kampfe mit sich selbst, auch von diesem Geheimnisse ihrer jungfräulichen Seele den Schleier aufheben zu müssen. „Wenn man sich an das Heilige wenden will, um es um eine Gnade zu bitten, weil es der Fürsprecher des verborgensten Gebetes im Menschen ist, wird man es da in die halbe Welt hineinschreien? Man beschreit es dann und es hat keine Wirkung.“

„Hast du solche Noth damals gehabt, Dorothea, dein Herz auszuschütten?“

„Ja,“ sagte sie flüsternd, „der Zustand unseres Kindes hatte mich betrübt; die heilige Mutter Gottes in Urschendorf, die schon so Vielen geholfen hatte, sollte auch mir helfen, daß das Kind einmal sprechen könne!“

Dorothea hatte kaum zu Ende gesprochen, als Jonathan, von jener namenlosen Macht erfaßt, die Alles, Alles in ihm ausgelöscht hatte, was ihn noch an sein fernes Haus gemahnen konnte, leidenschaftlich ausrief:

„Dorothea, ruf' doch den Knaben herbei!“

Sie sah ihn unschlüssig erschrocken an.

„Du mußt ihn rufen, Dorothea!“ drängte er heftiger.

Der Ruf des Mädchens tönte nur schwach und der Knabe kam langsam heran, den gefangenen Falter in der Hand.

„Laß ihn los, Bernhard, laß ihn los!“ gebot Jonathan mit bebender Stimme. „Der Schmetterling muß leben!“

Der Falter flog in die Freiheit zurück.

„Dorothea,“ sagte dann Jonathan, die Hand des Mädchens ergreifend, die es ihm willenlos überließ, „willst du dieses Kind behalten als ein Geschenk von mir und als eine Gnade, die du mir erweisest?“

Sie mochte ihn nicht verstehen. Ihre Augen irrten bald zu dem an sie geschmiegten Kinde, bald zu dem Manne an ihrer Seite. Ging doch ein Gluthstrom von ihm aus, der auch sie zu verzehren drohte . . .

„Willst du die Mutter dieses armen Kindes werden, Dorothea?“

Er fühlte, wie die Hand des Mädchens, die in der seinen lag, von einer plötzlichen Eiskälte durchschauert wurde.

Ein leiser Schrei zitterte an ihren Lippen.

„Dorothea,“ rief er mit erhobener Stimme, indem er sie an sich zog, daß ihr Kopf an seine Schulter zu liegen kam, „was ich jetzt sage, ist mein heiliger Ernst! Willst du die Mutter dieses Kindes . . . willst du mein Weib werden?“

Der Falter war wieder herbeigekommen, derselbe Falter, dem Jonathan die Freiheit geschenkt hatte. War er von der Neugier herbeigelockt, zu erfahren, was dort unter dem grünen Baume vor sich ging?

Aber es war dort unter der Linde so still, daß er nichts vernahm, als das Schwirren seiner eigenen Fittige, und er flog enttäuscht wieder davon.

„Habe ich dich so erschreckt, Dorothea?“ sagte Jonathan

traurig. „Wenn es so ist, so thue, als hätte ich gar nichts gesagt und vergiß Alles."

Mit einem Male beugte sie sich herab und hob den vor ihr stehenden Knaben zu sich auf. Das Kind schloß seine beiden Arme leidenschaftlich um ihren Hals.

„Bernhard, mein kleiner Knabe," rief sie mit einer Stimme, die zwischen Jubel und Schmerz klang, „wäre es denn möglich, daß ich deine Mutter werde?"

„Dorothea, du willst also . . .?" ertönte ein anderer Jubelruf.

Statt aller Antwort drückte sie ihr Gesicht auf den Kopf des Kindes und vergrub damit auf einen Augenblick alle Seligkeit und Wonne ihres jungen Herzens.

Wie sie aber dann zu Jonathan wieder aufschaute mit dem offenen und treuen Blicke ihrer Augen, strahlte ihr Wesen eine innere Freudigkeit aus, die den Mann an ihrer Seite wunderbarer ergriff, als das lauteste Geständniß. Die eine Hand auf den Kopf des Kindes gelegt, die andere ihm hinreichend, sagte sie einfach und schlicht:

„Ich nehme das Geschenk an!"

Nicht wahr, es ist kein Traum, was die beiden Menschenkinder hier unter dem Baume halb flüsternd, halb laut einander vertrauen und erzählen? Es ist kein Traum, daß sich mitten zwischen Beiden aus Schutt und Moder und Drangsal eine Herrlichkeit aufgebaut hat, die sie vor einer Stunde nicht geahnt haben? Und es ist kein Traum, kein aus blöden, verschlafenen Augen blickendes Märchen, daß das Leben einmal wieder mehr gehalten hat, als der wesenlose Schein der Dichtung? . . .

Wie sie jetzt Arm in Arm, weil ihnen der Raum unter dem Laubdache der Linde zu enge geworden war, durch den

Garten schreiten, bleibt Dorothea mit einem Male stehen und sagt:

„Manchmal möchte man sich ein besonders feines Ohr wünschen, um die geheimsten Gedanken der Menschen zu belauschen. Was sie dazu sagen werden!"

„Wer?"

„Die Menschen!"

Jonathan zuckte zusammen.

„Fürchtest du dich vor ihnen?" fragte er.

Sie hatte aber ein ehrliches, vor Allem ein tapferes Gemüth; sie sagte:

„Ich fürchte mich nicht. Ich habe nur nachgedacht, was ich anfangen werde . . wenn sie mir das Kind nicht gönnen."

„Denke an nichts, Dorothea," sagte Jonathan, dem die Worte seines Mädchens tiefer in die Seele gegriffen hatten, als er merken ließ. „Denke in diesem Augenblicke an nichts Anderes, als an uns selbst. Ich habe einmal irgendwo von zwei Kindern gelesen, die haben sich eines Tages in einen kleinen Kahn gesetzt und sind damit auf das weite Weltmeer getrieben worden. Und obwohl sie über sich nichts hatten als den Himmel, haben sie doch immer geglaubt, sie sind zu Hause in ihrem kleinen Flusse. Diese zwei Kinder sind wir, ich und du, Dorothea! Auch wir sind in ein Schiff eingestiegen und treiben nun dem Ungewissen zu. Keiner von uns weiß, auf was wir stoßen werden, nicht nur bei Anderen, sondern auch . . . in uns selbst. Aber mitten in dem Allen wissen wir doch Eines: Wir sind zu Hause!"

„Ich fürchte mich nicht!" sagte sie leise.

Darauf gingen sie zu der Holzbank unter der Linde zurück. Dort hatte sich mittlerweile der Knabe, müde vom Warten und von den Mühen des Tages, behaglich niedergelassen und war

eingeschlafen. Seine Athemzüge gingen still und ruhig, als wäre er zu Hause in seinem Bette. Der Abend war vollständig herangebrochen.

„Laß uns jetzt gehen, Dorothea," sagte Jonathan.

Sie schüttelte den Kopf.

„Jetzt nicht!" sagte sie innig. „Laß mich nach Hause gehen zu den Meinigen . . . Jonathan, ich komme, wenn du es bestimmst!"

„Du hast Recht, Dorothea, wie du in Allem Recht hast!" sagte Jonathan nach einigem Besinnen. „Wenn das Kind morgen in seinem Bettchen erwachen und seine erste Frage nach dir lauten wird, so werde ich ihm sagen: deine neue Mutter hat versprochen, so bald als möglich zu dir zu kommen. Sei ruhig, Bernhard, sie hält ihr Wort."

Behutsam hob er dann den Knaben, damit er nicht erwache, auf seinen Arm. Er ging voran, sie folgte ihm.

So kamen sie aus dem Garten auf den stillen, fast finsteren Hof des Wirthshauses.

Er blieb stehen.

„Dorothea," rief er nach dem hinter ihm schreitenden Mädchen, „hast du nichts vergessen? . . ."

Er fühlte zwei weiche Lippen auf den seinen; so schnell hatte sie das Vergessen gutgemacht. Dann küßte sie den schlafenden Knaben auf den Mund.

Es war der Kuß der neuen Mutter und der jungen Braut!

XII.

Auf dem Heimweg.

Ist junge Liebe in der That so weltverloren und vergessen wie junger Wein, dem man nachsagt, daß er dem Kopfe, in dessen geheimsten Kammern sein Duft sich festgesetzt hat, die Fähigkeit benimmt, das Nächstliegende mit klarem Blicke zu unterscheiden?

Von Dorothea wenigstens konnte es behauptet werden.

In dem Augenblicke des Scheidens brannte in ihrer Seele kein anderer Gedanke, als den sie kurz zuvor auf den Lippen Jonathan's scheu und flüchtig zurückgelassen hatte. So wenig dachte sie an etwas Anderes, daß, als Jonathan mit seiner auf dem Arme schlafenden Bürde zum Thore hinausschritt, um den längst angeschirrten Wagen zu besteigen, sie in dem dunklen Flur zurückgeblieben war.

Von dort aus konnte sie noch hören, wie Jonathan dem Knechte den gemessenen Befehl ertheilte, die Pferde laufen zu lassen, so viel sie wollten, damit er noch vor Mitternacht das Kind zu Bette bringen könne. Das brachte sie zur Besinnung.

Jetzt kam sie eiligst aus ihrem Verstecke an den Wagen gesprungen.

„Das Kind, das Kind!“ schrie sie fast athemlos. „Wo habe ich denn nur meinen Kopf gehabt?“

„Das Kind?“ sagte Jonathan gedehnt, aber sie mochte merken, daß es ihm nicht rechter Ernst war. „Das Kind geht mit mir!“

„Nein, nein,“ sagte sie eifrig, und ihre Erregtheit ging dabei so weit, daß sie den Rockzipfel Jonathan's erfaßte, „das Kind muß bei mir bleiben. Das wäre ja gegen die Verabredung.“

„Vom Kinde war keine Rede," meinte Jonathan, indem er, als wollte er sich in den Wagen schwingen, den einen Fuß auf den eisernen Kutschbügel setzte.

„Du wirst das mir nicht anthun . . . Jonathan!" sagte sie und ihre Stimme klang fast weinerlich. „Wer soll das Kind warten und pflegen? Ist es denn schon so stark, daß man es der ersten besten Magd überlassen könnte? Das Kind muß selbst in der Fremde wissen, es ist zu Hause."

Jonathan zögerte aber noch immer.

„Es kommt mir vor, Dorothea," sagte er lustig, „du möchtest Bernhard als Pfand zurückbehalten?"

„Ja!" meinte sie, indem sie mit sanfter Gewalt den Knaben an sich zu ziehen versuchte, während ihn Jonathan, um Dorothea's Ernsthaftigkeit noch länger zu genießen, um so fester an sich zu pressen schien.

„Da hast du dein Pfand, Dorothea," sagte Jonathan mit einem Male und er legte ihr den schlummernden Knaben in die Arme. „Was wirst du ihm aber am Morgen sagen, wenn er in dem fremden Bette aufwacht und vielleicht sich fürchtet?"

„Bernhard sich fürchten?" rief sie, mit zärtlichem Blicke auf das Kind niederschauend. „Wovor denn? Wenn er aufwacht in der Nacht und in dem fremden Bette, so bin ich da, und dann fürchtet er sich nicht; und wenn er früh Morgens fragt: Wo ist der Vater? so sage ich ihm: dein Vater? Was weiß ich, wo dein Vater ist? Der ist fortgegangen, um dir eine neue Mutter zu holen . . . aber er kommt bald."

Damit war sie in den finsteren Hausflur geschlüpft und ließ Jonathan allein — allein mit einem so siegesfreudigen Lächeln auf den Lippen, daß es die Nacht durchleuchtete, die sich allmälig herabgesenkt hatte.

Nun die Heimfahrt durch die lauwarme Frühlingsnacht!

Vielleicht ist das, was wir gewöhnlich Glück nennen, nichts als die sichere Nähe eines längst Erwarteten, das Bewußtsein eines ungestörten Besitzes, ein ruhig seliges Ausathmen und Einathmen! Dieses Gefühl der Sicherheit war es, das um Jonathan's Haupt während der Heimfahrt zauberhafte Silberfäden wob. Mit wie schwerem Herzen war er ausgezogen, wie leicht und beschwingt maß er denselben Weg zurück!

Welch ein Ausklingen und Ausduften der im Garten verlebten Stunde!

Dorothea war aus ihr wie eine Lichterscheinung hervorgegangen, die ihm fast körperlos erschien. Alles, was sie gesprochen, die kleinste Bewegung und der unbedeutendste Zug stand vor ihm, und Alles war so echt und wahr, so ohne Falsch und Hehl, wie nur etwas, was unverdorben aus Gottes eigenen Händen kommt! . . .

„Es fehlt ihr gar nichts," lautete ein solches Bruchstück einer inneren Lust und Freudigkeit. „Sie hat sich benommen, wie es ihr keine Zweite auf dem ganzen Erdboden nachthut. Solch eine Dorothea ist noch nicht dagewesen!"

Und unmittelbar hinter diesem Gedanken schlüpfte sogleich ein anderer, der sich noch traulicher an ihn heranschmeichelte:

„Es soll eine Zweite aufstehen," so lautete er, „der man sein eigenes Kind auf Meilen weit mit solcher Zuversicht anvertrauen kann wie ihr, ohne daß ich etwas Anderes von ihr weiß, als daß sie die Tochter des Holzendorfer Webers ist und Dorothea heißt! Und ich, der ich einmal es nicht hören konnte, daß sie dem Kinde von einer Kirche erzählte, die irgendwo steht, ich gebe ihr das Kind hin und sage zu ihr: „Mach du mit ihm, was du willst!" Das soll mir Einer erklären, wie das gekommen ist! Und doch sieht das aus, wenn man Dorothea nicht kennt, als ob ich ein schlechter Vater wäre! Gebe ich nicht etwas von

meiner Seite, was ich wie meinen Augapfel behüten sollte? Als ob es einen besseren Vater gäbe als mich! könnte ich den Leuten sagen. Wer hat jemals für sein Kind so gesorgt? Es ist bei Dorothea zu Hause!"

Mit vollen Zügen sog er dann die würzige Frühlingsluft ein, die seine heiße Stirne linde umwehte. War es da ein Wunder, wenn es ihm gelang, gewisse Gedanken, die hie und da den Augenblick abwarteten, um in eine Lücke seiner Seele einzubrechen, von sich abzuhalten?

Einer der vorwitzigsten, der sich bis in seine Nähe geschlichen hatte, wagte sogar aus sicherem Verstecke an ihn die Frage zu richten:

„Was nun, Jonathan?"

Aber er jagte ihn mit Schande und Spott davon.

Was nun? Sich vollständig hingeben diesem schrankenlosen inneren Schauen, nichts Anderes neben sich aufkommen lassen als die liebliche Gestalt des Mädchens dort in dem Wirthshause und nichts zu denken als . . . Dorothea! . . .

Er kam durch die schlafenden stillen Dörfer, die schon der slawischen Sprache gehörten. Seine Blicke weilten auf den mondbeschienenen Strohdächern; es war mit ihm, als hätte er mit ihnen und sie etwas mit ihm zu sprechen. Sie hatten einander etwas zuleide gethan; er wußte nur nicht wann nnd warum. Aber im Zusammenhange mit irgend einem Punkte seines Lebens standen sie doch. Und wieder war es Dorothea, die die vermittelnden Gedankenfäden hin und her wob. Woher kam es, daß das deutsche Mädchen vom ersten Augenblicke an eine so heftige Abneigung gegen den Eintritt unter ein slawisches Dach gezeigt hatte?

„Es muß bei ihr tiefer liegen," so kam er endlich zum Schluß. „War ich ihr nicht auch ein Fremder? War ihr nicht auch

das Kind fremd? Und doch ist sie mir sogleich in mein Haus gefolgt und an das Kind hat sie von der ersten Stunde an ihr Herz weggegeben! Warum hat sie bei uns den Unterschied gemacht? Sollte das blos die deutsche Sprache, weil sie auch meine Muttersprache ist, bewirkt haben? Es ist überhaupt etwas in Dorothea, was ich niemals werde ergründen können. Bella ist ja doch auch als eine ganz Fremde zu uns gekommen . . . und ist dennoch niemals heimisch geworden!"

Er war aber noch nicht an den Schluß gelangt. Die heimtückischen Irrwische tauchten wieder auf, er mußte sich in die Ecke des Wagens drücken und die Augen schließen, um sie nicht zu sehen. Endlich verlosch einer nach dem anderen; sie konnten seiner Stimmung nichts anthun. Der letzte Gedanke, der ihm unausgesprochen auf die Lippen trat, als er an den ersten Häusern seines Heimathsstädtchens vorüberkam, lautete:

„Wenn Dorothea slawisch und nicht deutsch gesprochen hätte, wäre sie dann bei uns geblieben? Und was wäre aus uns geworden? Wäre ich jetzt auf dem Heimweg . . . und bringe mein Kind nicht mit mir?"

Es war längst nach Mitternacht, als er an seinem Hause ankam. Ueber dem Himmel lag bereits das Zwielicht des grauenden Morgens. In dem Nachbarhofe war der Hund erwacht.

Der Wagen fuhr von dannen.

Aber Jonathan rührte dennoch nicht den eisernen Klöppel der Thüre, um die Magd zu wecken. Er sah die schlummernde „Gasse" hinab, deren Häuser in unbestimmten, in graues Dunkel gehüllten Umrissen vor ihm lagen. Es war ihm jetzt, als sollte er gar nicht mehr in sein Haus treten. Wird es ihn nicht voll Oede und Einsamkeit begrüßen? Das Kind und Dorothea

schlafen nicht mehr unter seinem Dache! . . . Trotz der fröstelnden Morgenluft glühte sein Antlitz.

Drüben, kaum zwanzig Schritte von ihm, ist ein steinerner Brunnentrog, in welchem das Wasser Tag und Nacht rieselnd niederfällt. Bevor er in sein Haus tritt, will er dort sein Gesicht kühlen.

Wie er aber an den Brunnentrog trat, fand er nicht ohne Erschrecken, daß auf der steinernen Umfassung, den Rücken an die Röhre gelehnt, den Kopf tief auf die Brust gesunken, eine zusammengekauerte Gestalt saß, welche schlief.

Trotz der fahlen Dämmerung erkannte Jonathan in ihr sogleich jenen fahrenden Bettler, den er vor wenigen Stunden an der offenen Heerstraße in einer der jetzigen ganz ähnlichen Lage getroffen hatte. Der Schnappsack, der seine wenigen Habseligkeiten enthalten mochte, lag zu seinen Füßen und die eine Hand hielt den knorrigen Reisestock krampfhaft umfaßt.

Voll mitleidiger Regung berührte ihn Jonathan an der Schulter. Der Kopf des Schlafenden fuhr in die Höhe und zwei große Augen starrten Jonathan aus einem verwilderten, von einem Vollbarte umrahmten Gesichte entgegen.

„Gast," — denn das ist die Bezeichnung dieser fahrenden Leute in der „Gasse," — sagte Jonathan, „Gast! habt Ihr kein anderes Quartier für die Nacht, als grade hier? Warum seid Ihr nicht ins Hekdisch (Herberge für Bettler) gegangen?"

„Ich gehöre nicht ins Hekdisch," sagte der Landstreicher mit müder Stimme, ohne sich vom Platze zu rühren.

„So kommt wenigstens zu mir in mein Haus," rief Jonathan. „Ich will Euch für die Nacht beherbergen; hier holt Ihr Euch ja eine Krankheit."

Auf diese Einladung schien die zusammengekauerte Gestalt des Landstreichers zu einer gewaltsamen Anstrengung sich er-

mannen zu wollen; er richtete den Oberleib in die Höhe und sah einen Augenblick, wie dies Schlaftrunkenen eigen ist, den vor ihm stehenden Jonathan mit unheimlicher Aufmerksamkeit an. In dem nächsten Momente war ihm aber der Kopf wieder auf die Brust gesunken, seine Augen hatten sich geschlossen.

„Ich gehöre nicht ins Hekdisch," murmelte er schläfrig gedehnt zwischen den Zähnen.

Dann verkündeten die kurzen regelmäßigen Athemzüge, daß der Landstreicher das harte Lager auf dem Brunnentroge jedem anderen vorzog.

Jonathan blieb noch eine Weile vor dem Schlafenden stehen, dann schritt er seltsam bewegt auf sein Haus zu. —

Als er am Morgen nach dem nur wenig durchruhten Nachtreste ans Fenster trat, hing der Tag trübe und grau vom Himmel herab. In den wenigen Stunden hatte sich das Wetter vollständig umgewandelt. In würziger Frühlingsnacht war er heimgekehrt, und heute sah es draußen aus, als ob ein mehrtägiger Landregen im nahen Anzuge sei. War das die Antwort des Naturgeistes auf die vermessene Vordringlichkeit seines gestrigen Glückes? . . .

Die „Gasse" war um diese Zeit noch menschenleer, nur drüben am Brunnentroge stand aufrecht, den Rücken ihm zugewendet, wie es schien, im Morgengebete begriffen, die Gestalt des Landstreichers. Denn er sah ihn mehrmals sich bücken und beugen; jetzt that er drei Schritte nach rückwärts, woraus Jonathan schloß, daß er die achtzehn „Segnungen" beendet hatte. Nun legte er seinen Kopf an die Brunnenröhre und blieb eine geraume Weile in dieser Stellung, denn sie ist die jenes tieftraurigen Psalmes, der mit den Worten beginnt: „Mir ist gar bange und angst, doch laß uns fallen in Gottes Hand!"

Plötzlich drehte er sich um und seine Blicke fielen grade auf das Fenster, hinter welchem Jonathan stand. Erst jetzt konnte Jonathan gewahr werden, daß sich die Gestalt des Landstreichers im Morgenlichte ganz anders und vortheilhafter ausnahm, als gestern am Tage und in der Nacht zusammengekauert am Straßenrain und auf dem Brunnentroge. Sie war fein und schlank gebaut, die gewöhnliche Mannesgröße überragend, und trotz der Verwilderung in Kleidern und Barthaar ging ein Wesen von ihr aus, das jede Verwechslung mit den gewöhnlichen Leuten seines Schlages ausschloß.

Er mochte jetzt seine Andacht im Freien zu Ende gebracht haben.

Langsamen Schrittes kam er auf das Haus zu.

Indessen legte Jonathan eine Geldgabe zurecht, die im Verhältnisse zu dem sonstigen Almosen nicht unbeträchtlich war.

Bald darauf klopfte es an die Thür und der Landstreicher trat herein.

Ohne den üblichen frommen Gruß auszusprechen, wär er auf der Schwelle stehen geblieben; dann streckte er seine Hand gegen die „Mesusah" an der Thürpfoste aus und führte sie andächtig zum Munde.

„Ich bin doch hier im Hause des Fabrikanten Jonathan Falk?" fragte er mit weicher wohlklingender Stimme, indem er unter den buschigen Brauen tieftraurige Augen auf Jonathan richtete.

„Ja," erwiderte Jonathan, „Ihr seid bei ihm."

„So werden Sie mir sagen können," rief der Landstreicher, auf die „Mesusah" hinweisend, „ob das dieselbe ist, die auch Ihr Vater, mit dem der Friede Gottes sei, berührt hat und ob auch Ihre Mutter . . ."

Die letzten Worte hatte er flüsternd, als ob er sie vor innerster Bewegung nicht zu Ende bringen könnte, gesprochen.

Jonathan horchte hoch auf; er war dem Landstreicher näher getreten.

„Es ist dieselbe," antwortete er.

Da warf der Landstreicher mit wilder Geberde seinen Schnappsack und den Reisestock weit in die Stube und rief mit markerschütternder Stimme:

„Hack' mir die Hand ab, Jonathan! Sie ist nicht werth, das zu berühren, was diese Heiligen berührt haben."

„Um Gotteswillen!" rief Jonathan, der vor Schrecken erbleicht war. „Du bist doch nicht mein Bruder Adolph? ..."

„Heiß' mich nicht Adolph!" schrie der Bettler. „Ich heiße wieder Aaron, wie sie mich geheißen haben, die mit ihren heiligen Händen das berührt haben."

Er hatte das Täfelchen wieder erfaßt und stieß dann wie in wahnsinnigem Schmerze seinen Kopf mehrmals gegen die Thürpfoste, als wollte er sie zertrümmern.

„Fasse dich, Bruder," rief Jonathan, „du bist ja jetzt bei mir!"

„Laß mich da liegen," schluchzte der Landstreicher, „laß mich da liegen! ... An dem Holze da hängt noch etwas von Vater und Mutter. Vielleicht bringt es mir Heilung!"

Jonathan mußte sich abwenden, er vermochte den entsetzlichen Anblick nicht zu ertragen.

War das sein Bruder Adolph, der als dreizehnjähriger Junge, müde der väterlichen Zucht, wie ein wildes Reh in die Welt gesprungen war, als wäre sie ein meilenweiter Wald? Was war mit dieser überschäumend frischen Kraft eines Menschen geschehen?

Allmälig verstummte das Schluchzen des Landstreichers.

Er wendete sich von der Thüre hinweg und setzte sich an den Tisch, Jonathan gegenüber.

Dicke Thränen standen ihm an den Wimpern, er schien aber ruhiger geworden.

„Ja," sagte er in einem Tone, der seltsam abstach gegen die unheimliche Gereiztheit des vorangegangenen Augenblicks; er klang so, wie man etwas Trauriges beklagt, das sich nicht mehr ändern läßt — „was nützt das Alles, wenn ich dich dabei ansehen muß, Jonathan? Auch du bist nicht das Kind von ehedem, wie ich dich gekannt habe. Aber du hast Eines behalten! du hast die Augen unserer Mutter, und die vergißt man niemals, niemals, niemals!"

„Und ich habe dich gestern nicht erkannt, wie ich dich an der Straße gefunden habe!" rief Jonathan schmerzlich. „Und als ich dich in der Nacht geweckt habe, draußen an dem Brunnen, da habe ich dir das „Hekdisch" als Quartier anweisen wollen, mein armer Bruder!"

„Bist du das gewesen? Es ist mir jetzt wie ein Traum!" sagte der Landstreicher. „Du hast mich auch eingeladen, mit dir zu kommen, ich habe das Alles ganz gut vernommen. Aber ich bin doch nicht mit dir gegangen; mein Lager dort auf dem harten Stein war noch zu gut für Einen wie ich. Gebührt sich etwas Anderes für mich, der ich so schlecht an Vater und Mutter gehandelt habe? Mich sollte Keiner, der etwas auf den Frieden seines Hauses hält, um sich dulden; herausjagen sollte man mich wie einen Hund, der keinen Herrn hat ..."

„Laß das, Bruder," sagte Jonathan beschwichtigend, „du thust mir und dir mit deinen Reden zu wehe!"

„So war er schon als Kind!" murmelte der Landstreicher.

Eine Weile saß er dann da still und bewegungslos, als ob ihn Schläfrigkeit übermannt hätte. Plötzlich fuhr er zu-

sammen; seine Nerven schienen selbst das kleine Geräusch, das von einer Bewegung Jonathan's entstanden war, nicht ertragen zu können.

„Wo bin ich denn?" rief er und seine Blicke flogen mit wilder Unruhe durch die Stube.

Da sah er seinen Reisepack und den Stock, den er vorhin weit von sich geschleudert hatte. Mit Einem Sprunge hatte er diese Gegenstände erreicht und war damit zur Thüre geeilt.

„Was willst du, Bruder?" rief Jonathan überlaut, indem er den Landstreicher festhielt. „Du bleibst jetzt bei mir, ich lasse dich nicht fort!"

„Ich muß, ich muß!" stöhnte der Unglückliche, indem er sich ihm zu entringen suchte. „Ich ertrag's nicht länger in der Nähe deiner Augen."

Aber seine durch Nachtwachen und Entbehrungen tief herabgekommenen Kräfte vermochten gegen Jonathan nichts; er mußte stillehalten und sich wie ein Kind zu dem Sitze am Tische geleiten lassen.

Dort brach er kraftlos in sich zusammen. Er weinte wieder bitterlich.

„Ich will dir was sagen, Bruder!" rief Jonathan. „Du bist jetzt müde und die heutige Nacht hat dich zu sehr angegriffen, du mußt dir vor Allem Ruhe gönnen; dann wirst du auch über deinen Zustand ruhiger denken. Jetzt bist du bei deinem Bruder, das heißt: du bist zu Hause."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Landstreicher in seiner hilflosen Schwäche, indem er den Bruder mit einer gewissen scheuen Unterwürfigkeit ansah, „du hast nicht umsonst ihre Augen! Was wirst du aber mit mir anfangen, Jonathan?"

„Davon laß uns später sprechen, Bruder, bis du dich wieder gestärkt hast," meinte Jonathan.

„Ja, später, später!" nickte der Landstreicher matt. „Es ist gar zu viel zu erzählen."

„Reg' dich nicht wieder auf, Bruder!" bat ihn Jonathan.

„Stark werde ich dir nicht zur Last fallen, Bruder," fuhr der Landstreicher im Tone äußerster Erschöpfung fort. „Was brauche ich denn? Wenn du mir so viel für Kleider giebst, daß mir die Knaben auf der Gasse nicht nachlaufen, und mir ein Bett anweisest, worauf ich am Abend meine müden Glieder ausstrecken kann, so ist das über und über genug. Für Verköstigung brauchst du dich nicht zu sehr anzustrengen. Nur daß ich nicht verhungere! Für alles Andere laß mich sorgen. Wenn man nur sich leben will und dem lebendigen Gotte im Himmel, so braucht man nicht viel. Im Wege werde ich dir auch nicht stehen, Jonathan, weder dir noch einem Anderen. Ich bin ein gebrochener, todtmüder Mann. Es ist nur noch so viel Kraft in mir, daß ich täglich auf das Grab der Eltern gehen werde, um dort „Jahrzeit" zu halten ... Das habe ich dir sagen wollen, Jonathan, und daß du nicht meinst, ich wolle dir zur Last fallen."

„Es soll Alles nach deinem Willen geschehen, Bruder," sagte Jonathan in tiefster Bewegung.

Dann saß der Landstreicher wieder still und regungslos auf seinem Sitze; er war hinfällig wie ein krankes Kind und athmete schwer.

„Was ist heute für ein Tag, Jonathan?" fragte er mit einem Male.

Ein nervöses Zucken durchflog seinen ganzen Körper.

„Heute ist Donnerstag."

„Dann verbiete ich dir," rief der Landstreicher, indem er sich zu erheben suchte, mit seltsam veränderter, fast gebietender Stimme, „mir auch nur einen Bissen vorzusetzen. Am Mon-

tag und Donnerstag, damit du es weißt und dich danach richtest, da faste ich und kasteie meinen Leib von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Es geschieht für Vater und Mutter! Wehe dir, wenn du mich in Versuchung führst!"

Aber die Leidenschaftlichkeit, die ihn neuerdings ergriffen hatte, schien zu gewaltthätig auf seinen erschlafften Körper zu wirken. Mit einem tiefen Seufzer sank er wieder in seine frühere Stellung zurück; er hatte die Augen geschlossen. Er schlief.

XIII.

Der Landstreicher.

Schon nach wenigen Tagen hatte sich der Landstreicher in Folge der treuen und aufmerksamen Pflege, die ihm Jonathan angedeihen ließ, so weit erholt, daß er auch äußerlich ein ganz anderes Aussehen bot, als bei seinem ersten Eintritt in das väterliche Haus.

Erst jetzt konnte man gewahr werden, welch ein schöner Mann aus den Hüllen der Verwahrlosung und Verkommenheit hervorgegangen war. Aber wenn Jonathan gehofft hatte, daß mit dem Einleben in die behaglicheren Verhältnisse auch die geistige Zerfahrenheit seines Bruders schwinden würde, so hatte er sich in seinen Erwartungen getäuscht.

Der Landstreicher bot noch immer das Bild eines innerlich tief zerrütteten Daseins, das mit sich abgeschlossen hatte und Niemandem einen Einblick gestattet. Jonathan wußte selbst nach einigen Tagen noch nicht, was er von dem Zustande des auf so räthselhafte Weise heimgekehrten Bruders denken sollte, denn dieser hielt mit jeder Mittheilung beharrlich zurück. Sollte

er ihn für einen Kranken halten, der sich in eine „Idee" eingesponnen hatte, die sein übriges Denken überwucherte und aufsog? Dagegen sprach die Wahrnehmung, daß der Landstreicher weder etwas Widersinniges sprach, noch that; nur seine „Frömmigkeit" überstieg alles Maß des Gewöhnlichen so sehr, daß Jonathan grade in diesem Punkte fast irre an ihm wurde.

Kaum daß der Tag graute, erhob er sich von seinem Lager, und nachdem er um Kopf und Arm die ledernen Gebetriemen geschlungen hatte, hüllte er sich in den weiten Gebetmantel, den er aus dem Nachlasse seines Vaters sich erbeten hatte, und stand dann lange Stunden bis in den lichten Vormittag hinein in der inbrünstigsten, durch nichts zu störenden Andacht.

Trotzdem er die Thüre seiner Stube verschlossen hatte, hörte man doch von Zeit zu Zeit den lauten Hall der Schläge, die er bei gewissen Stellen seiner Brust versetzte, dabei krampfhaftes Schluchzen und Weinen! Wenn er dann aus seiner Stube heraustrat, um ein mäßiges Frühstück zu genießen, so trug sein hochgeröthetes Antlitz eine Art strahlenden Charakters, der sich erst allmälig verlor. Das war auch die Stunde, in welcher er seinem Bruder am willigsten Stand hielt. Es schien, als hielte er es dann für gestattet, sich einer freundlicheren Stimmung für einige Zeit hinzugeben.

Jonathan hielt übrigens getreulich die Zusage, die ihm der Landstreicher am ersten Tage ihrer Zusammenkunft entrungen hatte, indem er seiner Lebensweise kein Hinderniß in den Weg legte. Er duldete es, daß ihm an den zwei Tagen der Woche, am Montag und am Donnerstag, keine Speise verabreicht wurde. An diesen Tagen verließ der Landstreicher schon am frühen Morgen das Haus. Dann sah man ihn hastigen Schrittes, die Augen scheu niedergesenkt und Jedem ausweichend, der ihm begegnete, den Weg nach dem „guten Orte" einschlagen. Dort

verweilte er bis zum späten Abend auf dem Grabe seiner Eltern, die nebeneinander ruhen, in beständigem Gebet. Wenn er dann nach Hause kam, wartete er erst die gesetzliche Ankunft der drei Sterne am Himmel ab, und genoß nicht eher etwas von Speise und Trank, als bis er sich vergewissert hatte, daß der goldene Schein hoch oben an der blauen Decke kein trügerischer sei.

„Wenn es ihm sein Herz befreit," dachte Jonathan, „so mag es ihm hingehen."

Was ihn aber am meisten beunruhigte und allmälig wie etwas Widerwärtiges erfüllte, war dieser Verkehr des Landstreichers mit den Todten, den er wie eine Art Götzendienst betrieb.

Niemals ging er an der Thürpfoste vorüber, ohne die daran befestigte „Mesusah" mit einer Inbrunst zu küssen, die etwas Krankhaftes an sich hatte. Alles, was an die Eltern gemahnte, von dem beinahe altersschwachen Gebetmantel angefangen, in den sich einst sein Vater gehüllt hatte, bis herab auf das unscheinbare „Hawdalabüchschen," über dessen Gewürze er am Ausgange des Sabbats den Segen gesprochen, war für ihn ein Gegenstand der Verehrung, die an Anbetung grenzte. Jonathan nannte das „übertrieben;" im Grunde des Herzens hatte er dafür einen weit verdammenderen Ausdruck. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der an sich zwar äußerlich, dennoch auf Jonathan's schlichte Natur abstoßend wirkte.

Wenn der Landstreicher nämlich sprach, so hatte er eine eigene Art, dabei die Augen zu schließen und sie doch offen zu halten. Sie kamen ihm dann wie verschleiert vor; aber aus diesem Schleier brach zuweilen ein Blick hervor von so stechendem Glanze, daß er gradezu wehe that. Frei von Antlitz zu Antlitz vermochte er nicht zu blicken.

Auch das viele Beten erschien Jonathan wie ein Verkehr mit Todten . . . .

Trotzdem er mit fast frauenhafter Schonung Alles vermied, was dem Landstreicher etwa nahegelegt hätte, einen Theil seines Seelenzustandes zu enthüllen, konnte Jonathan einmal doch nicht umhin, sich gleichsam auf einige Schritte in seine Nähe zu wagen.

„Sag' mir nur, Bruder," fragte er ihn, „wozu soll dir das viele Beten? Wir Andern sind doch auch nicht von der schlechtesten Sorte, wenn wir dir auch nicht gleichkommen. Aber bei uns dauert das Gebet eine halbe, und wenn es besonders hochgeht, eine ganze Stunde. Woher nimmst du nur die Lunge, die das aushält?"

Aber diese halb scherzhaft klingende, halb im Ernste hingeworfene Frage hätte bald einen Brand entzündet, der ohne Jonathan's Mäßigung kaum gelöscht werden konnte.

Aus jenen verschleierten Augen des Landstreichers war ein solcher Blick leidenschaftlichen Hasses gefahren, daß Jonathan erbleichte. Zugleich war er aufgesprungen und in schrillen Tönen schrie er zwischen Schluchzen und Weinen:

„Ich will fort! Ich will fort! Mein eigener Bruder jagt mich aus dem Hause meines Vaters fort. Mein eigener Bruder gönnt mir kein Daheim, wo ich mit mir und meinem Gotte leben kann. Mein eigener Bruder macht sich lustig über mich! Nicht einen Augenblick will ich auf dieser Stelle verweilen. Verflucht soll ich sein, wenn ich mir das anthun lasse! Ich will fort! Ich will fort!"

Nur mit dem Aufgebote des zartesten Zuredens vermochte Jonathan diese Unbändigkeit des Landstreichers zu beruhigen, den hierauf wieder jener Zustand äußerster Erschöpfung befiel, in welchem er wie ein hilfloses Kind erschien.

„Ich will dir verzeihen, Jonathan," sagte er schwach, „weil du doch meiner Mutter Kind bist. Aber zum zweiten Male komme mir nicht wieder so, denn dann könnte ich es vergessen! Solche Worte wühlen mir in der Seele wie ein zweischneidiges Messer herum . . . Weißt du denn überhaupt was Beten ist? Du bewegst die Lippen dabei und denkst an die Räder in deiner Fabrik oder an noch etwas Aergeres. Weißt du aber, was es für deinen Bruder ist? Für ihn ist es ein eiserner Haken, den er an des Allerheiligsten Gottes Thron anlegt, um ihn zu sich herabzuzwingen! . . . Gott muß zu mir kommen, wenn ich ihn zu mir rufe, Gott muß mit mir reden und zu mir herabsteigen, wenn ich aus der Tiefe meiner Noth und Drangsal zu ihm aufschreie! Ich zwinge ihn dazu, Jonathan! Ich zwinge ihn dazu, und das Alles durch mein Gebet!"

Solche Reden erschreckten Jonathan aufs Tiefste; sie kamen ihm einfach wie Lästerung vor. Er war nicht gewöhnt, von Gott so reden zu hören. Sprach das die Krankheit aus dem Landstreicher? Es war nicht recht zu unterscheiden; denn wenn er selbst annahm, daß diesen wilden Reden eine gewisse Wahrheit innewohne, die über alles Maß hinausgehende Form, in der sie auftraten, war es, die ihm wie etwas Unnatürliches vorkam. Ging er vielleicht fehl, wenn er einen Zustand, der mit dem Allerheiligsten so freventlich zu verkehren glaubte, mit der Trunkenheit eines in der Gasse umhertaumelnden Schlemmers verglich?

Am nächsten Tage, nachdem dieses vorgefallen — es war an einem Donnerstage und der Landstreicher schon in früher Stunde nach dem „guten Orte" hinausgegangen — gerieth Jonathan auf einen eigenthümlichen Einfall.

Halb war es Neugier, halb das unbestimmbare Gefühl

einer sich ihm aufdrängenden Ahnung, was ihn trieb, den Schnappsack des Landstreichers, der in einem Winkel der Stube lag, einer Untersuchung unterziehen zu wollen. Aber außer einigen Habseligkeiten an Wäsche und Kleidungsstücken fand er darin nichts als vergilbte und zerlesene Gebetbücher. Selbst die Titel waren ihm unbekannt; die meisten klangen mystisch und er hatte sie nie zu Gesichte bekommen. Ein eigenthümlich widerwärtiger Duft stieg aus ihnen auf. Nur bei einem in schwarzes Leder gebundenen Büchelchen von mäßiger Dicke, welches sich die „Himmelsleiter Jacob's" benannte, tauchte dämmernd eine Erinnerung aus seinen Kindertagen auf, ein ähnliches Buch mit demselben Titel in den Händen seines Vaters gesehen zu haben. Ein durchreisender polnischer Bettler hatte es ihm zum Geschenke angeboten und dabei gesagt, in dem Büchelchen stecke das „Stärkste" über Gott und seine Engel; der Vater hatte es aber dankend mit den Worten abgelehnt: „das passe nicht für Seinesgleichen in Böhmen, das sollten nur die „Frommen" da oben in Polen und unten in der Walachei für sich behalten, er bleibe seinen alten Gebetbüchern treu."

Lange Zeit hielt Jonathan gerade dieses Büchlein in der Hand; er verstand davon wenig mehr als den Titel. Vorn auf dem ersten Blatte war in schlechtem Holzschnitte eine Leiter sichtbar, auf der einige Engelsgestalten auf- und niederstiegen, während am Fuße der noch jugendliche Jacob träumte. Oben in einer Wolke war die Herrlichkeit Gottes in der Gestalt eines alten Mannes zu sehen.

Es schien das Lieblingsbuch des Landstreichers.

Wenn man es seinen Augen entrückte und ihm so die Gelegenheit benahm, sich daraus zu berauschen, konnte man

dann nicht erwarten, er werde diesen gefährlichen Trunk allmälig vergessen? . . .

Jonathan besann sich demnach nicht lange und versteckte in der Stube selbst das Büchlein an einem Orte, an welchem es sein Bruder so leicht nicht finden konnte.

Aber noch in derselben Nacht wurde Jonathan durch ein heftiges Schreien und Weinen, das aus der Stube seines Bruders drang, aus dem Schlafe geweckt.

Er stand auf und fand, wie der Landstreicher, der der Länge nach noch unausgekleidet auf dem Boden lag, den Inhalt seines Schnappsackes in wilder Unordnung vor sich ausgebreitet.

„Wo ist meine „Himmelsleiter Jacob's"?" jammerte er, als er Jonathan's gewahr wurde. „Wo ist mein größter Schatz? Man muß ihn mir gestohlen haben! . . . Ein Dieb ist in deinem Hause, Jonathan, ein tückischer Dieb! Denn er hat gewußt, wo er mich am schmerzlichsten trifft! . . . Ein Stück meines Lebens hängt an diesem Buche! und ich kann nicht schlafen, wenn es nicht unter meinem Kopfe liegt. Schaff' mir den Dieb zur Stelle, Jonathan! Er muß es mir herausgeben!"

„Betest du auch noch in der Nacht, Bruder?" fragte Jonathan erstaunt. „Das muß dich ja ganz zu Grunde richten!"

Aber mit einer Gewalt in Stimme und Geberde von einer gebieterischen Wirkung, die er dem erschlafften Leibe des Landstreichers nicht zugetraut hätte, herrschte dieser ihn an:

„Schaff' mir den Dieb zur Stelle, Jonathan, oder ich thue etwas, woran das Kind meines Vaters ewig denken wird!"

Und als Jonathan noch eine kleine Weile zögerte, schrie er wüthend:

„Du und kein Anderer hat meine „Himmelsleiter Jacobs!“ Schaff' es mir zur Stelle, sonst bist du der Dieb!“

Nach einigem Besinnen überwog das Mitleid in Jonathan's Herzen jede andere Bedenklichkeit; er that als ob er das verlorene Buch emsig in allen Winkeln der Stube suche, bis er es endlich fand.

Als er es dem Landstreicher einhändigte, küßte es dieser mit allen Zeichen einer überschwenglichen Inbrunst, und als ob gar nichts vorgefallen wäre, sagte er tonlos, gleichsam sich entschuldigend:

„Ich kann ohne das Buch in der Nacht nicht existiren! Wenn ich es nicht unter dem Kopfkissen habe, dann steigen meine Engel auf der Leiter nicht auf und ab. Dann sieht auch Gott nicht von oben herab auf mich! Wenn das aber in der Nacht nicht geschieht, was soll ich dann am helllichten Tage anfangen?“

Nach diesem Vorgange unterließ es Jonathan wenigstens für die nächste Zeit, an den Zustand seines Bruders die heilende Hand anzulegen. Das Mittel, welches er dazu gewählt, hatte sich als schlecht bewährt. Wenn der Landstreicher sich immer mehr in die geordneten Verhältnisse seines Hauses würde eingelebt haben, so mußte nach Jonathan's Berechnung eine gewisse Besserung von selbst erfolgen. Er hielt es also für das Beste, ihn einstweilen ruhig gewähren zu lassen.

Aber bei aller Geduld und Nachsicht, die er dem Erbarmungswürdigen bewies, konnte er sich doch einer Wahrnehmung nicht verschließen, die ihn mit einer Art Grimm erfüllte, wie sehr er ihn auch zu bezwingen suchte.

Gleich allen Leidenden seines Schlages war der Landstreicher selbstsüchtig. Das Haus seines Bruders schien nur als diejenige Stätte für ihn Geltung zu haben, die ihm eine

Unterkunft für seine müden Glieder gewährte. Noch nicht ein einziges Mal hatte er sich nach den Verhältnissen Jonathan's erkundigt; er wußte nicht einmal, daß der kleine Bernhard auf der Welt sei! Gehörte diese Theilnahmslosigkeit zu seiner Krankheit, oder war sie vielmehr ein Ausfluß seines Charakters?

Er war bereits zu wiederholten Malen in die Stube gekommen, in welcher das „Seelenlicht" zum Andenken Bella's brannte, ohne zu fragen, wem es gelte. Endlich fiel es ihm doch in die Augen.

„Für wen brennt denn das Licht?" fragte er, aber zerstreut.

„Das weißt du nicht?" rief Jonathan erzürnt. „Du weißt also nicht, daß ich vor vierzehn Tagen meine Bella begraben habe?"

Aber den Landstreicher schien weder der Ton, noch der Inhalt dieser Mittheilung sonderlich zu berühren.

Die verschleierten Augen kaum aufschlagend, fragte er dann:

„Wer ist Bella?"

Jonathan mußte gewaltsam an sich halten. Hatte er es doch zuletzt mit einem Kranken zu thun? . . .

„Bella war meine Frau, Bruder!" sagte er traurig.

Der Landstreicher fuhr mit den Fingern durch den lang herabwallenden Bart. Ob er dabei empfand und dachte, was mit dem Schmerze seines Bruders im Zusammenhange stand, vermochte Jonathan, der ihn in diesem Augenblicke genau beobachtete, nicht zu ergründen.

„War sie fromm?" fragte er nach einer Weile.

„Was willst du damit sagen?" fuhr Jonathan auf.

„Hat sie ihr eigenes Haar getragen?" ergänzte der Landstreicher, wie zur Erklärung seiner früheren Frage.

Sein Ton war dabei so kalt und nachlässig, als handle

es sich darum, zu wissen, ob es draußen regne oder schönes Wetter gebe.

Er merkte nicht einmal, daß sich Jonathan von ihm abgewendet hatte.

Die verschleierten Augen auf das „Seelenlicht" geheftet, sprach er halblaut vor sich hin:

„Vielleicht ist sie darum so früh gestorben!"

Nach dem Kinde hatte er nicht gefragt. —

Es giebt unter den Völkern der Erde einen tiefdeutigen und auch in der „Gasse" lebenden Spruch vom „bösen Auge," dem die geheimnißvolle Kraft innewohnen soll, Alles, was an Glück und Schönheit in seinen Sehkreis gelangt, zu zerstören. Draußen auf dem Baume singt ein Vogel — er verstummt mit einemmale! Dort läuft ein Kind in munterster Frische und Gesundheit über den Weg — morgen liegt es mit fahlen Wangen auf dem Bettchen. Auf Beide, auf den Vogel sowohl, wie auf das Kind ist irgendwo ein „böses Auge" gefallen.

Ist dieser Spruch ein letzter Rest jenes Naturgottesdienstes, der einst alle Höhen und Tiefen ausfüllte, oder will er nichts Anderes besagen, als daß, was wir Glück, Schönheit und Herrlichkeit nennen, beständig von dem schleichenden Geiste der Zerstörung gefährdet ist? Für den Vogel die Katze, für die wogende Flur der Mehlthau — und für den Menschen das „böse Auge?" . . .

Bist du stark gemuthet genug, vornehm zu lächeln, wenn Jonathan in der Fülle seines in der Ferne weilenden Glückes annahm, das „böse Auge" sei darauf gefallen? . . .

An demselben Tage hatte ihn die blinde Frau zu sich rufen lassen, da sie sich zu schwach fühle, um ihre alten Füße zu bemühen, und Jonathan war zu ihr hingegangen.

Ohnehin war er ihr Rechenschaft schuldig, wie er mit Dorothea gesprochen.

Wollte er das aber in der That?

Konnte er ihr wirklich bereits, uneingedenk ihres „Auslöschens und Austretens," sagen, er finde keine andere Mutter für sein verwaistes Kind, als das fremde Mädchen? . . .

Ja, er trug den Muth in sich, er wollte mit ihr sprechen. Sie sollte Alles erfahren. . . .

Als er in das Stübchen der alten Frau eintrat, fand er sie in aufrechter Haltung im Bette sitzen. Wohlgemuth wies sie ihm einen Brief entgegen, den sie hoch in beiden Händen hielt.

„Wer meinst du, Jonathan, mein Sohn," sagte sie, „ist auf meine alten Tage mein Korrespondent geworden? Zerbrich dir nur nicht den Kopf, du wirst den Schreiber doch nicht errathen."

Da Jonathan die gute Laune der Blinden bemerkte, meinte er in scherzhaftem Tone:

„Weiß ich, von welchem Liebhaber Veile Oberländer Briefe erhält?"

„Recht hast du, daß du dich über mich lustig machst," rief sie mit dem Kopfe nickend. „Es muß ein Liebhaber sein, denn wer sonst möchte an mich denken? Gott der Lebendige allein weiß, daß meine Augen und ein Brief zwei Dinge sind, die sich seit mehr als dreißig Jahren nicht gesehen haben. Auf einmal kommt eigens ein Bote zu mir auf die Stube und legt mir da den Brief in die Hand und sagt dabei, er müsse ihn nur an Veile Oberländer übergeben. Ist das nicht außerordentlich merkwürdig? Jetzt sei nur so gut, Jonathan, und lies mir ihn vor; ich muß doch wissen, was mir so ein Liebhaber schreibt!"

Jonathan entfaltete den Brief; er rührte offenbar von einer etwas ungeübten Frauenhand her und lautete:

„Liebe Frau Veile!

„Es giebt auch hier bei unserer Dorothea einen Mann, der bläst sehr schön auf dem Schofar. Es klingt nur ein Bischen anders. Da kommen dann die Schafe und Kühe aus den Häusern. Und der Mann steht da und bläst. Ich soll dir auch sagen, liebe Frau Veile, ich bete täglich früh Morgens und vor dem Schlafengehen mit Dorothea das „Schmah Jisrael.“ Dann hat mir der Vater von unserer Dorothea gezeigt, wie man webt, was man ein Schiffchen heißt. Auch sollst du dem Vater sagen, er soll nicht traurig sein. Dorothea ist auch nicht traurig.“

„Ich bin mit Liebe dein kleiner

Bernhard.“

Der Brief war Jonathan's Händen entsunken; er hätte ihn kaum, wenn er glücklicherweise nicht so kurz gewesen, weiter lesen können. Welch ein Gefühl des Stolzes und der Bewunderung für „seine Dorothea“ schwellte ihm die Brust!

Sie schreibt für Bernhard den Brief, richtet ihn an Veile Oberländer — und doch ist jedes Wort, das darin steht, nur ihm bestimmt! Und Keiner weiß es und Keiner ahnt es, wie geschickt sie es angestellt hat, wenn sie ihm durch das Kind die holde, nur ihm verständliche Andeutung zuschickt: „er soll nicht traurig sein.“ . . .

„Was sagst du nun zu meinem Liebhaber?“ meinte die alte Frau, deren Gesicht wunderbar strahlte. „Soll mir ihn Gott nicht hundertundzwanzig Jahre alt werden lassen? Geht in die Fremde und hat dort nichts Besseres zu thun, als an die alte Veile einen Liebesbrief zu schreiben. Wo das Kind nur die Klugheit und den Verstand dazu hernimmt?“

„Das fragst du noch, Veile?“ rief Jonathan überlaut.

Sein Herz war zum Zerspringen voll und das entscheidende Wort drängte sich bereits mit der Gewalt einer entfesselten Naturkraft auf seine Lippen.

„Weiß ich denn das nicht, Jonathan, mein Sohn?“ sagte Veile, klug ablenkend.

Sie hatte wieder mit ihren blinden Augen gesehen, was Andere, die mit einem minder feinen Sinne begabt waren, nur aus dem Tone seiner Stimme kaum herausgehört hätten. Und als ob sie ihm nicht Zeit gönnen wollte, setzte sie sogleich hinzu:

„Jonathan, mein Sohn, ich muß dir eine Schmeichelei sagen. Du hast wie ein Weiser gehandelt, wie ich es gar nicht von dir erwartet habe. Damit das Kind, weil es ihm schaden könnte, sich nach und nach entwöhne, hast du es dem Mädchen einstweilen überlassen. Wenn es dann an der Zeit ist, thust du das Uebrige . . . Die Leute zwar, die davon gehört haben, daß du dem Mädchen nachgefahren bist, haben sich das ganz anders ausgelegt, aber ich, Veile Oberländer, die doch etwas in der Welt gilt, habe ihnen gesagt: „Mein Jonathan hat wie ein Weiser gehandelt.“ Meinst du denn, ich halte nicht auch große Stücke auf das Mädchen? Deswegen gebe ich ihr auch von ganzem Herzen meinen Segen und wünsche ihr tausendfach Glück. Sie hat an dem Kinde gehandelt, wie keine Zweite es ihr nachmachen kann. Nur schade, schade . . .“

„Was?“ rief Jonathan athemlos.

„Aperpos,“ sagte die blinde Frau mit jener der „Gasse“ eigenthümlichen Aussprache dieses Wortes, indem sie mit der Hand die Bettdecke glättete, „Du hast ja einen Gast in dein Haus bekommen, auf den du nicht vorbereitet gewesen? Wenn man den Leuten glauben soll, ist er ja als ein merkwürdig frommer Mensch heimgekehrt, dein Bruder Adolph. Sie er-

zählen mir, daß er Tag und Nacht im Gebete liegt und am Montag und Donnerstag soll er den ganzen Tag fasten. Das ist etwas, was mich wie eine Geschichte aus meinen Kindertagen gemahnt. Damals hat es noch solche Menschen gegeben! Das waren aber auch ganz andere Zeiten! Es muß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein!"

„Ich halte ihn mehr für krank," meinte Jonathan gedrückt.

„Kann sein, kann auch nicht sein!" warf Veile Oberländer leicht hin. „Wie er ein Kind war, hat er deinen Eltern Herzleid genug angethan, daß man schier annehmen könnte, er hat sich jetzt, seitdem er älter geworden ist, eines Besseren besonnen. Man weiß gar nicht, wie das kommt, und doch habe ich meine eigene Meinung darüber."

„Wie meinst du das, Veile?"

Die Alte richtete ihren Oberleib kerzengrade in die Höhe; ein furchtbarer Ernst beschattete ihre Züge.

„Wie ich das meine, Jonathan, mein Sohn?" rief sie mit erhöhter Stimme. „Ich meine nur, du sollst dir an ihm kein Beispiel nehmen, denn solch ein Wesen, wie dein Bruder eines hat, ist wie ein ansteckend Fieber. Ich meine nur, hüte dich vor deinem Bruder!"

„Er ist nur krank, Veile!" rief Jonathan.

„Und ich sage dir, Jonathan, nur Eines: hüt' dich vor ihm!"

Jonathan verstummte.

Stand auch sie, die alte, wehrhafte Frau unter dem unsichtbaren Banne jener verschleierten Augen? Wie konnte er reden, wenn er an diese Augen denken mußte? Konnte er von Dorothea, als der neuen Mutter seines Kindes sprechen, wenn er wußte: zu Hause saß Einer, für den das „Seelenlicht," das für Bella brannte, etwas Gleichgültiges war, weil sie „ihr

eigenes Haar getragen" hatte; der nach seinem Kinde so wenig fragte, als nach der summenden Fliege auf der Fensterscheibe; der den in Moder zerfallenden Gebetmantel des Vaters wie ein Heiligthum verehrte?

Laß ab, Jonathan, laß ab und verschließe Deinen Mund! Das „böse Auge" ist auf dein junges Glück gefallen.

XIV.

Ein widerspenstiger Sohn.

An demselben Abende war der Landstreicher trüber als sonst vom „guten Orte" nach Hause gekommen. Es war ein Donnerstag. Das Nachtmahl stand für ihn bereit, nachdem er sich durch mehrmaliges Hinauslugen überzeugt hatte, daß die gesetzlichen drei Sterne vom Himmel strahlten. Er verzehrte die ihm vorgesetzten Speisen mit der Gier eines reißenden Thieres, während Jonathan ihm gegenüber saß. Für die Sinne Jonathan's war dies ein halb mitleiderregendes, halb widerwärtiges Schauspiel. Dazu drängte sich in ihm eine neue Wahrnehmung auf, die ihm bisher nur unklar vorgeschwebt hatte.

Der Landstreicher war unstreitig im Besitze einer bedeutenden Bildung; er mußte im Leben viel gelernt haben, weil man ihm so offenkundig die Absicht anhörte, das Gelernte als vergessen erscheinen zu lassen. War es Verstellung oder Natur, daß er, nachdem er, gleichsam unbelauscht, sich im Reden eines fließend reinen Deutsch bedient hatte, mit einem Male zu dem in der „Gasse" landläufigen Jargon übersprang? Meinte er damit seine „Frömmigkeit" in ein helleres Licht zu setzen?

Es war jedoch, als ob er der Rolle, die er sich zu spielen

vorgesetzt hatte, nicht immer mächtig wäre. Hie und da klaffte eine Blöße, die er zu verdecken unterlassen hatte, und hinter den Lumpenhüllen der Dürftigkeit quoll dann das Bruchstück einer Bekleidung hervor, die in ihrem Reichthum Alles überstrahlte, was Jonathan bisher gesehen hatte.

Der Landstreicher hatte seine Nachtmahlzeit vollendet und war dann, nachdem er in einförmiger Weise das lange Tischgebet hergesagt, aufgestanden, um sich auf seine Stube zu begeben.

„Bleib noch, Bruder," meinte Jonathan. „Die Nacht ist noch fern und deine „Himmelsleiter Jacob's" bleibt dir auch für später aufgerichtet."

Gegen alle Erwartung nahm der Landstreicher diese spöttische Bemerkung diesmal ohne Gereiztheit hin. Er kehrte wieder zu dem verlassenen Sitze zurück und sagte nicht ohne eine gewisse Sanftmuth:

„Was hat dir meine „Himmelsleiter Jacob's" gethan, daß du von ihr so redest? Es ist ja doch ein heiliges Buch?"

„Habe ich dir das bestritten, Bruder?" rief Jonathan eifrig. „Aber das Heilige, meine ich, ist nicht für alle Tage da und man muß damit sehr haushälterisch umgehen."

Der Landstreicher richtete seine bisher verschleierten Augen voll und klar auf den Bruder.

„Du bist also auch schon darauf gekommen," sagte er nach einer Weile wie verwundert, „daß der Mensch ein Heiliges kennen muß? Da bist du ja auf demselben Wege wie ich! Warum verspottest du mich dann? Nur möchtest du aus dem Heiligen eine Feiertagsspeise machen, und das ist der Unterschied zwischen dir und mir. Ich aber sage dir: Heilig muß der Mensch sein von der Spitze des Scheitels angefangen bis herab zur Fußsohle. Jeder Nerv, der in dir zuckt, muß das

wissen und muß sich in Gehorsam davor beugen. Die Luft, die in dich einzieht, und das Wort, das aus deinem Munde kommt, muß davon durchzogen sein, wie ein Tuch, in welches man ein wohlriechend Oel geschüttet hat. Und das ist ja das Große in all unsern Vorschriften und Gesetzen! Sie bewachen deinen Leib und deine Seele auf Tritt und Schritt, bei Tag und Nacht, im Leben und im Sterben? Sie haben für jede Frage eine Antwort, du magst kommen, wann du willst, und thun, was du willst. Von der gemeinen Nothdurft angefangen, bis hinauf zu dem Augenblicke, wo sich deine Seele, als wollte sie in ein kühlendes Bad stürzen, sich im Gebete nackt vor deinen Schöpfer hinwirft, haben sie ihre Anordnungen und Befehle. Sie warten nicht erst, bis du die Feiertagsspeise begehrst, bis es dir vielleicht in den Sinn kommt, Hunger danach zu empfinden! Sie sind immerfort da, unverrückbar fest, wie die Sterne droben am Himmel. Darum läßt sich auch von ihnen nichts wegdeuteln und abscheiden. Durch sechs Tage in der Woche ist das Manna aus den Wolken gefallen! Das ist das Heilige! Und wenn du willst, Jonathan, so steht etwas von diesem Heiligen in meiner „Himmelsleiter Jacob's“.“

Die letzten Worte hatte er flüsternd hervorgebracht; die alte Gebrochenheit hatte seinen widerstandlos schlaffen Körper wieder heimgesucht. —

Aber unwillkürlich hatte sich Jonathan von dem Strome dieser verzückten Rede forttragen lassen, der sich uferlos ins Unendliche auszudehnen schien. Hatte Veile Oberländer ihm nicht vor ganz kurzer Zeit etwas Aehnliches zugerufen? Ihr Zuruf hatte ihn erschreckt; dagegen hatten die Worte des vor ihm sitzenden Mannes etwas Berauschendes, die Sinne Bestrickendes, dessen Jonathan nicht sogleich gewahr wurde.

Der Landstreicher hatte aber den größten Theil seiner

Wirkung durch die Anspielung auf jenes Büchlein wieder zerstört. Dadurch fand sich Jonathan gleichsam wieder auf festen Boden gestellt. Diese bloße Erwähnung der „Himmelsleiter Jacob's" rief ihm die Krankheit seines Bruders ins Gedächtniß. Hatte Veile Oberländer nicht heute von einem ansteckenden Fieber gesprochen, vor dem er sich hüten solle? . . .

„Adolph," sagte er, alle Besonnenheit zusammenraffend, „laß uns von etwas Anderem sprechen."

„Ich heiße nicht Adolph!" rief der Landstreicher zurechtweisend. „Der Name ist wie ein junger Hund, den man ertränken will, in ein tiefes Wasser geworfen worden."

„Ich erinnere mich," meinte Jonathan, „daß dich unsere Mutter nie anders genannt hat."

„Laß das!" rief der Landstreicher schmerzlich stöhnend.

„Ich wollte dir nicht wehethun, Bruder! Du weißt, daß mir das ferne liegt. Ich habe mich nur mit dir verrechnen wollen."

„Was willst du von mir?" rief der Landstreicher, dessen Augen wieder schläfrig und müde sich in ihr Versteck zurückgezogen hatten.

„Verrechnen will ich mich mit dir, Bruder," sagte Jonathan, „und mit dir reden, wie du dein künftiges Leben einzurichten hättest."

„Mein künftiges Leben?" lächelte der Landstreicher. „Als wenn ich nicht Tag und Nacht darauf bedacht wäre!"

„Ich verstehe dich!" sagte Jonathan. „Aber von diesem Leben will ich nicht mit dir reden, sondern wie du es dir in diesem Hause von nun an einrichtest, das doch auch dir zur Hälfte gehört. Ich bin dir Rechenschaft schuldig, wie ich das Vermögen der Eltern verwaltet habe und wie wir zu einander stehen. Denn da wir niemals gewußt haben, wo du dich auf-

hältst und Alles still war von dir, so konnte man dir auch keine Nachricht zukommen lassen, was aus dem Nachlasse unseres Vaters auf deinen Theil gefallen ist."

„Habe ich nicht seinen „Talith" (Gebetmantel)?" rief der Landstreicher.

„Davon kannst du dein Leben nicht fristen, Bruder," meinte Jonathan mit mitleidigem Spotte. „Du mußt dich im Geschäfte umsehen, du mußt dir die Ueberzeugung verschaffen, daß ich mit deinem Hab und Gut nicht schlecht gewirthschaftet habe. Ich habe lang genug die ganze Last auf meinen Schultern allein getragen; es ist jetzt deine Pflicht, sie mir zur Hälfte abzunehmen. Jetzt, wo du wieder in dein Haus eingekehrt bist, nach so langer, langer Zeit, daß es dich kaum kennt, weißt du, was und ob sich nicht so Manches darin verändert hat? Du mußt dich umsehen, Bruder."

„Was willst du denn von mir, Jonathan?" entgegnete der Landstreicher, der währenddem in seinem Zustande traumhafter Theilnahmslosigkeit verharrte. „Du sprichst von Erbschaft und Haus! Habe ich denn nicht, wovon zu leben? Giebst du mir nicht Kost und Wohnung? Alles Andere ist eine Last für mich; mein Kopf ist nicht auf solche Dinge gerichtet."

„Das lasse ich aber nicht gelten, Bruder!" rief Jonathan in überströmender Empfindung. „Und darf es nicht gelten lassen, weil ich durch die Verantwortlichkeit, die du mir aufbürden möchtest, eine Sünde auf mich lade."

„Weißt du auch schon, was Sünde ist, armer Knabe?" sagte der Landstreicher, sich schwach aufrichtend.

Dabei hatte sich sein Antlitz in dem einen Augenblicke ganz merkwürdig verwandelt; es sah greisenhaft aus, so daß Jemand, der nicht gewußt, daß das Alter der beiden Brüder

nur um wenige Jahre auseinanderging, dem Einen ein mindestens zweifaches zugeschrieben hätte.

Dann erhob er sich leise und blieb vor Jonathan stehen.

„Ich sehe schon", sagte er weich, „ich kann es nicht länger aufschieben, was ich mit dir zu reden habe. Du kennst mich noch nicht und weißt nicht, wen du unter deinem Dache aufgenommen hast. Ich muß dir doch erzählen, wer und was ich bin."

Plötzlich war wieder einer jener blitzgleichen Uebergänge der Stimmung über ihn gekommen, die Jonathan bereits kannte.

„Kennst du mich denn?" schrie er und schlug sich dabei mit geballter Faust auf die Brust.

„Ich weiß nur," sagte Jonathan beschwichtigend, „daß du mein Bruder bist."

Aber schon war die krankhafte Aufregung des Landstreichers wieder gewichen. Er wendete sich von Jonathan ab und ging zu seinem verlassenen Sitze zurück. Eine geraume Weile saß er dann seinem Bruder gegenüber, die Augen mit der Hand beschattend, traurig und gebrochen.

Sein Athem allein verrieth, was sich in ihm allmälig vorbereitete.

„Du sollst mich ganz kennen lernen, Jonathan," begann er. „Zuvor sei aber so gut und hole mir die Bibel, die unser Vater im Gebrauch gehabt hat."

Jonathan brachte das Buch herbei.

„Schlage jetzt das fünfte Buch Moses auf, Capitel 21, Vers 18, und lies es mir vor," rief der Landstreicher. „Ist es aber auch wirklich die Bibel unseres Vaters?"

Jonathan reichte ihm über den Tisch das Buch, damit er sich von dessen Echtheit überzeuge. Erst nachdem er den Ein-

band prüfend betastet, was eine geraume Weile in Anspruch nahm, gab er es seinem Bruder zurück. Dabei zitterte seine Hand.

„Hast du die Stelle gefunden?" fragte er hierauf.

„Ja."

„So lies sie mir vor."

Jonathan las:

„Wenn ein Mann einen unbändigen und widerspenstigen Sohn hat, der nicht gehorcht der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter und sie züchtigen ihn, aber er gehorcht ihnen nicht."

„So sollen ihn sein Vater und seine Mutter ergreifen und ihn hinausführen zu den Aeltesten seiner Stadt und in das Thor seines Ortes. Und sprechen zu den Aeltesten seiner Stadt: „Dieser Sohn ist unbändig und widerspenstig, er gehorcht nicht unserer Stimme — ein Schlemmer und Säufer."

„Und es sollen ihn steinigen alle Leute seiner Stadt, daß er stirbt. Und du sollst ausrotten das Böse aus deiner Mitte und ganz Israel soll es hören und sich fürchten."

„Halt ein, halt ein, Jonathan!" rief der Landstreicher stöhnend und streckte dabei seine Hand wie abwehrend gegen den Bruder aus. „Das ist für mich wie verzehrend Feuer!"

Jonathan hielt es für das Beste, die väterliche Bibel seinem Anblicke zu entziehen. Er trug das Buch wieder zum Kasten zurück.

„Wenn es dich zu sehr angreift, Bruder, so lasse es für heute!" sagte er. „Du bleibst ja noch eine Weile hier!"

„Nein, nein," klagte der Landstreicher, „heute muß es sein! Je früher ich mich davon befreie, desto wohler wird mir dann bei meiner „Himmelsleiter Jacob's" sein."

Und er begann:

„Sieh an, Bruder! Das, was du soeben in der Bibel unseres Vaters, mit dem der Friede sei, gelesen hast — das ist die Geschichte meines Lebens. Ich brauchte dir also weiter nichts zu erzählen; jeder Buchstabe und jeder Punkt in diesen Worten hat Bezug auf mich und trifft mich mit der Wucht eines eisernen Hammers. Ich bin der unbändige und der widerspenstige Sohn, der nicht gehorcht hat der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter, ich bin der Schlemmer und der Säufer! Und mich hätten sie hinausführen sollen vor die Thore der Stadt und mich daselbst mit Steinen bewerfen, bis daß ich todt war."

Wie bei dem Sündenbekenntnisse am Versöhnungstage schlug er dabei an die Brust, und das schien ihm eine große Erleichterung zu gewähren, denn mit freierer und kräftiger Stimme fuhr er dann fort:

„Ich weiß nicht, Jonathan, ob du dich an die Tage unserer Kindheit so haarscharf erinnerst wie ich. Wie man einem klaren Wasser bis auf den Grund sieht und jedes Kieselsteinchen darin erblickt, so könnte ich dir Zug für Zug jeden Tag schildern, den ich als Knabe im väterlichen Hause zugebracht habe. Das kommt daher, daß ich mich später aufs Erinnern verlegt habe. Es ist das eine der größten Künste, sage ich dir, und man kann es darin bis zur Meisterschaft bringen. Aber freilich, man muß auch etwas haben, woran man sich erinnert. Und es muß im Gemüthe liegen, wie ein schweres Felsenstück, das in einen Brunnen gefallen ist. Bei mir war es der „unbändige und der widerspenstige Sohn, der nicht gehorcht hat der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter."

Du warst immer der Liebling unserer Mutter; sie hat dich stets „ihr Zuckerplätzchen" und „Jonathan, mein Rosengarten" genannt. Ich bin dagegen vom Vater vorgezogen worden,

vielleicht weil er seine eigene Natur in mir mehr erkannte, als in dir. Er hat in mir sich selbst wiedergefunden, und das ist für Menschen, die zu Gewalt und Eigenwillen neigen, immer das Höchste. Du weißt, wie er war; es hat sich kein Federchen im Hause rühren sollen, wenn er nicht den Befehl dazu gegeben hatte. Neben seinem Willen war jeder andere unmächtig und hülflos. So was hast du — verzeih' mir, daß ich das sagen muß — dir gefallen lassen können und hast es auch ertragen mit deinem weichen Gemüthe. — Du und die gute Mutter mit ihren im Geheimen geweinten Thränen! Ich aber habe ein anderes Blut in meinen Adern gehabt, ich war unbändig und widerspenstig, und wie ich es mir jetzt erkläre, war ich darum sein Liebling. Weißt du, woraus ich das erkannt habe? Denn es giebt nichts Scharfsichtigeres als ein Kind. Es hat seinen Eltern gegenüber die Augen eines Luchses und die Klugheit einer Schlange. Erst später verliert man diese Eigenschaften und verflacht sich durch das viele Lernen. Daß er mich mehr als jeden Anderen mit äußerster Strenge behandelte, aber immer nur in Worten, niemals durch irgend eine That! Das Kleinste wie das Größte fand dieselbe Behandlung, weil nach seiner Ansicht wahrscheinlich Beides derselben Quelle entsprang — meinem unbändigen und widerspenstigen Blute. Dabei hatte er das Eigene an sich, daß ich ihm während einer solchen wörtlichen Züchtigung frei und offen ins Gesicht blicken durfte. Andere mußten sich vor ihm ducken, von ihnen verlangte er, daß sie ihn wie ein höheres Wesen betrachten sollten. An mir litt er das nicht. Ich sollte trotz meines Blutes den Nacken hochtragen. Das war so seine Art.

Ich weiß nicht, ob du dich noch an Alles erinnerst. Ich habe in der ganzen „Gasse“ den schlechtesten Ruf genossen und man hat auf mich, den halberwachsenen Knaben, mit Fingern

gewiesen. Bald hatte ich in der Schule während des Bibelunterrichts über irgend eine Stelle gelacht und dadurch auch die Anderen zum Lachen gereizt, worauf der alte Lehrer Oberländer zu unserem Vater klagen kam; bald hatte ich irgend ein Kind, das mir im Wege war, niedergerannt. Wenn die Leute in der Synagoge grade im stillen Gebete standen, machte es mir ein Vergnügen, sie in ihrer Andacht durch ein plötzliches Geräusch zu stören, indem ich mein Gebetbuch zu Boden fallen ließ oder einen der „Ständer" umstürzte.

Ein alter Mann sagte damals von mir, es stecke in mir ein „Sched," einer jener höllischen Geister, dem es oft aus Laune gefällt, einen Menschenleib zu bewohnen.

„Ich werde ihm diesen „Sched" schon austreiben!" hatte unser Vater damals gedroht; aber weil ich ihn dabei gradaus ansah und mich vor ihm nicht fürchtete, so mochte ihn das freuen, und der „Sched," der doch eigentlich nur mein wildes Blut war, blieb auch ferner unbehelligt in seinem Verstecke.

Ich hatte damals fast mein dreizehntes Jahr erreicht. Erinnerst du dich noch an den Sohn des katholischen Cantors, den „langen" Johannes, wie er nach seiner hochaufgeschossenen Gestalt hieß und der später beim Baden in der Iser ertrunken ist? Das war mein Freund; er war nur um zwei Jahre älter als ich. Ein seltsames Ereigniß hatte uns zusammengeführt. Unsere gute Mutter hatte gehört, daß die Frau des Cantors in schwerer Krankheit daniederliege und daß ihr der Arzt zur Stärkung einen alten Wein verordnet habe. Darauf hatte mich die Mutter mit einer Flasche, um die sie selbst in den tiefen Keller gestiegen war, zum Cantor geschickt und ich hatte sie dem langen Johannes übergeben. Einige Tage darauf trifft er mich irgendwo in der „Gasse." Schon von Weitem ruft er mir entgegen: „Meiner Mutter geht es schon besser und das

hat Euer alter Wein gethan.“ Bei dieser Gelegenheit sind wir Freunde geworden.

Johannes war auf die Ferien nach Hause gekommen. Statt in die Schule zu gehen, saß ich mit ihm stundenlang unter einem Baume und horchte ihm zu, wie er auf der Geige spielte. Es war in dem langen Johannes ein großes Talent; wenn er so ohne Noten seine Musik ertönen ließ, dann schwieg der „Sched“ in mir, mein Blut floß ruhig und manchmal habe ich auch geweint.

Ich weiß nun nicht, wie es gekommen ist. Eines Tages überfällt mich eine unbezwingliche Lust, ich möchte auch so eine Geige haben und sie spielen können. Spornstreichs lief ich zu unserem Vater und brachte ihm in beweglichen Worten meine Bitte vor, und er, weil er das von mir nicht gewöhnt war, gab sogleich nach.

„Ich werde dir eine Geige kaufen, sobald ich nächstens nach Prag reise und werde auch den Cantor bezahlen dafür, daß er dich auf dem Instrumente unterrichte. Aber höre mich an. Ich thue das Alles nur unter Einer Bedingung! Willst du die halten, so gieb mir deine Hand darauf.“

Du kannst dir denken, daß ich einschlug. Der „Sched“ in mir war zu gewaltig.

„Du kannst die ganze Woche auf der Geige spielen so viel du willst, aber am Sabbat und an den Feiertagen muß sie unberührt bleiben,“ sagte unser Vater mit jener bündigen Kürze, die ihm eigen war, und es dauerte nicht lange, so brachte er mir aus Prag eine Geige nach Hause, mit der ich zum Cantor ging.

O, Jonathan, mein Bruder, wenn ich dir nur sagen könnte, was diese Geige mir war! Ich bin oft in der Nacht aufgestanden und habe mich auf den Socken leise zu ihr geschlichen,

um nachzusehen, ob sie noch in ihrem Gehäuse stecke. Alle meine Träume waren von ihr durchzogen und ich habe schon damals gewußt, was eine Geliebte ist.

Schon nach wenigen Monaten sagte einmal der Cantor zu mir:

„Wenn du so fortfährst, so wird ein zweiter Johannes aus dir.“

Das war das Höchste, was er mir als Ruhm in Aussicht stellte.

Ich komme nun zu dem schrecklichsten Tage meines Lebens.

Es war an einem Sabbatnachmittage. Im Hause war Alles still, die Mutter war ausgegangen und drin in der großen Stube schlief unser Vater, nachdem er zuvor, wie das seine Gewohnheit war, ein weißes Tuch über sein Gesicht gebreitet hatte. Da durchzuckte es mich mit einem Male wie die Gier nach einer namenlosen Lust. Im Hause ist Alles still und der Vater schläft fest. Ich höre, wie in dem Gehäuse die Geige zu tönen anfängt. ... „Spiel sie,“ ruft der „Sched“ in mir, „spiel sie!“ Es ist aber Sabbat und ich soll sie ja nicht berühren an diesem Tage! Darauf habe ich ja meinen Handschlag gegeben! „Spiel sie,“ rumort stärker der „Sched,“ „er schläft ja!“ Darauf schleiche ich mich wieder in die große Stube. Die Athemzüge unseres Vaters sind noch immer die eines Schlafenden. Der „Sched“ jagt mich auf mein Zimmer zurück, er öffnet mir das Gehäuse, worin die Geige liegt; er drückt mir den Bogen in die Hand. Ich spiele!

Da, ohne daß ich es bemerke, öffnet sich geräuschlos die Thüre und der Vater steht vor mir.

„Was hast du mir durch Handschlag versprochen?“ fragt

er mich, die buschigen Augenbrauen finster zusammengezogen, wie ich ihn niemals gesehen hatte.

Ich aber, weil es der „Sched“ in mir so wollte, glaube das alte Mittel gebrauchen zu müssen, das seinem Zorne gegenüber sich bisher so gut bewährt hatte. Ich schlage die frechen Augen zu ihm auf und blicke ihm wieder geradeaus ins Gesicht.

Er aber reißt mir zuerst die Geige, dann den Bogen aus der Hand, wirft sie auf den Boden und tritt dann mit beiden Füßen darauf herum, daß die Trümmer davonflogen, das eine hierhin, das andere dorthin. O, Jonathan, mein Bruder, wenn ich dir nun klar machen könnte, welch' einen Ton die Geige von sich gab in dem Augenblicke, wo er sie zertrümmerte! War es der „Sched,“ der sich hineingeflüchtet hatte? All' meine Lust und mein Glück in Scherben zerbrochen! Und dazu das Wimmern und Klagen meiner sterbenden Geige! .... Da quillt mir etwas wie ein Blutstrom vor den Augen. Ich vergesse mich und hebe die Hand auf. Und mit derselben verfluchten Hand, die du hier siehst, Jonathan, versetzte ich ihm einen Schlag in das alte ehrwürdige Gesicht, daß er zurücktaumelt.

Ich hatte meinen Vater geschlagen!“

Jonathan war aufgesprungen; kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne. War es nicht, als ob nach dieser entsetzlichen Erzählung ein Rad in dem großen Uhrwerke der Schöpfung stille stünde? Als ob sich alles Schöne und Herrliche in ein grauenhaftes Zerrbild umgestaltet hätte?

„Setz' dich nur wieder, Jonathan!“ rief der Landstreicher, schmerzlich stöhnend. „Ich bin ja noch lange nicht fertig! Siehst du, wie du vor meinem bloßen Worte todesblaß geworden bist! Wie dir alles Blut aus den Wangen weicht!

Gelüstet es dich auch jetzt noch, zu wissen, was ich in meiner „Himmelsleiter Jacob's" suche?"

Jonathan saß wieder dem Bruder gegenüber.

„Erzähle weiter," sagte er leise.

„Du bist doch ganz das Ebenbild der Mutter!" seufzte der Landstreicher. „Soll ich jetzt weiter erzählen?"

Jonathan nickte blos mit dem Kopfe.

„Erst nachdem dieses geschehen war," begann der Landstreicher wieder, „hat der „Sched" in mir geschwiegen. Da hat er sich natürlich in sein verborgenstes Versteck zurückgezogen. Was sollte er noch weiter rumoren? Unser Vater ist aber dagestanden, als wenn sich nichts ereignet hätte. Sein Gesicht war bleicher geworden, er hielt sich aber doch aufrecht.

„Knabe," sagte er, und wehe mir, ich höre noch die zitternde Stimme und sehe noch, wie er sich trotz seiner eisernen Willenskraft mühselig an einer Stuhllehne festhält; „Knabe," sagte er, „ich könnte dir jetzt dein starres Genick zerbrechen, denn du hast etwas gethan, was wie ein Schrei durch die ganze Natur schallt, aber ich will es doch nicht thun, und das soll deine Strafe sein. Würde ich dich züchtigen, so würde ich dir wahrscheinlich diese Stunde aus deinem Gedächtnisse löschen, denn du könntest sagen: er hat mich ja gezüchtigt, folglich ist die gegenseitige Rechnung von der Tafel wegzuwischen. Ich will aber, daß du all dein Leben daran denkst."

Darauf erhebt er sich, hoch und stark, wie er damals in seiner besten Kraft war, und herrscht mich an:

„Hole mir von meinem Tische drin die Bibel."

Und als ich, weil der höllische Geist in mir jetzt völlig verstummt war, gehorsam wie noch nie, das Buch vor ihn legte, befiehlt er:

„Schlage das fünfte Buch Moses, Kapitel 21, Vers 18 auf und lies mir das vor.“

Grade so, wie es vorhin geschehen, nur daß der, an dem damals das Vorlesen war, Derjenige war, der dir das erzählt.

Ich las.

Wie ich aber weinend und schluchzend die vier Verse zu Ende gebracht habe, ruft der Vater:

„Halt ein, das Uebrige geht dich nichts an. Hast du verstanden, was du gelesen hast? Und du mußt es verstanden haben, weil die Sache ganz klar ist.“

„Ja,“ sage ich, „Vater!“

„Du kannst also nicht sagen, daß ich ein Unrecht an dir verübt habe, denn was darin steht, ist Gottes Wort. Vor zwei Monaten bist du dreizehn Jahre alt geworden, ich habe also als Vater keine Pflicht mehr gegen dich zu erfüllen. Morgen wirst du mein Haus verlassen.“

Am Abend, nachdem der Sabbat zu Ende gegangen, höre ich ihn noch, wie er zur Mutter sagt, indem er auf mich mit dem Finger wies:

„Felde, du wirst noch heute für den da das Nöthigste an Kleidungsstücken und Wäsche herrichten; morgen Nachts schläft er nicht mehr im Hause. Ich schicke ihn in die Welt.“

Und so ist es geschehen, Jonathan. Die Mutter hat nicht gewußt, was vorgegangen war. Sie hat mir mit ihren braunen traurigen Augen aus dem Fenster nachgeblickt, bis ich aus der „Gasse“ heraus war.

Von nun an war ich in der weiten, weiten Welt ein vater- und mutterloses Kind.“

Wie er das gesagt hatte, legte er den Kopf auf den Tisch und weinte wieder bitterlich.

„Sag mir nur, Bruder,“ rief Jonathan leise zu ihm hin-

über, „wie kommt es denn, daß ich von dieser Sache niemals etwas erfahren habe? Sowohl unsere Mutter, als auch der Vater haben noch lange genug gelebt, um davon einmal zu reden.“

„Das fragst du mich?“ sagte der Landstreicher, sein thränenüberströmtes Antlitz zu ihm aufhebend. „Das ist vom Urbeginn der Welt so gewesen. Eltern sprechen nicht von der Schmach, die ihnen von Kindern zugefügt wurde.“

„Bruder,“ rief Jonathan wieder nach einem Augenblicke drückender Stille, „geh für heute schlafen. Du bist zu angegriffen! Wenn du morgen frische Kraft hast, so erzähle weiter. Heute könnte es dir schaden.“

Es schien, als ob der Landstreicher dieser Aufforderung Gehör schenken wollte. Er hatte sich erhoben und wankend wie ein Schlaftrunkener einige Schritte durch das Zimmer gethan. Aber dann änderte er sogleich seine Absicht; er kehrte wieder zu seinem Sitz zurück.

„Nein,“ sagte er, indem er sich niederließ, „noch ist die Stunde nicht gekommen, daß die Thürmer auf den Zinnen der Stadt rufen: Von wannen kommt der Tag? Ich kann heute in der Nacht sterben und du bist mit mir nicht fertig geworden. Und was die Schwäche anbelangt, Jonathan, es ist wahr, sie ist da! Aber wer von jenem Sabbat an bis zum heutigen Tage ausgehalten hat und ist nicht daran gestorben, der ist stark wie ein hundertjähriger Baum. Nur ein gewaltiger Sturm kann ihn fällen, und das ist der Tod! Drum laß mich zu Ende kommen. Ich habe ja kaum den Vorhang weggezogen.“

Er begann wieder:

„Ehe ich fortfahre, Jonathan, laß mich dir etwas sagen, obwohl es, streng genommen, mit meiner Geschichte nur in losem Zusammenhange zu stehen scheint. Man ist in neuerer

Zeit gewöhnt worden, über die Größe unserer Bibel grade so zu sprechen, wie von den Sprüngen einer Ballettänzerin im Theater. Betrachte doch einmal diesen Satz, den du vorhin gelesen hast: „Und du sollst ausrotten das Böse aus deiner Mitte.“ Ist da nicht jedes Wort wie aus meilengroßen und bis zum Himmel reichenden Felsstücken zusammengesetzt? Sie sagen jetzt: Das kann nur ein Gott der „Rache“ anbefohlen haben und dieser Gott sei gleichbedeutend mit einem anderen, noch älteren Gotte, der einmal seine eigenen Kinder gegessen hat. Die Zunge soll man Denen herausschneiden, die solche Lästerung wagen. Sie verstehen diesen Gott der Rache nicht, Jonathan, weil sie heuchlerisch der Welt einreden wollen, es gebe nichts Böses! Ich sage dir aber, Jonathan, das Blut, das sich in mir erhoben hat gegen den eigenen ehrwürdigen Vater, das ist das Böse, das ausgerottet werden muß. Nicht erst „drüben“ unter den himmlischen Schaaren, sondern hier schon auf Erden und bei Lebzeiten! Denn es ist die Natur dieses Bösen, wie es wieder anderswo heißt, „daß es gestraft wird bis ins zweite und dritte Geschlecht.“

Ja, daran erkenne ich meinen alten Gott der Rache, der gebenedeit sei von Ewigkeit zu Ewigkeit! Er ist einig und einzig und sein Name ist einzig. Er sagt: „Du sollst das Böse ausrotten aus deiner Mitte.“ Das Böse stört ihn in seiner Einigkeit und Einzigkeit! Darum muß es fort! Gelobt seist du, mein Gott der Rache!“

„Rege dich nicht wieder auf, Bruder!“ bat Jonathan, der einen neuen Rückfall des Unglücklichen in die krankhafte Aufgeregtheit befürchtete.

Er befand sich jedoch heute in einer Stimmung, daß er alsbald wieder aus der wilden Inbrunst zu seinem Berichte zurückkehrte.

„Ich schweig schon,“ sagte er im Tone der Entsagung. „Du scheinst aber auch zu Denen zu gehören, die ohnmächtig werden oder Krämpfe bekommen wie die Weiber, wenn sie das Donnergewitter meines Gottes der Offenbarung aus der Ferne hören! Ihnen klingt das freilich sanfter und melodischer, wenn der „Andere,“ ich meine der von Nazareth, aus dem Rockärmel seines unerschöpflichen Erbarmens das Himmelreich und nichts als das Himmelreich schüttelt. Laß ihn schütteln, Jonathan! Wie Spreu vor dem Winde zerstiebt die „Backe, die ich zum Schlagen meinem Beleidiger hinreichen soll,“ und in Staub zerfällt der „Balken im eigenen Auge,“ wenn mein alter Gott der Rache über allen Höhen und Tiefen ruft: „Aug um Auge, und Zahn um Zahn und Fuß um Fuß.“ Gelobt sei er, der da scheidet zwischen Todten und Lebendigen!

Höre nun weiter:

Mit dem wenigen Gelde, das mir der Vater auf die Reise mitgegeben hat, habe ich mich in langsamen Tagesmärschen bis nach Wien durchgeschlagen. Glaubst du, mit dem „Sched“ in mir sei es nun zu Ende gewesen, der habe, weil er mich zu einem herrlichen Werke verleitet, jetzt Reißaus genommen? Im Gegentheil! Noch ehe ich die große Stadt erreicht hatte, war er stärker als jemals und streckte und dehnte sich in mir aus, wie Einer, dem kein Bett lang und breit genug ist. Immerfort schrie er in mir: „Er hat dir deine Geige zerbrochen und dich schimpflich aus dem Hause geworfen. Das mußt du vergelten.“ Und siehst du, Jonathan, das war der erste und der letzte Gedanke, mit dem ich aufstand und mit dem ich mich niederlegte; mit ihm bin ich in Wien angekommen.

Laß mich über diese Zeit hinübergehen, da ich dir nicht wehe thun möchte. Nur Eines muß ich dir sagen: ich habe manche Nacht unter dem Pfeiler der Donaubrücke geschlafen;

ich habe, um meinen Hunger zu stillen, die vertrockneten Brotkrumen auf der Gasse zusammengelesen und manchen Tag hat mir auch die Brotkrume gefehlt; ich habe endlich, um dir nichts zu verschweigen — an den Küchenthüren gebettelt.

Das war, wenn du willst, der erste Akt der Vergeltung, zu der mir mein „Sched" den Rath gab. „Wenn er dich da sehen könnte," raunte er mir in die Ohren, „der da zu Hause in seinem weichen Lehnstuhle am Sabbatnachmittage sein Schläfchen hält, um sein gutes Mittagsessen zu verdauen! Wäre es ihm dann nicht leid, daß er dir die Geige zertrümmert hat?"

Die Geige, ja, die Geige! Wenn ich an die gedacht habe, hat es in meinen Eingeweiden wie flüssiges Blei gekocht und mein Kopf war ein einziger Brand!

Meinst du, es ist mir manchmal, wenn ich mir an einer harten Semmelrinde fast die Zähne ausbrach, nicht eingefallen: „Setz dich hin und schreibe ihm, sage ihm, daß sein eigenes Kind, sein erstgeborener Sohn, unter einem Brückenpfeiler sein Nachtlager aufschlägt und den Hund beneidet, der mit seinem Herrn über die Straße läuft . . ."

„Aber er hat dir deine Geige zerbrochen!" schreit der „Sched" in mir.

Und ich habe weiter gehungert.

So stehe ich eines Tages draußen vor einer Kirchenthüre in einer Vorstadt Wiens. Ich mußte zu spät gekommen sein, denn wie ich den Vorhang lüfte, der die Thüre bedeckt, und in das Innere der Kirche schaue, denn hineinzugehen habe ich mich merkwürdigerweise gescheut, waren schon Alle hinausgegangen und die Kirche war leer. Wie ich so dastehe, kommt der Geistliche heraus.

„Warum bettelst du, Knabe?" fragt er mich und sieht mich dabei scharf an.

„Weil ich hungere," gebe ich ihm mit aller Frechheit meines in mir sitzenden „Scheð" zur Antwort.

Er sieht mich nochmals mit seinen grauen Augen durchdringend an, dann sagt er:

„Komm mit mir, ich will dir zu essen geben."

Darauf heißt er mich, ihm in die an die Kirche angebaute Pfarrei zu folgen, läßt mir in seinem Zimmer von der Haushälterin Wein und Essen vorsetzen, und als er mich endlich gesättigt sieht, sagt er:

„Du kannst von nun an alle Tage zu mir kommen, denn du sollst nicht mehr hungern."

So geht es durch eine geraume Zeit fort; er hat auch für ein Nachtlager gesorgt, daß ich nicht mehr nahe dem gurgelnden Wasser der Donau mich herumzutreiben brauchte.

Einmal, nach einer sehr guten Mahlzeit, läßt er mich zu sich auf sein Zimmer rufen und sagt zu mir:

„Ich will dein Glück machen; ich sehe, du hast einen aufgeweckten Kopf. Kurz und bündig: Willst du in unsere heilige Kirche aufgenommen werden? Das Uebrige laß meine Sorge sein."

Wie er nun sieht, daß ich einen Augenblick mit der Antwort zögere, hält er das für mein Einverständniß zu seinem Vorschlage und sagt:

„Du mußt aber von nun an Vater und Mutter verleugnen."

„Auch die Mutter?" fragte ich, und ihre treuen braunen Augen blickten mich so traurig an.

„Auch die Mutter, denn es steht so geschrieben: und von nun an ist die Kirche deine Mutter."

Wieder reckt und streckt sich der Geselle, der in meinem Blute haust, lang und weit und steigt mir bis ins Gehirn.

„Und was soll mein Lohn sein?“ fragte ich mit aller Frechheit meiner frühreifen Bosheit.

„Lohn willst du auch haben?“ sagte er scharf. „Man merkt, weß Stammes du bist. Gut, du sollst auch deinen Lohn haben. Was willst du werden?“

Es wogt mir dies und jenes durch den Kopf; ich weiß, ich kann zulangen und es wird mir gewährt. Die Noth ist zu Ende und der Hunger kommt nicht wieder, und das Trefflichste an der Sache ist, ich brauche ihm nicht zu schreiben, der mir sein Haus für immer zugesperrt hat. Da sage ich, wie von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, es war aber mein „Sched,“ der so aus mir redete:

„Ich will die Geige lernen.“

„Gut,“ sagte er darauf, „du sollst die Geige lernen, daran hat die Kirche nur ihre Freude. Was willst du noch?“

„Ich will auch, daß ich meinen Namen ablegen darf. Ich will nicht mehr heißen wie mein Vater heißt,“ sage ich.

„Auch das will ich dir bewirken,“ giebt er mir zur Antwort. „Bist du jetzt fertig?“

„Ja.“

Am selben Abende, Jonathan, habe ich vor dem Schlafengehen mein erstes Vaterunser beten müssen.“

Es war in der Stube stille geworden; der Landstreicher hatte zu reden aufgehört.

Er hatte sich, wie von Ermüdung erschöpft, in den Stuhl zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, den Kopf tief in die Brust gesunken.

„Hast du etwas gesagt?“ fuhr er nach einiger Zeit erschreckt auf.

„Nein!“ rief Jonathan leise hinüber.

„Was sagst du nun?“ fragte wieder der Landstreicher.

„Ich hatte es erwartet," kam es still über Jonathan's Lippen.

„Bist du aber auch im Stande, jetzt noch das Weitere anzuhören, nachdem ich dir dieses Geständniß gemacht habe?"

„Ja," sagte Jonathan leise.

„Du bist aber doch erschrocken?"

„Ich habe dabei an unsere Mutter gedacht."

„Laß mich fortfahren," rief der Landstreicher, sich wieder aufraffend. „Die Mutter wird zu ihrem Rechte kommen. Verlaß dich darauf."

Er begann aufs Neue:

„Habe ich dir nicht vorhin erzählt, was einmal der böhmische Cantor zu mir gesagt hat, nämlich, daß ein zweiter Johannes in mir stecke? Was aus dem langen Johannes geworden wäre, wenn ihn nicht an einem Sommertage die Wellen der Iser tückisch mit sich fortgerissen hätten, weiß ich dir nicht zu sagen, aber aus mir, wie verwundert du auch dreinschauen wirst, ist im Laufe der Jahre ein großer und gewaltiger Geigenspieler wirklich hervorgegangen.

Darüber waren mehr als zehn Jahre meines Lebens vergangen. Denn um die Kunst, Jonathan, muß man werben, wie Jakob um Rahel, die er am Brunnen getroffen hat. Der Brunnen ist tief und kann gar niemals ausgeschöpft werden. Manchmal in dieser langen Zeit ist mir die Hand lahm geworden und das Herz kleinmüthig und verzagt, aber immer wieder war es der „Sched" in mir, der den weggeworfenen Bogen wieder aufhob und mir die beiseite geschobene Geige in den Arm drückte.

Dabei habe ich noch Allerlei gelernt, wozu mein Kopf nur irgendwo ein Eingangspförtchen zeigte. Ja, ich bin ein

großer Geigenspieler geworden, und die halbe Welt weiß davon. —

Wie ich jetzt vor dir sitze, wirst du vielleicht in deinem Innern darüber lachen. Aber du hast die Prinzen und Grafen und andere vornehme Leute nicht gesehen, mit denen ich wie ein Kamerad verkehrte, und hast nicht rollen gehört das Gold, das unaufhörlich zwischen meinen Fingern glänzte. Es hat eine Zeit gegeben, Jonathan, wo das Gold, das ich in der einen Nacht verschwelgt und verspielt hatte — denn mein alter „Sched“ war in dieser Beziehung von einer unbezwinglichen Herrschaft über meinen Kopf —, mir in der nächsten verzehnfacht wieder zufloß, weil es mir gefallen hatte, während einer halben Stunde den Bogen an meine Geige zu legen. Wie oft mag unser Vater während dieser Zeit in Wien gewesen sein und hat es nicht begriffen, warum sich die Leute an den Straßenecken um einen großen Anschlagzettel drängten, und hat es nicht gewußt, daß er demjenigen, dessen zwei Namensworte ihm so fremd entgegensahen, als einem unbändigen und widerspenstigen Sohne und als einem verruchten Sabbatverächter die Geige zertrümmert hat.

Du siehst, Jonathan, mitten in Saus und Braus meines Lebens habe ich das nicht vergessen. Es giebt überhaupt zweierlei Gehirne; bei dem einen verwischt sich jeder Eindruck wie ein Hauch auf einer Fensterscheibe im Winter, das andere kann nichts vergessen. Zu dem letzteren gehörte ich. Du verstehst mich schon . . . auch was unsere Mutter betrifft.

Ich habe dir schon gesagt, daß die halbe Welt, oder das, was man so nennt, meinen Namen gekannt hat.

Auf einer meiner Reisen komme ich eines Abends müde und matt in einem kleinen deutschen Städtchen draußen in

Bayern an. In dem ganzen Städtchen hat es nur ein einziges Wirthshaus gegeben, wo man mir das beste Zimmer anwies.

In der Nacht kann ich nicht schlafen, denn die Luft war drückend heiß. Da stehe ich auf und nehme, wie es meine Gewohnheit war, die Geige zur Hand. Mir war den ganzen Tag eine Melodie durch den Kopf gegangen, deren Mittelglied mir durchaus nicht einfallen wollte, aber den Anfang und das Ende habe ich gewußt. Ich will dir's kurz sagen, Jonathan, es war eine Melodie aus der Synagoge, denn ich habe nichts vergessen gehabt. Ich stimme sie also auf der Geige an, verbräme sie mit allerlei Variationen und denke dabei in einemfort an jenes Mittelglied, das mir verloren gegangen ist. Da gerathe ich in eine Aufregung, die mir den Schweiß auf die Stirn treibt. Ich zermartere mein Gehirn; das eine Mal ist es mir, als sei ich ihr auf der Spur, aber wie ich sie erhaschen will, sehe ich sie wie ein flatterndes Kleid, das mitten unter den Bäumen eines dichten Waldes verschwindet.

Das ist ein grauenhafter Zustand, Jonathan, für Einen, der ein solches Blut hat wie ich. Endlich lege ich, ergrimmt über mich selbst, die Geige zur Seite. Vielleicht bewirkt es die Stille der Nacht, die um mich waltet, da ertönt plötzlich in dem benachbarten Zimmer von einer weiblichen Stimme dieselbe Melodie, Anfang, Mittelglied und Ende!

„Um Gottes Willen," schrie ich, „wer ist das?" und reiße die Thür auf und stürze auf den matt beleuchteten Gang hinaus.

Da steht an die Wand gelehnt ein altes Weib in nachlässiger Nachtkleidung, von widerwärtigem Aussehen.

„Wer hat das gesungen?" frage ich athemlos und fasse sie an der Hand, als könnte sie mir entfliehen.

„Meine Tochter, gnädiger Herr," sagte sie und zitterte dabei.

Daß ich es kurz mache, Jonathan. Ich wollte mit aller Gewalt die Sängerin sehen, jetzt auf der Stelle, denn mein Blut spürte schon wieder den alten Gesellen in sich. Aber die Alte verweigerte mir das auf das Bestimmteste. „Sie wisse auch, was sich schicke," sagte sie mit widerlicher Förmlichkeit, „aber morgen in aller Frühe, wenn ich nicht abreise, wolle sie mir ihre Tochter vorstellen." Drauf habe ich mich gefügt, wie ich nicht anders konnte. Aber als ich auf mein Zimmer kam, habe ich wieder die Geige zur Hand genommen, und nun spielte ich, bis ich sie, zur Erschöpfung müde, mußte sinken lassen, beinahe den ganzen Rest der Nacht an der Einen Melodie . . . Anfang, Ende und Mittelglied, besonders das letztere. Ich wollte es vor dem Vergessen bewahren, Jonathan!

Am andern Morgen kommt die Alte mit ihrer Tochter wirklich auf mein Zimmer. Es war ein blutjunges, blasses Mädchen von kaum achtzehn Jahren, schmächtig gewachsen, von jenem Schlage, den man noch überall bei uns in den „Gassen" antrifft. Es giebt dem nichts Aehnliches auf der ganzen Erde. Wenn du in Algier oder in Tunis durch eine Straße gehst, so glaubst du dich in ein mährisches und ungarisches Landstädtchen versetzt, und ein Gleiches begegnet dir, wenn du eines der versteckten Gäßchen der Londoner City aufsuchst oder nach Rom kommst in jenen Winkel, den die Wellen der Tiber bespülen. Die Alte erzählte mir in weitschweifiger Weise, während ihr junges Reh schüchtern neben ihr stand, daß sie aus dem Elsaß sei, wo ihr Mann bis an seinen, vor Kurzem erfolgten Tode, die Stelle eines ministre officiant bekleidet habe. Damit glaubte sie wahrscheinlich sich in meinen Augen auf einen höheren Sockel gestellt zu haben, denn wenn sie dafür

Vorbeter oder Vorsänger gesagt hätte, wie es in deutscher Sprache heißt, so hätte ich sie nach ihrer Meinung nicht verstanden. Darum also konnte mich das Mädchen auf das Mittelglied einer so qualvoll gesuchten Melodie bringen.

Weiter erzählte sie, Elodie, ihre Tochter, habe schon als Kind großes Talent für die Schauspielkunst gezeigt, und Einer aus ihrem Heimatsorte, der lange Zeit in Paris gelebt, habe immer behauptet, die berühmte Rachel habe grade so begonnen, wie ihre Elodie. Nach dem Tode ihres Mannes, des ministre officiant, der immer dagegen gewesen, habe sie dem Berufe des Kindes freie Laufbahn gelassen. Elodie sei gegenwärtig unter allerdings bescheidenen Bedingungen Mitglied einer Schauspielergesellschaft, die morgen Abend in dem großen Saale des Wirthshauses ihre Vorstellungen beginnen würde.

Ich verstand die Alte ganz gut, denn der Verruchtheit meines Herzens, die sich an dem wüstesten Umgange mit allerlei Leuten noch breiter und voller gesogen hatte, war eine solche Sprache etwas Landläufiges. Dennoch vermochte ich nicht, ihr den Fußtritt zu versetzen, den sie verdiente. Neben ihr stand, wie ich dir gesagt, das schüchterne junge Reh . . . und die Melodie der Nacht tönte durch meine Seele. Ich sagte ihr also nur, ich würde den Tag über noch hier bleiben und am Abende in das Theater kommen, um mich von dem Talente Elodie's zu überzeugen. Dabei bot ich ihr ein nicht unbeträchtliches Geldgeschenk. Wie aber das Mädchen das sieht, reißt es der Alten das Geld aus der Hand, wirft es weit fort von sich und flieht dann mit allen Zeichen des Entsetzens zum Zimmer hinaus.

Am Abende gehe ich ins Theater und sehe da mein junges elsässisches Reh als erste Liebhaberin in einem Stücke, dessen Titel ich bereits vergessen habe. Um es dir aber gleich zu

sagen: es war keine Spur einer natürlichen Begabung in der Tochter des ministre officiant. Ich will nicht davon reden, daß sie ihre Rolle gar nicht verstand; aber Alles, was sie sprach und that, war bis in den innersten Kern hinein falsch und abermals falsch. Da war an keine Besserung zu denken. Und dennoch, Jonathan, trotz dieser Falschheit und Geschraubtheit, die ich mit nichts Anderem vergleichen konnte, als mit einem gänzlich verstimmten Instrumente, war dieses Mädchen im Stande, meinen alten „Sched," der ohnehin seit der gestrigen Nacht sein Spiel in mir trieb, bis zur Fieberhitze zu entflammen. War es die Melodie, zu der mir das Mädchen verholfen hatte? Oder etwas Anderes? Ich weiß es nicht mehr.

Nach dem Theater ließ ich es mir nicht nehmen, die Alte mit ihrer Tochter zu bewirthen. Ich ließ vom Besten auftragen, was nur zu haben war, und da sie Beide aus einem Weinlande waren, auch guten Wein. Meinem jungen Reh war er bald zu Kopfe gestiegen. Da begann ich von ihrem vermeintlichen Talente zu reden und bewies ihr haarscharf, daß sie eigentlich, was sie ihren „Beruf" nenne, für einen großen Rechnungsfehler ansehen müsse.

Anfangs stutzte sie, dann aber brach sie in ein leidenschaftliches Weinen aus. Die Alte geberdete sich wie wild und nannte mich ein über das andere Mal einen Lügner und Verleumder. Da wird plötzlich mein junges Reh ruhig und sagt:

„Beschimpfe ihn nicht, Mutter! Er lügt und verleumdet nicht, denn er versteht es besser wie wir."

Mir gefällt die Umkehr des Mädchens ganz ausnehmend.

„Was soll ich aber jetzt anfangen?" fragt sie mich traurig.

„Komm mit mir, Elodie!" rufe ich mit allem Ungestüm meiner Sinne. „Komm mit mir, und wäre es auch nur, daß

ich Jemanden bei mir habe . . . der die alte Melodie auswendig weiß!"

Es steht irgendwo etwas geschrieben von einem „Taumelkelch." Aus diesem Kelche hatten wir Beide getrunken. Sie hat zitternd ihre Hand in die meine gelegt. Elodie wollte mit mir gehen.

Gut! Am folgenden Tage habe ich die Alte, nachdem ich sie mit hinlänglichem Reisegelde ausgestattet, in ihre elsässische Heimat zurückgeschickt. Beim Abschiede sagte sie, es sei gut, daß es so gekommen, sie wäre auf eine solche Lösung ihres Verhältnisses zu Elodie immer gefaßt gewesen. Ich verstand das nicht und legte auch kein Gewicht darauf, weil mir nichts daran lag, welche Meinung sie von mir und meinem jungen „Reh" hegte. Erst viel später erfuhr ich, daß sie die Mutter nur gespielt hatte!

Betrachte nun wohl, Jonathan, wie das Alles zugegangen ist.

Kann etwas gedeihen, was der Sturmwind zusammengeführt hat? Und wenn du Distelkörner in die Erde gestreut hast, können da Cedern und Palmen hervorsprießen? Wenn etwas grünen und keimen soll, schickt Gott nicht den Sturm als seinen Boten, sondern den sanften, eindringlichen Frühlingsregen. Und der hat uns Beiden gefehlt.

Anfänglich ging Alles noch leidlich gut! Mein junges Reh war folgsam und treu und schien es dankbar anzuerkennen, daß ich es aus der Einöde auf den rechten Weg geleitet hatte. Sie zog mit mir überall hin, wo man meine Geige begehrte, und ich ließ es ihr an nichts fehlen. Auch hatte ich mich über sie in nichts zu beklagen. Sie ging still und gefaßt ohne aufdringlich zu werden, neben mir einher. Für Naturen wie die meinige, die in ihrer wilden Rücksichtslosigkeit nicht gerne gehemmt wer-

den, war sie wie im voraus geschaffen. Sie nahm ihre Pflicht gegen mich viel ernster, als ich eigentlich verlangte. Das ermüdete mich zuletzt, weil der alte Geselle in mir, mein „Sched,“ auf so etwas nicht vorbereitet war.

Nur Eines erließ ich ihr nicht, und das begehrte ich von ihr mit herrischer Gewalt. Sie mußte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht darauf gefaßt sein, daß sie sich zu mir hinsetzte, um mir die eine oder die andere Melodie aus der Synagoge, wie sie mir gerade durch den Kopf fuhr, vorzusingen. Als Tochter des ministre officiant zu Winzenheim im Elsaß trug Elodie sie alle im Kopfe. Oft wenn ich in später Nacht aus wüster Gesellschaft nach Hause kam, das Gehirn voll Weindampf und die Hände geschändet vom rouge et noir — immer fand ich sie meiner wartend. Sie konnte es sich nicht abgewöhnen, wach zu bleiben, denn sie mußte ja bereit sein, mir auf die Spur des einen oder des anderen Sanges zu verhelfen, wenn ich gerade wollte. . .

Dabei, das mußt du wohl beachten, habe ich ihr niemals gesagt, wer ich eigentlich sei; sie hat auch niemals darnach gefragt. Sie mochte sich oft denken, das sei die Laune eines Künstlers, der sich aus diesen seltsam verschnörkelten Singweisen etwas Apartes gestalten wolle. Habe ich es doch selber nicht gewußt!

O, Jonathan, es giebt keine schönere Geschichte, als die vom König Saul, dem sein Page David den Trübsinn mit der Harfe wegbannen muß, und auf der Erde lebt Keiner, der sie besser versteht als ich! . . . .

Eines aber hatte ich dabei übersehen, daß nämlich in der Stille und Schweigsamkeit solcher Naturen wie Elodie etwas Verrätherisches liegt. Mit einem Male öffnen sich die Lippen

und da gewahrst du erst, welch ein Zündstoff von langer, langer Zeit her sich in ihnen angesammelt hat.

So komme ich einmal mitten in der Nacht nach Hause und verlange sogleich von ihr, sie solle mir die Melodie vorsingen, die ihr Vater, der gewesene ministre officiant zu Winzenheim, am Versöhnungstage bei dieser Gelegenheit anstimmte. Zum ersten Male jedoch, seit wir uns kennen, weigert sie sich dessen; sie habe Kopfweh.

„Du mußt es aber singen!“ rufe ich herrisch.

„Und ich singe es doch nicht!“ ruft sie dagegen mit blitzenden Augen. „Ich lasse mich nicht länger erniedrigen!“

Gott im Himmel, das nannte sie Erniedrigung! War das nicht etwas, wovon mein ohnehin heißer Kopf sich noch mehr entflammen mußte? Dennoch bleibe ich, weil ich doch hören muß, was so urplötzlich über mein schüchternes Reh gekommen ist, gelassen und ruhig.

„Warum erniedrigt dich das?“ frage ich.

„Warum?“ schrie sie aus keuchender Brust, ganz verwandelt. „Weil ich für etwas Anderes geboren bin, als um dir, wenn du grade die Laune in dir spürst, alten Singsang vorzuleiern.“

„Für was hältst du dich denn geboren?“ fragte ich mehr erstaunt als erbost.

„Du hast mich aus meiner Laufbahn herausgerissen!“ ruft sie wieder, aber noch schriller, wie wenn man Einem an eine schmerzhafte Wunde greift. „Ich wäre eine zweite Rachel geworden!“

Da steigt mir endlich mein alter wilder Geselle wieder ins Gehirn.

„Du eine zweite Rachel?“ sage ich hohnlachend und mit der mir eigenen Frechheit ihr ins Gesicht. „Ein einziges, ja

das kleinste Bruchstück von dem Singsang deines Vaters ist mehr werth als dein schauspielerischer Kram!“ und was dergleichen schöne Reden noch mehr waren, die ich ihr nach und nach beibrachte; denn wenn wir so fortleben wollten mit- und nebeneinander, mußte ich ihr ein- für allemal ihre vermeintliche „Laufbahn“ unter kaltes Wasser stellen.

Endlich wurde sie allmälig ruhiger, das heißt, ich nahm an, daß sie meine Worte beherzigt habe. Aber ich selbst glaubte nicht daran, denn von dieser Stunde an habe ich nie versucht, mir etwas von ihr vorsingen zu lassen. Mit dem war es also auch vorüber. Sie hat mich darum gebracht.

Ich habe seitdem oft daran denken müssen, ob es nicht damals ein Fehler gewesen, daß ich mich nicht auf der Stelle von Elodie trennte. Man soll einen Menschen nicht wie eine Spieluhr ansehen, die ihr Stückchen aufspielt, je nachdem man sie aufzieht. Aber der Fehler war einmal geschehen und ich war nicht die Natur, die sich das gerne eingestand.

Allerdings, Eines hätte ich damals, wenn eben nicht mein „Sched“ sich dagegen gesträubt hätte, thun sollen: meinem heißen Blute Zügel anlegen, was Jedem, der seine Mutter gekannt hat, als wie etwas Heiliges erschienen wäre. Nur ich war blind und verrucht genug, um es nicht zu gewahren.

Zwei Monate nachher gab Elodie einem Kinde das Leben. Wir nannten es nach ihrer Mutter, denn darauf bestand sie mit einer ihr sonst nicht gewöhnlichen Heftigkeit: Perlchen.

Höre mich nun zu Ende, Jonathan! Es kommt noch das Traurigste.

Wie das Kind da war und ich zum ersten Male in seine Augen gesehen und ich mir gesagt habe: das ist dein Kind! da habe ich gleichsam an einem Rucke in meinem Gehirn gefühlt, daß der, von dem ich dir schon so Vieles erzählt habe,

mein alter wilder Kamerad in mir für lange Zeit, wenn nicht für immer sein Spiel verloren habe. Er mußte es verloren haben, denn ich ließ ihm von nun an keine Spannweite Raum, um sich wieder in mir auszudehnen und zu strecken.

Vor einem solchen Kindesstimmchen schweigt jeder Sturm, und wenn es weint . . . wenn es jauchzend in seinem Bettchen zappelt, dann zieht sich alle Verruchtheit und Schlechtigkeit des Herzens in einen Winkel zurück und man versteht erst dann, was das heißt: Aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen hast du die Welt gegründet! Was geht da in Einem vor, Jonathan? Und erst wenn in dem Kopfe des Kindes der Funke menschlicher Vernunft zu glimmen, wenn es zu sprechen anfängt!

Merkwürdigerweise war Elodie seit der Geburt Perlchen's stiller und in sich gekehrter als jemals zuvor. Das machte mir, wie ich damals gestimmt war, um es dir aufrichtig zu gestehen, eigentlich nur wenig Kummer, und ich habe ihr darum auch keine Vorwürfe gemacht, wiewohl es mir vorkam, ich müsse diesen falschen Ton aus dem Jubel meiner Seele entfernen und dürfe es nicht leiden, daß sie mir mit ihrem blassen Gesichte meine Freude verfinstere.

„Hat sie nicht ihr Kind?“ sagte ich mir zuweilen selber vor. „Kann sie nicht den ganzen Tag in seine Augen sehen, während ich alle Kräfte daran setze, damit es ihr an nichts fehle? Lebt sie nicht wie eine Königin? Und habe ich mich nicht eben, weil sie die Mutter meines Kindes ist, zu bezähmen angefangen? Was will sie also?“

Wie ich aber gewahr wurde, daß sich ihr Zustand nicht ändere und sie im Gegentheil immer stiller und gedrückter wurde, schoß mir einmal mit der alten unbändigen Kraft ein

Gedanke durch den Kopf: Sie denkt noch immer an ihre sogenannte „Laufbahn" und das Kind ist ihr im Wege!

O, Jonathan, ich hatte niemals gewußt, was Furcht ist, aber von diesem Augenblicke an begann ich für etwas, was unbestimmt vor mir schwebte, zu fürchten und zu zittern. Kennst du einen derartigen Zustand? Er reibt die Seele auf und ist eine Krankheit, der keine andere gleichkommt.

So waren fast zwei Jahre vergangen. Da machte ich eines Tages eine ganz andere Entdeckung. Das Kind war mit einer für sein Alter fast unglaublichen Leidenschaft seiner Mutter zugethan, gegen mich aber zeigte es einen unbezwinglichen Widerwillen. Anfangs habe ich diese Idee, wie es sich von selbst versteht, als über alle Maßen lästerlich von mir gewiesen, aber er rührte sich wieder in mir, der tückische „Sched," und ohne daß ich dagegen ankämpfte, führte er mich wieder zu ihr zurück.

Du kennst vielleicht das Spiel, das man mit Kindern treibt. Man lehrt es auf die Frage: Wem gehört dein Herzchen? oder: Wem gehört dein linkes, wem gehört dein rechtes Füßchen? zu antworten: Das gehört dem Vater und das der Mutter, und wie solche Narrheiten schon lauten, die so alt sind wie die Welt. Wenn ich das Kind um solche Dinge fragte, antwortete es regelmäßig mit einem Blicke auf mich, Jonathan, den ich niemals vergessen werde: „Alles, Alles gehört der Mutter!" Und wenn ich dann zärtlich böse fragte: „Für mich hast du also gar nichts übrig, Perlchen?" so sagte es mit einer Entschiedenheit, die zu ernsthaft und bewußt war, als daß ich sie nicht für etwas Unnatürliches hätte halten sollen: „Nein, nein, ich will nur die Mutter!"

Es war Alles vergebens! Dem Kinde gegenüber war ich ein machtloser Schwächling, nie ist ein Wort der Strenge über

meine Lippen gekommen. Wenn es mich so behandelte, so lachte ich dazu und hielt es anfangs für kindische Ungezogenheit.

Was willst du mit einem Kinde anfangen? Selbst der Trotz eines solch kleinen Wesens, sein Schmollen und Grollen entzückt dich ja und wirft auf dein Tagewerk einen rosigen Schein. Denn ob so ein Kind an dich oder an die Mutter seine Schmeicheleien und Liebkosungen verschwendet, ist das, im Grunde genommen, nicht einerlei? Es gehört ja doch Beiden an, und wenn die Vernunft wächst in dem kindischen Gehirne, gleicht sich das nicht von selbst aus? Das sage ich jetzt — damals dachte ich ganz anders über diesen Gegenstand.

Perlchen war nur mein Kind, sein Herzchen, sein rechter und sein linker Fuß, sein Lachen und Weinen, Alles, Alles an ihm gehörte nur mir allein und ein Anderer hatte kein Recht darauf. Niemand sollte genießen, Niemand sich an dem Kinde erfreuen, wenn es nicht gleichsam mir seine Erstlinge dargebracht hatte. Und weil es nicht so war, weil ich der Allerletzte war, dem Perlchen wie einem zudringlichen Bettler sein Almosen hinwarf, und das mit Widerwillen . . . darum fühlte ich mich höchst unglücklich.

Ich sagte es einmal zu Elodie.

„Warum ist das Kind nur so gegen mich? Steckt da nicht etwas Unnatürliches im Spiele? Du erziehst es schlecht."

„Ich erziehe es noch gar nicht," gab sie gelassen zur Antwort.

Ich brauste auf.

„Dann mußt du ihm," rief ich, „mit der Muttermilch das eingeflößt haben!"

„Was denn?" fragte sie wie verwundert.

„Perlchen's Widerwillen gegen mich!" rufe ich außer mir.

Da lächelte sie so fremdartig . . . so über alle Beschreibung eigen . . . und wendete sich von mir ab.

Grade damals erhielt ich die Einladung eines polnischen Grafen, auf sein Schloß in Polen zu kommen und daselbst einige Wochen zuzubringen. Er wollte dem benachbarten Adel des Landes neben anderen Unterhaltungen auch den berühmten Geigenspieler vorführen. Ich machte mich also mit Elodie und dem Kinde auf den Weg. Es war mitten im Winter. Ueberall grundlose Straßen, von Schnee und Eis starrende Bäume und von der Kälte zu Boden geschleuderte todte Vögel. Nur noch wenige Meilen vom Schlosse des Grafen erkrankt uns plötzlich das Kind und wir mußten in einem kleinen Städtchen, Busk ist sein Name, Halt machen. Außer einigen Gendarmen und Beamten, die dort in des Kaisers Namen Recht sprechen, findest du in ganz Busk Keinen, der nicht zu uns gehörte, und es sind lauter „fromme" Leute, oder, wie man sagt, „Chassidim."

Bei Einem von ihnen fand ich mit Elodie und dem Kinde eine nothdürftige Unterkunft. Kaum waren wir so untergebracht, so fiel auch, als wenn sie nur auf ein ruhiges Bett gewartet hätte, eine Krankheit über das Kind, und mit so rasender Schnelligkeit, als hätte sie es wieder nicht abwarten können, bis sie fertig mit ihm war . . . mit meinem armen kleinen Perlchen!

Ich ließ dem Kinde alle Hülfe gedeihen, die in dem Städtchen nur zu haben war — Tag und Nacht saßen wir, ich und Elodie, an seinem Bettchen, sie still in sich gekehrt wie immer, ich mit dem beständigen Aufschrei im Herzen: Was thust du, wenn dir das Kind stirbt?

O, Jonathan, was waren das für Tage und Nächte! Das Kind lag meist in bewußtloser Fieberhitze, aber selbst in diesem Zustande glimmte der Funke menschlicher Vernunft in ihm noch

stark genug, um mir seinen Widerwillen zu bezeugen. Von Elodie ließ es sich Alles gefallen, sie durfte es drehen und wenden und auf den Arm nehmen und ihm Arznei geben, wie sie wollte; wenn ich aber die Hand nach ihm ausstreckte, um seine heiße Stirne zu berühren, wurde es unruhig, schrie oder wendete sich scheu zur Seite. —

In einer Nacht, es war der siebente Tag der Krankheit, sitze ich mit Elodie am Bette des Kindes. Es schläft. Manchmal kommt über seine Lippen ein Wort; es gilt immer der Mutter. Von mir ist niemals die Rede. Da höre ich nebenan in der Kammer ein lautes Gesumme von Stimmen, und wie ich aufhorche, höre ich, daß sie drin Psalmen beten. Dann kommt ein Mann in unsere Stube, der der Quartiergeber selbst war, und fragte mich, ob ich einverstanden damit sei, wenn dem Kinde ein anderer Name gegeben werde, denn das betrüge den Tod, weil er dann gleichsam ein anderes Kind und einen anderen Namen antreffe. Ich nickte blos mit dem Kopfe, währenddem aber erwacht Perlchen und schlägt die Augen auf. Es begehrt um Wasser; aber wie Elodie aufsteht, es ihm zu reichen, bemerke ich, daß sich das Angesicht des Kindes völlig verändert hat.

Entsetzt reiße ich es aus dem Bettchen.

„Perlchen," schrie ich, „stirb mir nicht!"

Aber selbst in diesem Augenblicke ist in dem sterbenden, zuckenden Körperchen eine Kraft vorhanden, die sich gegen mich richtet. Es ringt in meinen Armen und will von mir befreit sein.

„Zur Mutter!" ruft es.

Elodie nimmt das Kind an sich — es war eine Leiche.

Es ist mir noch, als hörte ich eine Stimme neben mir sagen:

„Jetzt ist die Laufbahn frei!“

Das höre ich noch deutlich und klar; nur weiß ich nicht, war sie es oder ich, der so gesprochen.

Dann umhüllte mich selbst die Nacht des Todes.

Wie lange dieser Zustand angedauert hat, möchtest du wissen? Viele, viele Monate.

Die furchtbare Krankheit, die mein Kind hingerafft, hatte mich selbst ergriffen, aber da ich einen eisenharten Körper habe, war es ihr schwer, mir beizukommen. Sie hätte mir gerne angethan, was sie meinem Perlchen gethan hat, aber dagegen wehrte sich mein alter „Scheb,“ der bei Allem gesund geblieben war. . . .

Als ich eines Morgens von meinem Bette aus durch das geöffnete Fenster blicke, sehe ich einen polnischen Bauernburschen vorübergehen, der auf seiner Mütze ein Hollunderbüschchen trug. Der Frühling hatte den starren Winter längst begraben.

Ich war ein gebrochener stiller Mann geworden. Elodie war noch in derselben Nacht, in der unser Kind gestorben, spurlos verschwunden. Gott der Lebendige weiß, wo sie jetzt ihrer Laufbahn nachgeht!

Die „Frommen“ hatten mich gepflegt und gewartet, die „Frommen“ hatten das Kind auf ihrem „guten Ort“ zur Erde bestattet. Ich habe sie auch nicht mehr verlassen und bin fortan bei ihnen geblieben.

Sollte ich in meine frühere Welt zurückkehren? Ein Ekel erfaßte mich, wenn ich daran dachte. Ich habe die Geige niemals mehr berührt.

Vierzehn Tage darauf, an einem sonnigen Sabbattage, habe ich mich, mühsam gestützt auf einen Stab, in die Synagoge geschleppt und daselbst habe ich mit lauter und vernehmlicher Stimme vor der offenen Thorarolle die Segensformel,

die man nach einer überstandenen Gefahr betet, gesagt: „Gelobt seist du, Gott, unser Gott, Herr der Welt, der uns sich verpflichtet hat durch seine Wohlthaten — er hat mir wohlgethan!“ Und die ganze Gemeinde antwortete mir darauf: „Der dir wohlgethan, der thue dir ferner alles Gute, Sela!“

Ich bin also bei meinen „Chassidim“ geblieben. Von ihnen wird einst das Licht ausstrahlen über die Finsterniß, denn sie sind stark und gewaltig in ihrem Glauben und haben mich das Mittel gelehrt, wie man Gott selbst zu sich herabzwingen kann. Sie werden einst auch den Erlöser in ihrer Mitte führen.

Für heute genug. Es wartet auf mich meine „Himmelsleiter Jacob's.“ —

Er war aufgestanden.

Greisenhaft schlich er in seine Kammer.

XV.

Perlchen.

Es läßt sich nicht länger verschweigen.

Jonathan's Wesen ist im Innersten seiner Wurzel erschüttert. Seitdem sich seines Bruders Lippen erschlossen haben, seitdem er einen Einblick in dieses zerschmetterte Leben gewonnen hat, fragt er sich oft erschreckt:

„Wie konnte es dir einfallen, ihn für krank zu halten? Ist Reue und Bußfertigkeit eine Krankheit des Gehirns? . . . Er hat die Hand gegen den Vater aufgehoben, „ein ungehorsamer und widerspenstiger Sohn,“ und vom dreizehnten Jahre angefangen bis zum heutigen Tage gleicht das Dasein dieses Bruders jener ersten Geige, die ihm der Vater am Sabbate

zertrümmert hat. In Scherben liegt es umher und jetzt versucht er, ob er es mit Hülfe seiner „Himmelsleiter Jacob's" wieder nothdürftig für den kommenden Rest zusammenstücken kann. Er spricht immer von seinem wilden „Sched" und mißt ihm alle Schuld zu. Ist es nicht dasselbe Blut, das auch in meinen Adern rollt? Was unterscheidet ihn von seinem Bruder?

War es nicht, als sollte er mit linder Hand über die Stirne des Landstreichers fahren, um jede Falte und jede Runzel, die das erbarmungslose Leben dort hineingeätzt, auszulöschen und ihm zu sagen: Bruder, du bist entsühnt! . . . Stehe ich nicht im Begriffe, dem Andenken des Vaters einen noch heftigeren Schlag ins ehrwürdige Antlitz zu versetzen?"

Um die Persönlichkeit des Landstreichers, wie wir ihn auch fortan nennen wollen, breitete sich in Jonathan's Augen etwas Ehrfurchtheischendes aus. Er konnte ihn seitdem nicht anschauen, ohne eine gewisse Scheu vor ihm zu empfinden. Jetzt begriff er, warum sich sein Bruder an Alles, was an den Vater gemahnte, so fest anklammerte, warum ihm der in Moder zerfallende Gebetmantel über Alles ging! . . . In den Moderstäubchen wehte der Geist des Vaters. Das war auch ein Herabzwingen, wie er es nannte . . ., aber er war entsühnt. Aus dem widerspenstigen und ungehorsamen Sohne, der nicht gehorcht hatte der „Stimme seines Vaters," war ein neuer Mensch hervorgegangen, sein Erz hatte sich von den Schlacken gereinigt.

Es ist wie in der Nacht, bevor der Morgen graut!

Ein Stern ist im Niedergange und lischt aus, der andere strahlt in höherem Glanze auf.

Der Landstreicher erschien seit jener Nacht eigenthümlich verwandelt. Sein Auge blickte freier und klarer, sein Gang war weniger gedrückt und scheu. Wenn er am frühen Morgen

nach dem „guten Orte" ging, machte er einen Umweg durch die „Gasse," und es war schon vorgekommen, daß er hie und da mit einem oder dem anderen Kinde im Gespräche stehend gesehen wurde, das nicht Eiligeres zu thun hatte, als nach Hause zu rennen, um seinen Eltern die seltsame Begegnung zu berichten. Er hatte dabei die Gewohnheit, dem von ihm ausgefragten Kinde die Hand auf den Kopf zu legen. Es hatte dann den Anschein, als wollte er es segnen. Wenn er aber Frauen und Mädchen begegnete, so wich er ihnen aus; er behastete seine Schritte, um sobald als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Die Einen kicherten dann hinter ihm, wie es nur Mädchen können, welche die Welt als nur zu ihrer Bewunderung geschaffen betrachten, die älteren Frauen dagegen konnten sich eines gewissen Schauers nicht erwehren, wenn sie ihm nachblickten, den sie doch einst in der Unbändigkeit seines wilden Blutes gekannt hatten.

Weit, weit von Polen her, da wo es noch Wölfe gibt, war er nach Böhmen gekommen, um auf dem Grabe seiner Eltern „Jahrzeit" zu halten. Was gehörte dazu für eine Frömmigkeit! Dazu fastete er am Montag und am Donnerstag, und an diesen Tagen erschien seine Gestalt gleichsam durchsichtig. Von jeher weiß es die Menschheit nicht, den sich seltsam aus dem Rahmen des alltäglichen Thuns Herausdrängenden gegenüber den Mittelweg zu finden. Sie hat entweder das Lächeln mitleidigen Spottes für sie, oder den scheuen Aufblick bewundernder Demuth.

Unvermuthet kam er einige Tage nach jenem nächtlichen Gespräche während der Arbeitsstunde in die Fabrik. Wie im Traume schritt er durch die weiten Säle, wo die Räder schnurrten und fleißige Menschen ihrem Tagwerk oblagen, bis er endlich in einem Seitengemache mitten unter Büchern und

Rechnungen seinen Bruder fand. Jonathan bezeugte ihm in fast ehrerbietiger Weise seine Freude, daß er es über sich gebracht, ihm diesen Besuch abzustatten; aber der Landstreicher schnitt ihm diese Aeußerung sogleich mit der Frage ab:

„Wo ist dein Kind? Ich suche es schon seit guten zwei Stunden und kann es nicht finden.“

„Was willst du von ihm?“ fragte Jonathan erschrocken.

„Ich will sehen, ob es irgend eine Aehnlichkeit mit meinem Perlchen hat. Seit einigen Tagen geht mir das Kind nicht aus dem Kopfe. Vielleicht hat es etwas in den Augen oder in seinem Gange oder in seiner Bewegung, was mich an Perlchen erinnert. Es könnte ja doch sein! Ich muß das Kind sehen, ich muß!“

Es lag eine Kraft und eine Entschiedenheit in diesem gebieterisch klingenden Wollen, gegen die selbst eine mehr gefestete Seele, wie die Jonathan's, keinen Widerstand versucht hätte.

„Ich habe das Kind nicht zu Hause,“ gab er stockend zur Antwort.

„Ein Kind nicht zu Hause?“ rief der Landstreicher mit einiger Gereiztheit. „Ich muß es aber sehen!“

„Ich habe ihn mit Dorothea auf einige Zeit aus dem Hause gegeben,“ sagte Jonathan, der die schrecklichen Augen seines Bruders, ohne daß er aufblickte, auf sich gerichtet fühlte, leise.

Dennoch hatte ihn der Landstreicher verstanden.

„Wer ist Dorothea?“ fragte er trocken.

Jetzt that Jonathan, als ob er die Frage überhört hätte. Er hatte sich zur Seite gebückt; das Blut hämmerte gegen seine Schläfen.

Mittlerweile schien der Landstreicher in einer jener An-

wandlungen von Vergessenheit, die seinem Zustande eigenthümlich waren, die Antwort Jonathan's nicht abwarten zu wollen.

Er hatte sich wieder zum Fortgehen gewendet.

„Ich will um das Kind schicken," rief ihm Jonathan nach. „Du sollst es bald zu sehen bekommen."

„Was für ein Kind?" fuhr der Landstreicher auf. „Meinst du Perlchen?"

Er war an der Thüre stehen geblieben und suchte, trotzdem sie vor seinen Blicken lag, die Klinke, dann kehrte er sich um.

„Vergiß darauf nicht, Jonathan!" sagte er nachdrücklich. „Das kann einem Menschen so leicht zukommen! Ich muß das Kind noch heute sehen! Ich muß Vergleiche anstellen, ob es mit Perlchen etwas Aehnliches hat. Vergiß also nicht darauf!"

Woher hatte der Landstreicher Kunde von dem kleinen Bernhard? Er hatte bis dahin noch nicht ein Mal nach ihm gefragt. Kannte er die Verhältnisse seines Bruders besser, als er zu verrathen es für gut fand?

Eine Lösung dieser beunruhigenden Frage fand Jonathan erst am späten Abende.

Bella hatte einige Monate vor ihrem Tode von einem durchreisenden Photographen das Bildniß des Knaben anfertigen lassen; es hing unter Glas und Rahmen an der Wand und der Landstreicher hatte es an sich genommen.

Am Abend vor dem Schlafengehen saß er davor mit auf den Tisch gestützten Armen, es aufmerksam beobachtend, indem er es bald näher an die Augen rückte, bald wieder in einiger Entfernung vor sich hinlegte, als wolle er es in allen seinen Einzelheiten prüfen.

„Das ganze Perlchen," hörte ihn Jonathan vor sich flüstern, „besonders was den Schnitt der Augen betrifft. Weiß ich aber, ob es schwarze oder blaue sind? Sogar das kleine Löckchen auf der Stirne hat es von ihm, das ich immer das Fragezeichen genannt habe. Und ich wette auch darauf, es lacht auch so wie Perlchen gelacht hat, nämlich so, daß plötzlich auf der linken Wange ein Grübchen erscheint, das dort für gewöhnlich nicht zu sehen ist."

Plötzlich das Bildchen weit von sich fortschiebend, rief er mit der alten ungestümen Leidenschaftlichkeit:

„Ich wills und kann es nicht länger ansehen, du mußt mir das Kind zur Stelle schaffen, Jonathan! Ich muß wissen, ob die Augen deines Knaben blau sind oder schwarz. Ich muß wissen, ob, wenn er lacht, auch solch ein Grübchen zum Vorschein kommt; ich muß endlich wissen, ob nicht auch in seiner Stimme und Geberde etwas liegt, was mich an Perlchen erinnert."

Wie er das sprach, war in dem Landstreicher allmälig der wüste Geselle wieder erwacht, den er seinen „Scheb" nannte.

Er stand jetzt mitten in der Stube, hoch aufgerichtet, einem gewaltigen Gewitter vergleichbar, neben dessen Machtvollkommenheit kein anderer Wille bestehen darf.

Demüthig sagte Jonathan:

„Ich verspreche es dir, Bruder, ich will um das Kind schicken. Du sollst es zu sehen bekommen." —

Eine kurze Weile darauf schien der Landstreicher wieder Alles vergessen zu haben, was ihn unmittelbar zuvor so mächtig bewegt hatte.

Er schlich gebückt und gebrochen, ohne das Bildchen Bernhard's eines weiteren Blickes zu würdigen, wieder zu seiner „Himmelsleiter Jacob's."

Jonathan hatte sich die Art seines Bruders, daß sich nämlich dessen Gedankenleben gleichsam in Sprüngen bewegte, bereits so zu eigen gemacht, daß er mit Sicherheit darauf rechnete, der Landstreicher werde in den nächsten Tagen auf den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht zurückkommen. In dieser Voraussetzung hatte er sich auch nicht getäuscht. Weder am folgenden Tage, noch auch später gedachte er des Knaben oder vielmehr seines Perlchens. Das Bildchen hing wieder unangerührt an der Wand; er war wieder in seine dumpfe Theilnahmslosigkeit zurückgefallen.

Aber soweit war es bereits mit Jonathan gekommen, daß er zwischen Fürchten und Bangen dem Augenblicke entgegensah, der dem Landstreicher wieder die Lippen öffnen konnte. Wie sollte er ihm entgegentreten, wenn der Bruder einmal in vollem Besitze seiner erschreckenden Willensgewalt verlangte, das Kind zu sehen? Konnte er es ihm verweigern? Er suchte nach allerlei Vorwänden, sogar zur Lüge wollte er greifen! Alles schien ihm geboten und gestattet, wenn es ihm nur gelang, den nahenden Sturm zu beschwören. Mitten in seiner Seele war ein Riß entstanden, den nur die Feigheit ausfüllte.

Wem aber Furcht das Gemüth umfängt, der geht auf abschüssigen Wegen. Er vernimmt stets Schreckensrufe hinter sich, daß er sich hüte vor den Abgründen rechts und links, und erst, wenn er heil und gesund unten in der Ebene angelangt ist, überkommt ihn ein Gefühl wie von Scham, sich vor sich selbst nicht muthiger bewiesen zu haben.

Eines stand schon jetzt in ihm fest: wenn der Landstreicher ernsthaft wollte, so konnte er ihm nicht widerstehen. Dann mußte Bernhard zurückberufen werden.

Die Tage schwanden so in bleierner Schwüle hin. Es regte sich kein Wölkchen hoch oben in der Luft. Von keiner

Seite ein erfrischender, belebender Hauch! Vor seinen Augen beständig die gefürchtete Gestalt des Bruders, der zu irgend einer beliebigen Stunde aus seinem Traumleben erwachen konnte, in sich aber die qualvolle Gewißheit, daß er dieser Stunde mit gelähmter Schwungkraft gegenüberstand.

So traf ihn eines Tages eine neuerliche Botschaft der blinden Veile, er möge, wenn er noch ein „Brösele“ an sie denke, zu ihr kommen; sie hätte ihm diese Mühe gern erspart, aber ihre alten Füße hätten ihr mit einem Male, ohne zu fragen, den Dienst aufgekündigt. Sie werde ihn aber in keinem Falle lange über Gebühr aufhalten.

Zu jeder anderen Zeit hätte ihn der leise Vorwurf, der in der Botschaft Veile's lag, schmerzlich berührt; sie sagte ihm nichts weniger, als daß sich die alte Frau von ihm vernachlässigt fühle. Heute ging er verdrossen zu ihr.

„Was wird sie mir zu sagen haben,“ grollte es tief in ihm, „was ich nicht längst weiß und mit mir ausgemacht haben sollte?“

Diese Stimmung besserte sich auch nicht, als er beim Eintritte in das Stübchen der alten Frau ohne den sonst üblichen Gruß von ihr empfangen wurde. Als er an ihr Bett trat, rief sie ärgerlich:

„Hundertmal hätte ich indessen sterben können und kein Mensch in der „Gasse,“ am allerwenigsten aber du, hätten eine Ahnung gehabt, daß es eine Veile Oberländer weniger auf der Welt giebt.“

„Bist du denn so allein?“ fragte Jonathan erschrocken.

„Allein? Ob ich allein bin?“ rief Veile, in dem bereits angeschlagenen Tone fortfahrend. „Ich soll mich vielleicht in großer Gesellschaft glauben, wenn die Bedienerin, die du zu

meiner Wartung bestellt hast, lieber einer verlaufenen Henne nachjagt, als sich nach mir umsieht?"

Jonathan entschuldigte sein langes Ausbleiben mit den vielerlei Geschäften, die grade jetzt auf ihm lasteten. Er habe Niemanden, der ihm auch nur den kleinsten Theil davon abzunehmen die Lust hätte.

„Und dein Bruder?" fragte Veile.

„Mein Bruder," sagte Jonathan stockend, „ist noch nicht im Stande, mir zu helfen."

„Fastet er noch immer am Montag und Donnerstag?" fragte Veile rasch.

„Noch immer!" gab Jonathan zur Antwort.

„Und er thut den ganzen Tag nichts als beten und wieder beten?" rief die alte Frau nicht ohne Hohn. „Und hat dabei den Gebetmantel deines Vaters um?"

„Er ist fromm bis in die kleinste Ader hinein!" sagte Jonathan im Tone der innersten Ueberzeugung.

Veile Oberländer horchte hoch auf.

Er erkannte dies an dem Größerwerden ihrer glanzlosen Augen, daß es schien, als wolle der vertrocknete Lichtquell sich noch einmal öffnen.

„Und das nennst du fromm sein?" rief sie mit einer Bitterkeit, die ihr vielleicht selbst ungerecht vorkommen mochte, „das nennst du fromm sein, wenn Einer an nichts Anderes denkt als an sich, und auf nichts Anderes sinnt, als wie er sich am Schönsten zu dem lieben Gott stellt? Wenn er fromm sein will, warum war er es nicht als Kind? Warum hat er damals deinen Eltern das Herz abgegessen? Red' mir nichts von einer solchen Frommheit, Jonathan! Wenn er heute zu dir in die Fabrik kommt und setzt sich an ein Rad, um es zu drehen, damit du einen Arbeiter ersparst, so wäre mir das

lieber, als all sein Fasten und Beten, von dem kein Mensch etwas hat, als er selbst."

„Du thust ihm Unrecht, Veile," sagte Jonathan gereizt. „Wenn er die Eltern gekränkt hat, so hat er dies bitter gebüßt! Das Herz durchbohrt es Einem, der ihn gehört hat, so wie ich. Das ist keine Heuchelei und Verstellung, Veile! Das ist wirkliche Frömmigkeit und ich am wenigsten habe Grund, sie in Zweifel zu ziehen."

„Nimm du nur seine Partei, Jonathan!" rief die blinde Frau nun mit mächtig hervorbrechendem Grollen. „Vertheidige ihn nur! Du wirst schon an dir selbst erfahren, wie weit dich seine Frömmigkeit bringt. Ich höre und sehe es dir ja schon an! Schlepp' mich, ich geh' gerne, heißt es im Sprichwort, die Welt wird noch etwas Schönes erleben!"

„Was hätte ich thun sollen?" entgegnete Jonathan, anscheinend gelassen. „Hätte ich ihm die Schwelle zu überschreiten verwehren sollen? Er kommt nach langen Jahren nach Hause, ein kranker und gebrochener Mann, abgehetzt und müde! Hätte ich ihm sagen sollen: Das Haus des Vaters gehört dir nicht! Du bist uns fremd geworden! Sag' selbst, Veile, was hätte ich thun sollen?"

„Weiß ich's," rief die blinde Frau mit erschreckender Trockenheit, „wenn du es nicht einmal weißt?"

Sie mochten Beide fühlen, daß ihre Unterredung in diesem Tone, der so fernab klang von dem, wie er früher zwischen ihnen waltete, nicht fortgesetzt werden konnte. Die Saiten waren zu hoch gespannt und mußten reißen. Weil hierzu aber Keiner von Beiden gewillt war, schwiegen sie lieber.

Die blinde Frau war es, die zuerst das lastende Schweigen brach.

„Das muß anders werden, Jonathan, mein Sohn," fing

sie wieder an, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, und es war der alte zärtliche Ton, den Jonathan so gut kannte. „Ich darf nicht zugeben, daß du zu Grunde gehst. Das darf nicht vorkommen. Er vielleicht" — sie machte dabei eine sehr deutliche Handbewegung, die Niemanden im Unklaren gelassen hätte, wen sie damit meine — „er vielleicht möchte es gerne sehen, wenn du so wirst wie er, und am liebsten wäre es ihm, wenn Ihr Euch Beide in den alten Gebetmantel Eures Vaters zusammenwickeln würdet. Und auf das, glaube mir, geht er los."

Wie ein heller Sonnenstrahl fuhren diese Worte über Jonathan's Gesicht.

In ihrer Sorge um Jonathan hatte sie nicht berechnet, daß das Bild von den zweien in Einen Gebetmantel gewickelten Brüdern gradezu belustigend auf den vor ihr sitzenden Jonathan wirken mußte.

Er lachte laut auf.

„Gott sei gedankt und gepriesen," rief Veile Oberländer mit überströmender Wärme, „daß du nur wieder lachen kannst! Ich habe schier gemeint, der „Fromme" hat's dir abgewöhnt."

Sie wurde nun eigenthümlich gut aufgeräumt, was ihrem sonst so ernsthaften Antlitze außerordentlich schön stand. Jede Falte und Runzel leuchtete und strahlte. Das Einverständniß zwischen ihr und ihrem Lieblinge war wieder vollständig hergestellt, und das mochte sie so lustig, ja übermüthig machen.

„Was krieg ich von dir, Jonathan, mein Sohn, wenn ich dir eine gute Botschaft vermelde?" rief sie dann und holte unter ihrem Kopfkissen ein zusammengelegtes Briefchen hervor, das sie ihm reichte. „Und — damit du es nur gleich weißt, Jonathan," fügte sie mit holdseliger Schämigkeit hinzu, „und nicht auf böse Gedanken geräthst, mein Liebhaber hat mir wieder geschrieben!"

„Ein Brief von Bernhard?" rief Jonathan überlaut.

Es war gut, daß die blinde Frau ihn nicht auch sehen konnte.

„Wundert dich das," meinte Veile, noch immer schelmenhaft gestimmt, „wenn mir wenigstens Einer treu bleibt? Es kommt das nicht alle Tage vor! Da, nimm den Brief und lies mir ihn vor. Es geht dir doch auch das Herz dabei auf."

Das Kind schrieb:

„Herzliebste Frau Veile!

Ich kann schon bis Hundert zählen und mache keinen Fehler. Dorothea sagt, ich werde ein guter Rechenmeister werden und werde dem Vater bald helfen können. Ich kann auch schon Ziffern schreiben. Ich möchte aber nicht, daß du es ihm sagst. Dorothea meint, ich muß das dem Vater selbst zeigen. Ich grüße dich von ganzem Herzen und den Vater auch. Dorothea sagt jeden Tag zu mir: Heute wird er kommen und uns abholen, heute ganz gewiß! Aber er kommt nicht! Warum kommt der Vater noch nicht? Manchmal ist mir sehr bang. Ich und Dorothea gehen zusammen bis weit auf die Straße, wo man zu uns fährt und nach Hause kommt. Dann gehen wir wieder zurück. Der Vater ist heute auch nicht gekommen. Dorothea läßt dich fragen, ob dich Einer führt. Sie sagt auch, es ist nicht recht, daß du allein ausgehst.

Ich verbleibe mit Liebe dein treuer

Bernhard."

Während Jonathan dieses las, war die alte Frau still und bewegungslos, wie dies allen Blinden eigenthümlich ist, die darauf angewiesen sind, die vernommenen Eindrücke nur durch das Ohr beurtheilen zu müssen, auf ihren Kissen gelegen.

Jetzt sah Jonathan, daß ihr heiße Thränen langsam über die gefurchten Wangen herabrannen.

„Kommt nichts mehr, Jonathan?“ fragte sie leise.

„Es steht nichts mehr drin.“

„Sei so gut und lies mir das noch einmal vor.“

Jonathan that ihr ihren Willen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich möchte nur wissen,“ murmelte sie vor sich hin, „was sie damit meint, ich soll nicht allein ausgehen? Gehe ich denn überhaupt mehr aus, ich Riesin?“

Ein irres, flüchtiges Lächeln schwebte dabei wie verstohlen um ihre feinen Lippen.

Sie hatte die Augen geschlossen und lag dann wieder da, still und bewegungslos, eine geraume Weile.

„Jonathan!“ rief sie dann leise, ohne die Augen zu öffnen.

„Ich bin da!“ sagte dieser.

„Jonathan,“ rief sie dann mit schwacher Stimme, „möchtest du mir nicht einen Gefallen thun? Bleib in deinem Stuhl nur ein Viertelstündchen ruhig sitzen. Es hat mich auf einmal eine Schwäche überfallen und eine Lust zum Schlafen; ich weiß gar nicht, woher das kommt. Vielleicht hat das der Brief gethan! Er ist mir zu Kopf gestiegen wie Wein und den bin ich nicht mehr gewohnt. Nur ein Viertelstündchen, Jonathan! Dann sollst du sehen, daß ich wieder frisch und munter sein kann wie ein sechzehnjährig Mädel!“

Jonathan versprach ihr, auch länger auszuharren, wenn es ihr nur gut bekomme; er werde sich still verhalten wie ein Mäuschen.

Sie lächelte noch einmal und rückte dann ihren Kopf gegen die Wand.

Es war in dem kleinen Stübchen so stille geworden, daß selbst die verirrte Wespe, die mit ihren Flügeldecken an eine Fensterscheibe stieß, sich darob wundern mochte.

Schlief Veile Oberländer wirklich? Es war eine gute Viertelstunde vergangen und Jonathan saß noch immer da, ihren Schlummer bewachend und beinahe mit Aengstlichkeit auf seinen eigenen Athem achtend, damit er die Greisin nicht störe.

Mit einem Male war sie wieder wach und wendete ihr Antlitz gegen Jonathan; es zeigte jene feine Röthe, wie sie nur der gesunde Schlaf verleiht.

„Habe ich lange geschlafen, Jonathan?" fragte sie.

Jonathan versicherte, sie habe zum mindesten eine volle halbe Stunde geschlafen, was sie aber hartnäckig, wie die meisten alten Leute, in diesem Falle nicht zugeben wollte.

„Du meinst das wirklich?" rief sie mit der Entrüstung einer unschuldig Gekränkten. „Dann hast du dich von meinem Aussehen foppen lassen. Weil ich so still und ruhig dagelegen bin und es hat sich kein Federl an mir gerührt, hast du geglaubt, ich schlafe. Ich habe aber nicht geschlafen, denn mein Denken ist wach geblieben. Und zum Beweise dafür will ich dir sagen, was für ein guter Gedanke mir eingefallen ist, indessen du der Meinung warst, ich liege im tiefen Schlafe."

„Ich habe mich geirrt, Veile!" sagte Jonathan lachend.

„Lach nur, mein Sohn, lach nur!" rief die blinde Frau. „Du weißt nicht, wie wohl mir das bekommt. Noch besser als der gesundeste Schlaf! Und jetzt höre, auf was ich verfallen bin . . . wenn du willst, im Schlafe."

Sie hatte sich kräftig aufgerichtet, alle Schwäche schien von ihr gewichen.

Ihre Stimme klang klar und rein, wie in ihren besten Tagen.

„Da schreibt mir dein Bernhard — oder vielmehr das liebe Mädchen, denn ich bin nicht so von Sinnen, daß ich nicht weiß, das Kind kann noch keine Feder anrühren, aber ich thue

so, als wenn ich es glaubte — da schreibt mir also dein Bernhard und fragt mich, warum ich denn allein ausgehe? Warum fragt mich denn das Kind nicht lieber, warum ich alte blinde Frau allein schlafe? Höre an, was Einem Alles zukommen kann. Ich bin in finsterer Nacht wach geworden, und weil ich mich durstig fühle, will ich Wasser trinken. Wer aber nicht kommt, wie ich auch rufe und schreie, das ist die Bedienerin, die du für mich zahlst, Jonathan. Da merke ich aus einem kalten Luftzuge, der durch die Stube streicht, daß die Thür offen steht und ein Dieb oder Räuber kann hereingekommen sein und ich sehe es nicht. Sie ist nämlich hinausgeschlichen, heimlich und verstohlen, denn du mußt wissen, sie hat Einen, der ein Maurer ist, und der führt sie ins Wirthshaus zum Tanze. Weil ich mich nun so allein gesehen habe, Jonathan, so ganz allein, und Niemand war da, der mir den Trunk Wasser gereicht und die Thür geschlossen hätte, damit mir die Kälte nicht schade .... ich schäme mich nicht, es dir zu sagen, Jonathan, mein Sohn, ich hab mich gefürchtet wie ein Kind, das man im Dunkeln zurückgelassen hat. Und ich habe auch geweint wie ein Kind. Ich bin eine alte nutzlose Frau, Jonathan, und dazu blind!"

„Das muß sich ändern, Veile!" rief Jonathan in großer Bewegung. „Du wirst von nun an bei mir wohnen!"

„Damit mich dein Heiliger, den du jetzt bei dir im Hause hast, fromm macht auf meine alten Tage?" unterbrach sie ihn mit herzlichem Lächeln. „Auf die Letzt könnte er sich noch rühmen, aus Veile Oberländer eine verdrehte und übertriebene Person gemacht zu haben, was sie doch, Gott der Lebendige sei dafür gelobt und gepriesen, all' ihr Leben nicht gewesen ist? Nein, mein Jonathan! Bei dir wohnen! Hat man jemals eine solche Narrethei gehört? Eine alte Frau sich einwirth-

schaften, wo, ich hoffe, einmal eine ganz andere walten soll! Nein, nein, Jonathan, mein Sohn, dazu bringst du mich einmal nicht und wenn du mich mit sechs Pferden wie eine Kaiserin abholen ließest. Ich bleibe schon in meinem Stübchen, wo mich jede Fliege kennt und mir guten Morgen wünscht. Ich kenne fast jede an ihrem besonderen Summen. Weißt du, daß mich sogar die Bretter meines Fußbodens zu kennen scheinen? Da, wo sie ausgetreten sind oder ein Loch sich aufthut, da rufen sie mir zu: Veile gib Acht, du kannst fallen! Damit darfst du mir also nicht kommen, Jonathan, mein Sohn! Nur vor Einem fürchte ich mich, und da kannst du mir helfen! Nur nicht allein schlafen möchte ich, nur nicht allein!"

„Was willst du also, das geschehen soll?" rief Jonathan. „Du findest mich zu Allem bereit, Veile."

„In Wahrheit?" fragte die blinde Frau mit eigenthümlicher Betonung zurück. „So thu' mir den Gefallen, Jonathan, mein Sohn, und setz' dich dort an den Tisch. Du findest dort ein „Tinterl," Papier und eine geschnittene Feder — sie kommen noch von meinem guten Mann, deinem ehemaligen Lehrer, her — und schreib mir einen Brief an das liebe Mädchen."

„Veile!" schrie Jonathan auf.

Sie aber, ohne sich daran zu kehren, fuhr fort:

„Und sag' ihr in meinem Namen, im Namen der alten Veile Oberländer, sie möchte zu mir kommen und bei mir bleiben und mich bedienen."

„Ich kann nicht, Veile!" stöhnte Jonathan.

„Du kannst nicht?" fragte sie dagegen. „Was soll das heißen? Hast du mir nicht vor wenigen Augenblicken erst versprochen, du willst mir helfen? Jetzt weigerst du dich? Gut,

ich will niemals mehr auf das Wort eines Mannes bauen, niemals, niemals!"

Sie hatte die letzten Worte im Tone eines schmollenden Kindes gesprochen.

Sie hatte allerdings gut so zu reden, denn sie vermochte die Todesblässe nicht gewahr zu werden, die Jonathans Antlitz bedeckte. Sie sah aber auch den Blitz nicht, der mit einem Male siegesfreudig darüber hinzuckte, daß es gleichsam in Flammenröthe getaucht schien.

Sie hörte, wie er sagte:

„Gut, ich will schreiben!"

Die blinde Frau wiegte nachdenklich ihren Kopf.

„Du mußt mir aber noch einen Gefallen thun, Jonathan, mein Sohn," sagte sie.

„Sprich nur."

„Wie heißt man Einen, dem ein großer Herr, der nicht selbst schreiben will, in die Feder diktirt und es sieht dann aus, als ob er's selber geschrieben hätte? Ich kann auf das Wort mich nicht besinnen."

„Das ist ein Sekretär."

„Gut, Jonathan, du sollst mein Sekretär sein, denn ich will selbst an sie schreiben."

Jonathan hatte sich an den Tisch gesetzt.

Er horchte hoch auf.

„Bist du bereit?"

„Ja."

„So schreibe:

„Mein liebes Mädchen!

Es hat mich ganz insbesonders erfreut und erquickt, daß du mich in Bernhards Briefe gefragt hast, ob ich noch allein ausgehe, aber lieber wäre es mir gewesen, wenn du mir das

persönlich sagen möchtest. Ich will dir also hierauf, wie du es verdienst, eine Antwort geben. Ich gehe gar nicht mehr aus und bin allein, ganz allein! Und in der Nacht, wenn Alles schläft, wache ich oft auf und da kommen allerlei schreckhafte Gedanken auf mich zu, daß ich mich schier fürchte, und manchmal läßt Eine die Thüre meiner Stube aus Leichtsinn offen und es kommt ein kalter Luftzug auf meinen Leib. Wenn du also glaubst, daß man sich mit einer alten Frau vertragen kann, die gar nicht diejenige ist, als was sie die Leute gewöhnlich ausgeben, so komme zu mir, mein liebes Mädchen. Du sollst es bei mir nicht schlecht haben, mein liebes Mädchen, denn ich falle Niemandem gern zur Last. Du kannst bei mir wohnen, es ist noch genug Platz da für dich, und Bernhard kann den ganzen Tag bei dir bleiben. Nur in der Nacht möcht' ich nicht gern allein sein. Bei Tag kannst du dich am Kinde erfreuen, so viel du willst. Wirst du zu der alten blinden Frau kommen, weil sie dich darum bittet, mein liebes Mädchen? Dann bin und verbleibe ich in baldiger Erwartung deine aufrichtige

Veile Oberländer."

Jonathan hatte die Unterschrift noch nicht beigesetzt, als die alte Frau mit einer Art gebieterischer Ungeduld fragte:

„Bist du fertig?"

„Ja."

„Dann thu' mir noch den letzten Gefallen, Jonathan, mein Sohn, und schreibe darunter:

„Nachschrift: Das hat mein Sekretär geschrieben.

Die Obige."

Jonathan schrieb auch dieses Diktat.

Dann trat zwischen den Beiden ein minutenanhaltendes Stillschweigen ein.

Warum die Wespe an der Fensterscheibe gar so beharrlich summte und ihre Flügeldecken rieb? Es klang fast wie ein Lied.

Endlich rief die blinde Frau:

„Weißt du, was ich jetzt thun möchte, wenn ich du wäre? Ich möchte sogleich ein Wägelchen und einen Kutscher aufnehmen, dem möchte ich den Brief übergeben und zu ihm sagen: Da hast du den Brief und dort und dort wohnt das liebe Mädchen mit dem Kinde. Die bringst du Beide zurück. Das kann morgen oder übermorgen sein. Ich kann's gar nicht erwarten, Jonathan, mein Sohn!"

XVI.

Dem Glücke entgegen.

Den Brief Veile's in der Hand, hatte Jonathan langsamen und gemessenen Schrittes das Stübchen der alten Frau verlassen. Er war an seinem Hause vorübergekommen, ohne es zu wissen, er hatte den „Ringplatz" betreten, bis ihn die Hammerschläge vor der Schmiede Jaroslaw Patek's belehrten, wohin er eigentlich wollte. Der Schmied rief ihn beim Namen an.

„Wohin geht dein Weg?" fragte er ihn, in seiner Arbeit innehaltend.

„Zu dir, Jaroslaw," sagte Jonathan.

„Was willst du von mir?"

„Ich habe da einen Brief an Dorothea, sie soll mit dem Kinde wiederkommen," sagte Jonathan mit verlegenem Wesen. „Ich brauche Einen, der sie abholt."

„Schicke mich," meinte der Schmied in seiner schlichten Weise.

Jonathan schaute zu der stämmigen Reckengestalt Jaroslaw's auf. Er war bis an die Stirne roth geworden.

„Wie du meinen geheimen Gedanken errathen hast, Jaroslaw," sagte er, „grade als wenn du mir in der Seele gelesen hättest. Ich kenne Keinen, den ich lieber schicken möchte . . . denn es soll kein Fremder sein."

Der Schmied reichte ihm über den Ambos hinüber die rußgeschwärzte Hand, die Jonathan herzlich drückte.

„Das ist also abgemacht, Bruder!" sagte Jaroslaw. „Morgen in aller Frühe mache ich mich mit dem allerbesten Wägelchen, das aufzutreiben ist, auf, und am späten Abende oder höchstens übermorgen bringe ich dir deine Dorothea mitsammt dem Kinde zurück."

Seine Dorothea!

Von einer plötzlichen Wallung erfaßt, mußte sich Jonathan vom Schmiede abwenden.

„Habe ich ihr sonst noch etwas von dir auszurichten?" fragte der Schmied.

Jonathan zögerte mit der Antwort.

„Nichts!" sagte er darauf. „Gieb ihr nur den Brief, Jaroslaw. Wenn sie ihn gelesen hat, wird sie dir sagen, ob sie kommen will oder nicht."

„Du willst doch aber, daß sie kommt?" rief der Schmied etwas verwundert.

Jonathan verließ ohne Gegenrede den Ort, wo er stand und ging.

Der Schmied schaute ihm eine geraume Weile kopfschüttelnd nach. Aber indem er seinen wuchtigen Hammer zur Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit wieder aufnahm, schwirrte

ihm ein Gedanke durch das struppige Haupt, und dieser Gedanke lautete:

„Warum sagt er mir nicht, was in ihm vorgeht? Sehe ich es ihm denn nicht an, daß ihm das Herz an dem Mädchen hängt? Aber sie sind schon einmal so; es ist Einer wie der Andere. Selbst er macht davon keine Ausnahme! Sie haben kein Vertrauen zu uns; es steht immer wie eine Mauer zwischen uns und ihnen! Warum muß das so sein? Czechen gegen Deutsche und Deutsche gegen Czechen, und wenn Leute aus Jonathan's Volk zwischen sie kommen, werden sie von Beiden erdrückt! Aber am heiligen Weihnachtsfeste, da singen sie allerorten und in allen Kirchen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! . . . Mit den heiligen Worten ist es aber, wie mit dem Sack Erbsen, den der Teufel einmal über die Erde ausgestreut hat. Die Menschen sollten sie wieder zusammenklauben und dann wird ewiger Friede auf Erden sein, hat der Teufel gesagt. Warum? Das weiß ich so wenig wie der Herr Jonathan. Wenn ihm das Herz an dem Mädchen so hängt, warum sagt er nicht zu ihr: Werde mein Weib!? Dazu haben sie ihm ja in Wien das Gesetz gegeben! Es steht ihm ja nichts im Wege! Aber hüben wie drüben haben sie die Erbsen noch nicht zusammengeklaubt. Das ist's!"

Ein kräftiger Hieb des Hammers auf den Amboß bekräftigte zuletzt die etwas abfällige Meinung des guten Schmiedes über Weltordnung und Menschen. Niemand hat sie gehört, als Hammer und Amboß. Aber was der böhmische Schmied in seiner Einsamkeit dachte, wird das nicht einmal Allen gehören? Wer wird es wissen, daß in dem Manne mit blutrothen Schrammen an der Schläfe schon lange vorher derselbe Gedanke gehämmert hat? . . .

Von der Schmiede hinweg lenkte Jonathan seine Schritte nicht nach seinem Hause; er ging geradewegs wieder nach Veile's Stübchen.

„Dein Brief ist bestellt, Veile," sagte er athemlos, als käme er soeben von einem hastigen Gange zurück. „Morgen in aller Frühe fährt Jaroslaw Patek, der Schmied, mit einem Wägelchen ab. Uebermorgen kann sie hier sein mit dem Kinde. Ich komme nur, um dir das zu sagen, Veile."

„Es ist gut so, Jonathan," meinte die blinde Frau, die von dem abermaligen Besuche gar nicht überrascht schien. „Glaub mir, es ist gut so. Du hast es nicht besser ausrichten können."

„Du bist also zufrieden, Veile?" fragte Jonathan.

„Ganz zufrieden, mein Kind," sagte Veile. „Jetzt, wo ich nicht mehr allein schlafen werde, bin ich überzeugt, ich werde wenigstens einhundertundzwanzig Jahre alt, wie meine Urbabe (Urgroßmutter) Milke, die in ihrem hundertundzehnten Jahre einmal gesagt hat: Kinder, jung sein ist Alles. Gehts tanzen!"

Dann setzte er sich wieder an den Tisch, an welchem er vor kaum einer halben Stunde in Veile's Namen den Brief an Dorothea geschrieben hatte.

Hat er ihn wirklich geschrieben? Hat er ihn wirklich dem Schmiede Jaroslaw Patek zur Bestellung an das Mädchen übergeben?

Er hatte das Gefühl, als brauste ein breiter und tiefer Strom, den er in der Dunkelheit nicht ganz überschauen konnte, an seinem Ohre vorüber.

In dieses Nachtdunkel leuchten nur zwei geheimnißvoll verschleierte Augen hinein .... Sie sprechen ihm von dem tiefen Wehe eines Menschen, der ihm so nahe verwandt ist, der mit ihm unter demselben Herzen dem jungen Leben ent-

gegengeathmet hat. Es ist Alles eitel und nichtig! Der Strom wird nicht schmäler und sein Rauschen und Brausen verstummt nicht.

Er seufzte tief auf.

„Vor einer halben Stunde hast du gelacht, Jonathan," rief Veile aus ihrem Bette vorwurfsvoll, „und jetzt thust du das grade Gegentheil! Eine kuriose Welt das!"

„Gute Nacht, Veile!" sagte Jonathan plötzlich und ging.

Es war Abend geworden.

Erst jetzt erinnerte er sich, daß es Freitag Abends sei und der Sabbat bereits seinen Einzug in die stille „Gasse" gehalten habe.

Ein Gedanke durchzuckt ihn, bevor er über die Schwelle seines Hauses tritt. Noch ist es Zeit! Jaroslaw Patek, der Schmied, fährt erst morgen in der Frühe mit dem Wägelchen ab, um Dorothea und das Kind abzuholen. Soll er nicht noch in dieser Stunde zu ihm eilen und ihm den Brief abfordern? . . .

Die Versuchung geht vorüber. Mit einem Lächeln auf den Lippen tritt er in sein Haus ein. Jaroslaw Patek, der Schmied, wird morgen mit dem Wägelchen davonfahren. Die Bitte der blinden Frau wird erfüllt werden. Morgen oder höchstens übermorgen wird Veile Oberländer nicht mehr „allein" schlafen.

Auf dem Hausflur muß Jonathan mit angehaltenem Athem eine Weile lauschen. Aus der großen Stube drang ein eigenthümlich wildes Singen. Es ist der Landstreicher, sein Bruder, der den Sabbatgesang angestimmt hat:

„Frieden Euch, Engel des Herrn, Euch, Engel des Höchsten!"

Jonathan hat diese Melodie noch niemals vernommen, sie

klingt so fremdartig, hie und da ertönt zwischendurch eine Art lachender Aufschrei, der die Seele schmerzlich berührt. Als Jonathan eintrat und seinem Bruder den üblichen Gruß entbot, schien dieser ihn nicht zu bemerken. Er schritt mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, seinen Kopf bald nach rechts, bald nach links verbeugend, dann wieder die Augen zur Stubendecke aufschlagend, als sähe er wirklich die Engel auf- und abschweben, denen sein Friedenslied galt. War das derselbe Mensch, mußte Jonathan fragen, der einmal mit seiner Geige die halbe Welt bezwungen und einer abgerissenen Singweise zuliebe sich an eine Schauspielerin gekettet hatte?

Dieses unregelmäßige Aufjauchzen und Aufschreien, das ward ihm jetzt klar, war etwas Gemachtes oder Angelerntes, es lag ursprünglich nicht im Wesen des Landstreichers. Es war in ihn hineingekommen, wie ein falscher Tropfen in eine edle Flüssigkeit.

Nach beendetem Nachtmahle, an welchem die Brüder, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, theilgenommen hatten, lehnte sich der Landstreicher mit geschlossenen Augen, als ob er ruhebedürftig wäre, in den Stuhl zurück. Gegen seine Gewohnheit murmelte er das lange Tischgebet leise vor sich hin; nur am Schluß, als er an die Worte gelangt war: „Ich bin einst jung gewesen und bin auch alt geworden, aber noch niemals sah ich einen Gerechten verlassen,“ schrie er laut auf und sagte dann ohne alle Vermittlung, indem er die buschigen Augenbrauen runzelte:

„Jonathan, in dir geht etwas vor! Ich sehe dir's an!“

Wieder fühlte er sich unter dem Banne dieser Augen.

„Was habe ich gethan?“ rief Jonathan erschrocken.

„In dir geht etwas vor!“ wiederholte der Landstreicher mit erhöhter Stimme. „Du wirst es mir nicht ausreden. Du

denkst Tag und Nacht daran. Du willst, daß ich wieder fortgehe. Ich soll meinen Stecken wieder ergreifen und nach Polen zurückwandern. Das willst du und das sehe ich dir auf tausend Schritte an!"

„Du thust mir Unrecht, Bruder!" sagte Jonathan still, ohne den Blick aufzuheben.

„Unrecht! Was heißt Unrecht?" schrie der Landstreicher und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Hast du nicht versprochen, mir das Kind zur Stelle zu schaffen? Wo ist es? Wo ist Perlchen? Ich will sehen, ob es ihm ähnlich ist."

„Das Kind wird kommen," sagte Jonathan, „es wird bald kommen!"

„Wo ist es?" rief der Landstreicher gebieterisch. „Jedes Haar auf dem Haupte dieses Kindes ist gezählt und du bist verantwortlich dafür! Weißt du, was mit dem Kinde in diesem Augenblicke vorgeht? Ob sie es nicht anhalten, früh Morgens, wenn es aufsteht, und Abends, wenn es sich niederlegt, ein „Vaterunser" oder den „englischen Gruß" zu beten? Wo ist das Kind? Ich will es sehen und will es statt meines Perlchen's haben. Ich will mich überzeugen, ob nur ein einziges Haar auf seinem Köpfchen gekrümmt ist, denn das Kind ist der Enkel unseres Vaters!"

„Das Kind ist in guter Hut!" rief mit einem Mal Jonathan wunderbar entschlossen. „Sorg dich nicht, Bruder, es ist bei Dorothea!"

„Wer ist Dorothea?" fragte der Landstreicher, wie er schon einmal gefragt hatte.

Offenbar hatte ihn die kräftige Sprache seines Bruders ernüchtert; seine krankhafte Aufgeregtheit war, wie Jonathan

es schon öfters wahrgenommen hatte, einer plötzlichen Ermüdung gewichen.

„Wer Dorothea ist?“ sagte Jonathan langsam. „Dorothea . . . ist die zweite Mutter meines Kindes!“

Aber der Landstreicher schien auf die eben erhaltene Auskunft kein Gewicht mehr legen zu wollen; äußerlich war er davon befriedigt. Denn sein inneres Leben war wieder dem Banne jenes geheimnißvollen Zaubers verfallen, den er irgendwo bei den „Frommen“ in Polen gefunden hatte.

Mit diesem Zauber hatte es seine eigene Bewandtniß; er trat nach jeder Kraftanstrengung mit doppelter Gewalt hervor, und so war es auch diesmal. Die Stirn in die hohle Hand gestützt, über den Augen jenen feuchten Glanz, der sie wie jedem äußeren Schauen abgewendet erscheinen ließ, sprach er im Tone der Verzückung:

„Aus dem Osten kommt das Licht, von dort bricht es an; es wandert vom Morgen bis zum Abende. Wehe Denen, die sich vermessen seinem Laufe entgegenstemmen wollen, die da glauben, weil es noch klein ist und unbedeutend, sei es ein Lichtstümpfschen. Wie feurige Ruthen wird es auf sie niederregnen und sie werden wie dürres Stroh verzehrt werden. Denn die Welt ist krank am Kopf und siech am Herzen, und in der gleißend schönen Frucht bohrt der Wurm der Fäulniß! Wer kann jetzt sagen, daß er sein Kind in guter Hut hält? Stehen sie nicht allerorten in den Straßen und Ecken, um ihnen aufzulauern? Der Eine zieht ihn zu seinen Büchern, der Andere zu seinen Lüsten hin, und die Dritte wirft sich ihm mit verbuhlten Augen um den Hals. Aber Alle sagen sie: Ich bin die Freiheit! Komm mit uns, schmeicheln sie, und sei uns gut! Wir sind dir auch gewogen und von Haß ist nichts mehr in mir geblieben! Lies mit uns, regiere mit uns,

freue dich mit uns! Aber du hast noch nicht Zeit gehabt, einmal die Wimper aufzuschlagen, so ist das Kind verloren und verdorben ... ein stummes Grab gähnt vor dir! Warum hast du es nicht gehütet, warum hast du nicht jedes Haar auf seinem Haupte gezählt? Am Tage des Weltgerichts wird es dich anklagen! Da wird es hintreten und aus dem Munde der Kinder werden schreckliche Worte hervorgehen. „Wo ist mein Liebling, meine Augenweide, wo ist mein Volk?“ wird der Weltrichter fragen. „Es ist nicht da!“ wird eine Antwort erschallen. „Es hat sich verloren und aufgegeben, denn es hat seine Kinder nicht gehütet! Es ist todt!“

Er hielt eine Weile inne.

War sein Reden bis dahin ein mit sich selbst geführtes Selbstgespräch, bei dem er vielleicht keinen Zeugen vermuthet hatte, so erhob er sich jetzt zu einer unmittelbaren Ansprache an den ihm gegenübersitzenden Bruder.

Er hatte seine Stellung verändert; er saß aufrecht und sein Angesicht war ganz frei.

Seine Stimme klang voll und durchdringend, als er wieder begann:

„Aber nicht so sprechen die „Frommen“ und Gerechten im Osten, denn von dort wird das Licht ausgehen, und nicht eher endet sein Lauf, als bis es nach Westen gelangt ist. „Wir haben dein Erbtheil gehütet, Herr,“ werden sie sagen, „und als Alle aus deinem Weinberge entflohen waren, um in den benachbarten Gärten ihrer Lust nachzugehen, haben wir, wir allein treu und wachsam ausgehalten. Nicht *wir*, o Herr, haben unsere Kinder, deine Augenweide, in die Freiheit geführt; nicht *wir* haben dein Erbe verschlemmt und vergeudet; nicht *wir* sind zu ihnen hinabgestiegen, die mit ihren Weibern lauerten, um dann von sich rühmen zu können: Siehe, wir

haben Euch vermindert, denn das Kind gehört nicht mehr seinem Vater an, es gehört uns. Nicht wir haben uns von dem Gifthauche ihrer Bücher bethören lassen, in denen dein heiliges Wort angespieen wird! Wir haben gebetet indessen und gläubig auf die Ankunft deines Boten geharrt. Deine Getreuen sind wir, gieb uns unseren Lohn! Wir, deine Frommen und Gerechten, beugen vor dir das Knie, wir bücken uns vor dir und bekennen unseren Glauben; wir sind noch dein Volk und du bist unser Herr! Dein Erbe und dein Liebling, deine Augenweide und der Erstling deiner Liebe! An dem Tage ist Gott der Einzige und sein Name der Einzige!"

Er war aufgestanden und dicht vor Jonathan hingetreten. Es ging von ihm wie eine versengende Lohe aus.

„Jonathan," rief er, „antworte mir, wenn du kannst!"

„Was willst du von mir?"

„Hast du dein Kind in guter Hut?" fragte der Landstreicher, die Blicke mit einer Art auf ihn gerichtet, als hätte er die Gewalt, die widerwilligsten Gedanken an sich zu ziehen und zu unterwerfen.

Aber Jonathan hielt diesen Blick aus.

„Ja," sagte er, „das Kind ist in guter Hut!"

Es ist beschlossen! Morgen in der Frühe wird Jaroslaw Patek, der Schmied, mit dem Wägelchen aufbrechen. Er wird den Brief Veile's mit sich nehmen. Dorothea wird ihn lesen und verstehen. Wenn nicht, so haben wieder einmal die alten schlimmen Gewalten, zwei „böse Augen," gesiegt.

XVII.

Auf grünem Feldrain.

Der Sonntagmorgen war gekommen. Der Landstreicher hatte sich seiner Gewohnheit gemäß frühzeitig erhoben und war eben im Begriffe, das Haus zu verlassen. Er trug um Kopf und linken Arm die ledernen Gebetriemen geschlungen.

Unten in dem Hausflur traf er mit Jonathan zusammen. Er sah ihn mit erstaunten Augen an.

„Wohin willst du so frühe?" fragte er.

„Ich gehe meinem Kinde entgegen," sagte Jonathan.

„Deinem Kinde?" rief der Landstreicher mit schlecht verhehltem Verdrusse. „Ein Vater soll seinem Kinde niemals entgegengehen, das ist gegen die Zucht. Das Kind muß kommen und der Vater es sitzend erwarten," fügte er mit unsagbarer Härte hinzu.

In seinem mächtigen Gehirne hatte er wieder den Faden gefunden, der ihn in die Wirrniß seines gestrigen Selbstgesprächs zurückführte.

„Ich freue mich aber auf das Kind," meinte Jonathan.

„Freuen? Wer freut sich noch auf dieser Welt?" sagte der Landstreicher, die Brauen dichter zusammenziehend.

„Ich!" sagte Jonathan.

Der Landstreicher berührte mit der Hand den ledernen Knopf der Gebetriemen, der grade über der Mitte seiner Stirn saß und führte sie dann andächtig zum Munde.

Wollte er sich damit gleichsam feien gegen die Gewalt des von ihm ausgesprochenen Gelüstes? . . .

„Du wirst auch einmal ganz anders reden!" sagte er.

Sie waren auf die Gasse getreten. Der Landstreicher blieb zögernd stehen.

„Ich sollt' dich heute nicht verlassen, Jonathan," rief er und seine Stimme klang mit einem Male weich.

Er hatte die Hand auf Jonathan's Schulter gelegt, was er noch niemals gethan hatte.

„Ich gehe, auf dem Grabe meiner Eltern „Kadisch" sagen. Komm mit, Jonathan. Wir könnten da zusammen unser Herz ausschütten. Du hast es vielleicht auch nöthig. Komm mit, Jonathan!"

Sein ganzes Wesen erbebte unter dem einschmeichelnden Klange dieser Worte. Es war wie eine Mahnung an sein Gewissen; es überlief ihn eiskalt. Er sah den Ringplatz hinauf, über welchen die Straße in die deutsche Gegend führt. . . .

„Ich gehe meinem Kinde entgegen," sagte Jonathan rasch und entschlossen.

Die Hand des Landstreichers glitt von seiner Schulter.

Sie trennten sich. Der Eine ging rechts, der Andere links. Zu den Todten lenkte der Eine seine Schritte, während der Andere dem frischen Leben entgegen ging.

Die Sonne war prächtig aufgegangen. Vorbei an der noch geschlossenen Schmiede, der gestern der Meister gefehlt hat, wandelt er die Straße hinab, bis da, wo die letzten Häuser stehen und die Felder beginnen. Er will seinem Kinde entgegengehen; wie weit? Das weiß er noch selber nicht.

Die Morgenluft weht erquickend; der letzte beengende Dunst verfliegt; er fühlt sich so frei und wohlgemuth! Er will fortschreiten, so lange ihn seine Füße tragen, bis er das Wägelchen findet, das ihm den Knaben und Dorothea bringt.

Es wogt ein tausendfältiges Sinnen in seinem Gemüthe; kein Gedanke hat den rechten Platz, wo er sich ausbreiten und ausruhen könnte. Dabei ist sein Wahrnehmungsvermögen in einem ungewöhnlichen Grade klar und bestimmt. Er sieht und

hört nur das Ganze, er lauscht auch dem Einzelnen, das ihm entgegentritt. Auf den Feldern liegt bereits der sommerliche Duft. Die Zeit der Einheimsung wird bald beginnen. Er sieht nicht nur die reifende, im leisen Morgenwinde wallende Flur; er weiß und beurtheilt auch das einzelne Feld, welchen Ertrag es geben wird, wer sein Eigenthümer ist und ob es gut oder nachlässig bestellt wurde.

Hie und da fliegt ein Vogel aus dem Gebüsche auf; er kennt zwar nicht seinen Namen, aber er verfolgt ihn mit seinen Augen, wie er weiter fliegt und sich auf einen andern Baum niederläßt.

Er ist über die heimliche Gemarkung längst hinausgekommen; ein fremdes Gebiet beginnt sich auszubreiten. Aber wie der Vogel auf dem Baume sich darum nicht kümmert, wem der Zweig gehört, auf dem er sitzt, so schweiften auch seine Gedanken acht- und schrankenlos bald zu Dem, bald zu Jenem.

Vor ihm lag die Straße, die in das „Deutsche" zieht. Er schreitet immer weiter; alle Müdigkeit hat sich gelöst, alles Bangen ist von ihm gewichen. Er sagt es sich nicht, aber in seiner Seele tagt die Ueberzeugung: er ist aus dem Bereiche der „bösen Augen."

Mittlerweile ist die Sonne schon hoch heraufgekommen; es sind bereits einige Stunden, daß er sich von der Heimat entfernt hat. Noch immer ist die Straße, die er dahinschreitet, menschenleer, die Sonntagsruhe waltet noch immer. Er wandert mit ungeschwächter Kraft rüstig vorwärts. Zur Rechten sieht er aus der Niederung, die dort beginnt, den spitzen Thurm einer Kirche ragen; es ist das letzte czechische Dorf, das noch am Wege liegt. Dort an der Grenze zwischen deutschem und slavischem Wesen will er eine Weile rasten. Jetzt kommen ihm die ersten Menschen entgegen.

Es ist ein uralter Bauer, der mühsam, auf einen Stock gelehnt, dahinschleicht, während neben ihm die Bäuerin trippelt, ein gleichfalls betagtes Weiblein, dem aber die Last der Jahre den Gefallen an sich selbst nicht benommen hat. Sie trägt ein Blumensträußchen vorn am Brustlatze und die rothglühenden Nelken stehen ihr gut. Sie lenken soeben von einem Seitenwege in die Straße ein und wollen wahrscheinlich nach der Kirche, woher die reine Luft die Klänge der Glocke trägt.

An der Straße steht eine verwitterte Steinsäule und daran hängt unter Glas und Rahmen ein Bild der Mutter Gottes, die Krone auf dem Haupte und im Arme den gleichfalls gekrönten Heilandsknaben, wie er die Welt segnet. Davor bleiben die beiden alten Leute eine Weile stehen und, indem sie sich zu öfteren Malen bekreuzigen, geht über ihre Lippen wohl ein stilles Gebet.

Als er des Weges weiter ging, mußte er mehrmals zurückschauen. Er sah die Steinsäule zwar, aber von den alten Leuten war nichts mehr zu sehen. Sie waren in den Thalgrund hinabgestiegen und das wallende Getreide entzog sie seinen Blicken.

Es kann die Zeit kommen, wo er und Dorothea gemeinschaftlich an einer solchen Säule vorüberkommen werden, die ein ähnliches Bild an sich trägt, denn die Kirche, der Dorothea angehört, sucht und findet ja ihre Kraft besonders darin, daß sie ihre Erinnerungszeichen überall hinsetzt, ihre Kreuze, ihre Kapellen und Stationsbilder! Wenn Dorothea dann von seiner Seite fortgeht, wenn sie zu dem Bilde oder dem Kreuze hintritt, um ihm einige Minuten stiller Andacht zu widmen; wenn dann Worte über ihre Lippen gleiten, die er nicht mitempfindet, an denen er nicht theilnimmt ... steht er dann nicht allein, verlassen und ausgeschlossen? Hat dann ihre Ge-

meinsamkeit nicht aufgehört, wenn auch nur für eine kurz gemessene Zeit?

Die zwei uralten Leute, der Bauer und die Bäuerin, sind zusammen vor dem Bilde gestanden: Ein Hauch berührte ihre Lippen, sie bewegten sie gleichsam nach demselben Takte . . . Ruht nicht darum auf allem ehelichen Leben ein so unnennbares Wesen, weil es aus der vollen und rückhaltlosen Einigung zweier Menschen hervorgegangen ist? Worin bestand denn sein und Bella's Unglück?

Er schaute noch einmal nach der Standsäule am Wege zurück. Er sah sie nicht mehr; wie ein grauer Flor hatte es sich um seine Augen gelegt. Er hatte vergessen, daß er sich auf einer ziemlich scharfen Biegung der Straße fortbewegt hatte. Allmälig kam wieder Klarheit in sein Sinnen. Er sah die Straße wieder in gerader Richtung vor sich liegen und er mußte lächeln. Eine Erinnerung, die schon Jahre alt war, hatte sich ihm, ohne scheinbaren Zusammenhang mit dem früher Gedachten, in den Weg gestellt; er mußte ihr Stand halten. Wer hatte am Freitag Abend in seinem Hause die silbernen Leuchter auf den Tisch gestellt? Wer hatte das weiße Linnentuch darüber gebreitet? Wer hatte endlich seinen kleinen Bernhard an den Klang des „Schofars" gewöhnt? . . .

Als hätte er sich stundenlang einer trägen Ruhe hingegeben und hätte versäumte Zeit nachzuholen, schritt er jetzt mit behastetem Schritte vorwärts. Er hatte die ersten Gehöfte des Dorfes erreicht. Eine andere Bildsäule steht vor dem Eingange desselben, wie zur Wacht hingestellt. Diesmal ist es der Heiligste unter den Heiligen des Landes. Um das Haupt und die steinernen Arme des im Priestergewande gemeißelten Johannes von Nepomuk hängen verwelkte Blumengewinde, denn es ist jüngst sein „Namenstag" gewesen. Hätte

Dorothea, wenn sie zufällig im Dorfe anwesend gewesen wäre, ihre Spende dem Heiligen vorenthalten? Er lächelt wieder. Ihm ist's, als müßte er den heiligen Johannes von Nepomuk mit dem andächtig schief geneigten Kopfe, auf welchem fünf goldene Sterne leuchten, wie einen alten Bekannten seines blondhaarigen Mädchens grüßen.

Nein, nein, sie hätte gewiß die allerschönsten Blumen zu seinem Schmucke ausgesucht! Das sah ihr so ähnlich ... aber auch, daß sie am nächsten Freitage das weißeste Linnen des Hauses über den Tisch breiten wird.

Was kann Jonathan dafür, daß das uralte Räthsel der Menschheit noch nicht gelöst ist? ...

Er lenkte jetzt seinen Schritt in das Dorf; der Sonntag war erst jetzt im vollen Erwachen. Nicht mehr einzeln, sondern in hellen Haufen kamen ihm von allen Seiten die Kirchengänger entgegen. Lustige Knaben in frisch gewaschenen Hemden tummelten sich mitten durch und wurden nur hie und da durch das strenge Wort eines Vaters zur Ordnung verwiesen. Dazwischen Gekicher der jungen Mädchen, denen hie und da ein Bauernjunge im Vorbeigehen wahrscheinlich etwas Lustiges zugerufen hatte.

Was ihm jedoch auffiel, war, daß nur die Weiber neben dem unumgänglichen Blumensträußchen ein Gebetbuch in Händen trugen. Die Männer schritten ohne diese Bürde einher. Sind die Frauen überhaupt frömmer als die Männer?

Von der im Thalgrunde liegenden Kirche kamen jetzt die mahnenden Klänge stärker durch die Luft; Mädchen und Frauen behasteten ihre Schritte, während die Männer ihre gleichmäßige Gangart beizubehalten bemüht waren. Hie und da noch ein Nachzügler; ein trippelndes Mütterchen oder eine junge Mutter, die sich noch unter dem Thore von einem an ihre Rockschöße

angeklammerten Jungen losreißen muß. Dann ward es mit einem Male überall stille.

„Gestern wir und heute sie!“ dachte Jonathan laut, als er zum Dorfe hinausgekommen war. „Ist das nicht so wie ich und Dorothea?“

In demselben Augenblicke, wie er zum Dorfe hinauskam, sah er auf der Landstraße, die jetzt in schnurgerader Richtung vor ihm lag, einen fernen schwarzen Punkt, der immer größer und größer wurde, bis er sich zu einem Gefährte gestaltete.

Jetzt erkannte er bereits den Mann, der vorn auf dem Kutschbocke saß; es war Jaroslaw Patek, der Schmied. Nun nur noch eine kleine Weile lauschender Erwartung. Das Gefährte kommt immer näher; lustiges Peitschenknallen und eine Kinderstimme ruft:

„Vater, Vater!“

Und der Wagen hielt mitten auf der Straße.

„Da bringe ich sie dir wieder, Bruder!“ rief der Schmied, indem er mit dem Peitschenstiele nach rückwärts deutete. „Und auch dein Söhnchen habe ich dir mitgebracht.“

Und Bernhard, der neben ihm saß, rief übermüthig:

„Nicht wahr, Vater, ich habe gut geknallt? Das war ich, der so schön geknallt hat.“

Jonathan war bei den Pferden stehen geblieben, er schaute bald zu dem Schmied, bald zu seinem Knaben hinan, der, von Sonne und Luft gebräunt, in strotzender Gesundheit zu ihm niederblickte. Von Dorothea war nichts zu sehen. Die saß, verdeckt von dem schützenden Ledertuche, im Innern des Wägelchens und rührte sich nicht.

„Jaroslaw,“ sagte er, seine mächtige Empfindung hinter einer gleichgiltigen Miene verbergend, indem er das eine der

Rosse leise mit der Hand tätschelte, „warum kommst du erst heute? Ich habe dich schon gestern am Abend erwartet.“

„Red' du mit so einer Frommen!“ lächelte der Schmied, und sein sonst so melancholisches Antlitz heiterte sich dabei seltsam freudig auf. „Sie hat an Eurem Sabbat nicht fahren wollen und hat sich dagegen gesträubt wie ein Vögelchen, das nicht auf den Leim gehen will.“

Da wurde die Lederdecke plötzlich zurückgeschlagen; in einem Satze war das Mädchen aus dem Wagen gesprungen und stand nun flink und behende auf dem Erdboden.

„Du Lügner!“ drohte sie, über und über von Röthe übergossen, zu dem Schmiede hinauf. „Ich bin nicht gefahren, weil ich das Kind nicht der kühlen Nachtluft aussetzen wollte.“

Jaroslaw Patek lachte hell auf.

„Die hat Ausreden,“ rief er munter, „um den lieben Herrgott um seine Reputation zu bringen. Du mußt es ihr nur nicht glauben.“

„Geschah es wirklich wegen des Sabbats?“ fragte Jonathan leise, ohne die Augen aufzuschlagen.

Und sie, ebenso leise, entgegnete:

„Muß er denn das sagen?“

Dem Schmiede mochte dieses stille Zwiegespräch nicht ganz unbedenklich erscheinen; in scherzhaftem Zorne, wobei sein ehrliches Gesicht vor Freudigkeit leuchtete, rief er:

„Was, du nennst mich einen Lügner, Dorothea? Dafür muß Strafe sein, denn das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Soll ich mir das sagen lassen, von so einem grünen Blut? Ich weiß aber, was ich thue! Sie darf mir gar nicht in den Wagen hinein. Da führt ein schöner Weg durch die Felder ringsum das Dorf, bis man wieder auf die Straße kommt. Den muß sie zu Fuß gehen und ich und der Junge da fahren

indeß lustig davon. Ein anderes Mal heiß mich nicht einen Lügner!"

Er schnalzte mit der Peitsche — und das Wägelchen rollte lustig in das Dorf hinein.

Sie waren allein.

Es war Dorothea, die zuerst in den ihr vom Schmiede angewiesenen Feldweg einlenkte; sie lief mehr als sie ging. Jonathan folgte ihr nur langsam. Zu beiden Seiten des Weges stand das reifende Getreide schon so hoch, daß es die Gestalt des Mädchens, wie es so flüchtig dahineilte, zuweilen ganz verdeckte.

„Dorothea!" rief er hinter ihr.

Sie blieb, ihm abgewendet, stehen.

„Warum eilst du so, Dorothea?" sagte er, nachdem er sie erreicht hatte. „Glaubst du, der Schmied wird auf uns nicht warten?"

Sie wendete sich zögernd ihm zu. Ihr Antlitz trug einen ängstlich lauschenden Ausdruck an sich, den er früher niemals an ihr bemerkt hatte. Schwere Thränentropfen standen in ihren Augen.

„Was ist dir, Dorothea?" fragte er erschrocken. „Fürchtest du dich?"

„Ja," sagte sie, sich mühsam zusammenraffend, „ich fürchte mich vor dem Schmied. Was hat er da auf der offenen Straße hinauszuschreien, was nur zwischen mir und dir vorgeht? Und dann das Kind? Was wird das Kind sagen, wenn es erfährt, daß etwas Fremdes steht zwischen mir und ihm? Was geht das den Schmied an, was ich thun oder nicht thun will?"

Es war wirklicher Zorn, was aus dem Mädchen so sprach; das Weiße ihrer Zähne schimmerte dabei so sichtbar und ihre

Hände waren geballt, daß der Schmied von gutem Glücke sagen konnte, nicht gegenwärtig sein zu müssen.

„Dorothea," rief Jonathan ganz verwirrt, denn diese leidenschaftliche Art des Sprechens lag nicht im Charakter Dorothea's, „was willst du von Jaroslaw Patek? Du weißt, er ist ein guter Mensch und er hat es auch nicht ernst gemeint."

„Darum bin ich ja böse auf ihn," sagte das Mädchen finster. „Kein Mensch hat das Recht, mit solchen Dingen Spaß zu treiben. Was soll das unschuldige Kind denken, wenn es hört, daß ich an „Euerem" Sabbate nicht fahren wollte? Bisher war es gewohnt, was sein ist als mein, und was mein ist als sein anzusehen. Ich habe keinen Unterschied in ihm aufkommen lassen, und so habe ich es auch fortsetzen wollen. Jetzt hört es mit einem Male aus dem Munde des Schmiedes, daß es etwas in der Welt giebt, was ihm allein gehört. Muß es da nicht von selbst auf den Gedanken kommen, daß es wieder andere Dinge giebt, die nicht ihm gehören? Seit das Kind bei mir ist, hat es niemals gehört, daß sein Sabbat nicht auch mein Sabbat und mein Sonntag nicht auch sein Sonntag ist. Wozu sagt das der Schmied? Das Kind sitzt neben ihm, es hört ihn und wird mir in Zukunft nicht mehr glauben."

„Du bist zu streng, Dorothea," lächelte Jonathan, „und du siehst die Sache viel zu ernst an."

Sie schüttelte mit einer Art wilder Entschlossenheit den Kopf und Jonathan erkannte daran, daß der Zorn noch immer nicht von ihr gewichen war. Welch ein holdseliger Reiz um das Mädchen lag!

„Du hättest Recht, Dorothea," sagte er, ihr in die feucht glänzenden blauen Augen sehend, „wenn das Kind immer in deiner Hut bleiben könnte. Wenn es keinen anderen Laut hören würde, als der aus deinem Munde kommt, und keine

Hand seinen Kopf berühren dürfte, als eben die deine! Kannst du aber der Luft verwehren, daß sie nicht zu dem Kinde kommt? Kannst du den Menschen verbieten, wenn das Kind älter wird, daß man es lehrt, wie es Dinge giebt, die nur sein sind und nicht dein?"

„Ja, ich kann," sagte das Mädchen mit leuchtenden Augen, „ich kann."

Ihr ganzes Wesen schien bei diesen Worten wie um eine Kopfeslänge dem Boden der gemeinen Wirklichkeit entrückt.

Jonathan sah sie erstaunt an. Solch eine Wandlung hatte er noch nie erlebt; vor seinen Augen blühte ein sichtbares Wunder auf, die volle Entfaltung einer Seelenknospe, die Lösung eines Geheimnisses, das ihn bisher im Dunkeln gelassen hatte.

„Wie willst du das anfangen, Dorothea?" fragte er wieder mit einem Lächeln.

Die holdeste Schamröthe war dem Mädchen wieder in die Wangen gestiegen. Mochte es darum sein, daß sie Rede und Antwort geben sollte auf etwas, was ihr selbst ungeklärt im Gemüthe lag? Ihre Stimme war zu einem leisen Flüstern geworden, als sie, halb zur Seite gewendet, die Hände ineinandergelegt, in reizender Verlegenheit sagte:

„Man muß dem Kinde nur tagtäglich vorsagen: Der Sabbat ist ganz dasselbe, was der Sonntag ist, und der Sonntag hat keinen Vorzug vor dem Sabbat. Ein Kind glaubt Alles, das Gute wie das Schlechte. Es kommt nur darauf an wer es ihm sagt."

„Dorothea," rief Jonathan, und er umfaßte sie dabei mit beiden Armen, „wo hast du das gelernt?"

„Ich denke nach!" sagte sie einfach und entwand sich ihm züchtig.

„Dorothea," sagte er noch einmal, „wo und von wem hast du das gelernt?"

„Gelernt?" gab sie zur Antwort. „Gelernt habe ich es nicht, aber ich habe es bei dir in deinem Hause gesehen, Jonathan."

Es war das erste Mal, daß sie ihn so und nicht anders nannte. Dies sowohl, als die einfach schlichte Aufklärung, die sie ihm gegeben, brachte ihn in die äußerste Verwirrung.

„Dorothea," sagte er stockend und fast traurigen Tones, „ich muß dir deinen Irrthum benehmen. Bei mir hast du so etwas weder gesehen, noch gehört. Grade im Gegentheile. Du möchtest ganz anders reden, wenn du die Gedanken hättest belauschen können, die ich vor kaum einer halben Stunde gehabt habe."

„Jonathan!" sagte das Mädchen, und das einzige Wort richtete ihn belebend wieder auf.

Er schaute wieder in ihre Augen und fand, daß es nichts Treueres auf dieser Erde gab.

„Warum bist du so traurig?" fragte sie ihn nach einer Weile.

„Du sagst, du habest in meinem Hause das gesehen? Du willst dein goldenes Wort von mir gelernt haben, Dorothea? Bist du da nicht im Irrthum?" rief er.

„Es ist so," nickte sie mit dem Kopfe, „du und kein Anderer bist mein Lehrmeister gewesen. Erinnerst du dich noch, wie du mich, die auf dem Bänkchen vor des Schmiedes Werkstätte weinend saß, mit dir genommen und in dein Haus gebracht hast? Hast du mich damals gefragt: Mädchen, wirst du auch über unseren Sabbat nicht lachen? Oder wird dir Das und Jenes, was du von uns siehst, nicht fremd erscheinen? Nein, du hast so etwas nicht gefragt, weil es gar nicht in

deiner Natur liegt. Du hast nur einfach zu mir gesagt: Bleibe und wein' dich aus. Und nachdem ich mich ausgeweint hatte, bin ich bei dir geblieben und habe all das, was ich von dir gesehen habe, auf dein Kind übertragen. Bist du da nicht mein Lehrmeister gewesen?"

„Und doch bist du im Irrthum, Dorothea!" sagte er mit neu hervorbrechender Traurigkeit. „Armes Kind, ich bin gar nicht, wie du mich dir vorstellst. Ich stehe tief unter dir und reiche zu dir nicht hinauf. Ich bin ein von Zweifeln gequälter Mensch! Ich sehe das Glück vor mir, es steht vor meinen Augen und ich kann es mit der Hand ergreifen. Warum bin ich nicht so wie du?"

Sie sah ihm mit ihren treuen Augen voll, und als wollte sie bis an den Kern seiner Seele dringen, ins Angesicht.

„Warum redest du nur so, Jonathan?" sagte sie. „Ich verstehe dich nicht. Wenn ich dich so reden höre, so ist es mir, als ob ich Bernhard hören möchte, wenn er aus dem Schlafe spricht. Manchmal ist das, was er sagt, ganz zusammenhängend und hat einen Sinn. Dann aber, wenn ich meine, er ist wach, und ich will zu ihm sehen, kommt etwas dazwischen, was mir zeigt, daß er blos träumt. Warum träumst du, Jonathan?"

„Vielleicht ist es so, wie du sagst, Dorothea!" sprach er leise vor sich hin.

„Ein Mensch muß nicht mit offenen Augen träumen!" sagte das Mädchen mit ihrer ruhigen Festigkeit, und auch nicht der fernste Anklang eines Vorwurfes lag in diesen wenigen Worten. „Das erschreckt Einen," fügte sie noch hinzu.

„Laß uns gehen, Dorothea," rief Jonathan mit einem Male überlaut, „der Schmied wird auf uns warten."

Jetzt schritt er ihr voran; sie folgte ihm nur zögernd.

Aber der Weg zwischen den Getreidefeldern ward oft so enge, daß ihnen die bereits der Reife entgegenwallenden Aehren ins Gesicht schlugen.

Es kam ihnen Niemand entgegen, dem sie auszuweichen hatten.

Die Luft war so still; oben am Himmel schwamm die Sonne im reinsten Gold. Sie hörten nur das Pochen ihres eigenen Herzens — und zuweilen das Summen eines Käfers, den sie aufgestört hatten. Von der Dorfkirche im Thalgrunde erschollen jetzt drei rasch hintereinander folgende Schläge.

Jonathan wendete sich um; da sah er, wie Dorothea sich bekreuzte und dann mitten im Getreidefelde auf ihre Knie gesunken war . . .

„Was war das, Dorothea?“ sagte er.

„Sie haben zum Sanctus geläutet,“ gab sie zur Antwort.

„Ist das ein Gebet?“

„Ja.“

„Kannst du es auswendig?“

„Ich kann es.“

„So sag's, Dorothea, wenn du es darfst.“

„Ich soll das nicht sagen dürfen?“ rief sie verwundert.

„Es muß etwas Besonderes sein,“ sagte Jonathan, „weil du dabei auf die Knie gefallen bist.“

„In unserer Kirche muß man sehr oft knien,“ antwortete sie, „besonders beim Sanctus.“

„Wie lautet das?“

„Heilig, heilig, heilig ist der Herrgott Zebaoth, —“ begann Dorothea, indem sie unwillkürlich sich der Gegend zuwendete, woher die Glockenklänge gekommen waren.

Sie hatte die wenigen Worte in jenem Tonfalle, den man den psalmodirenden nennt, gesprochen.

„Merkwürdig," unterbrach sie Jonathan, „sagt man das auch bei Euch?"

„Das ist unser Sanctus," sagte Dorothea mit großem Ernste.

Dann setzten sie ihren Weg weiter fort, still und schweigsam, und je nachdem der Feldrain sich erweiterte, oder verengte, gingen sie bald neben-, bald hintereinander. Oft war das Mädchen so dicht an ihn geschmiegt, ihr Athem wehte ihn an und all die Lieblichkeit ihres Wesens war ihm niemals, selbst nicht unter der Linde des Wirthshausgartens, so unmittelbar nahegetreten. Und doch war es Beiden, als schritte der Engel mit dem flammenden Schwerte mitten zwischen ihnen und hielt sie auseinander, daß sie, wie durch meilenweite Entfernungen getrennt, nebeneinander gehen.

So hatten sie den großen Kreis, den der Feldrain rings um das Dorf zieht, beinahe zurückgelegt. Die weiße Straße ward sichtbar, und dort wartete Jaroslaw Patek, der Schmied, um sie der Heimat entgegenzuführen.

Wieder blieb Jonathan stehen.

„Dorothea," rief er ihr zu, die indessen um einige Schritte zurückgeblieben war, weil sie Zeit gefunden hatte, einige verspätete Korn- und Mohnblumen zu einem Strauße zu binden, „Dorothea," rief er, „komm zu mir, ich habe mit dir ja noch gar nichts gesprochen."

„Gleich, gleich," rief sie aus dem Getreide zurück, „ich brauche nur noch zwei Blumen, eine rothe und eine blaue, dann bin ich fertig."

Sie kam dann, hochgeröthet von dem in der steigenden Sonnenhitze doppelt beschwerlichen Bücken, auf der Stirne perlende Schweißtropfen.

„Für wen sind denn die Blumen?“ fragte Jonathan neugierig.

„Die bringe ich der alten Frau Veile mit,“ sagte Dorothea, indem sie das Sträußchen in liebevoller Selbstbewunderung vor sich hinhielt.

„Sie ist ja blind, Dorothea!“ rief er.

„Was thut das zur Sache?“ meinte sie. „Wenn ich der alten blinden Frau erzähle: da in diesem Strauße, den ich dir in die Hand gebe, sind rothe und blaue Blumen, Kornblumen und Mohnblüthen, und ich habe sie für dich auf dem Felde gepflückt, da wird sie sich erinnern, wie so ein Feld einmal ausgesehen hat. Und das wird ihr wohlthun. Wie ist's so schrecklich, daß ein Mensch sagen muß: einmal, vor so und so viel Jahren, habe ich einen grünen Acker gesehen, oder ein Kornfeld, worin blaue und rothe Blumen gestanden sind. Kannst du dir das vorstellen, Jonathan?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte er halb zerstreut und schaute vor sich hin.

Er hatte ja nicht von den Blumen sprechen wollen, die Dorothea für die alte Veile gepflückt hatte. Er hatte sie zu sich gerufen, weil sich ganz andere Fragen auf seine Lippen gedrängt hatten. Nun aber floß der Strom ihres Redens so golden und klar, daß er ihr mit einer Art wonnigen Behagens fort und fort gelauscht hätte.

„Ich sage dir, es muß was Schreckliches sein, wenn man sich mit aller Gewalt darauf erinnern soll, wie es einmal vor so und so vielen Jahren draußen auf einem Felde ausgesehen hat,“ fuhr Dorothea fort, während die feine Röthe ihres Gesichts allmälig wieder hervortrat. „Darum sollte man die Menschen schon frühzeitig daran gewöhnen, sich eine Sache ganz

gut und genau anzusehen. Man kann ja nicht wissen, was Einem geschieht."

Sie schwieg eine Weile; ihr Antlitz hatte einen eigenthümlich sinnenden Ausdruck angenommen. Dabei hielt sie das Sträußchen wieder vor sich hin, als gälten ihm allein seine Gedanken.

„Weißt du, Jonathan," begann sie wieder, und ihr Ton hatte etwas Geheimnißbergendes, „ich habe lange Zeit, ohne daß du es vielleicht bemerkt hast, mit unserem Bernhard manches stille Leid gehabt. Das Kind war merkwürdig eingenommen gegen alles Grüne, ja gegen alles Wachsende überhaupt. Wenn ich ihm eine Blume in die Hand gegeben habe, um damit zu spielen, hat er sie leichtsinnig weggeworfen; ich mochte so lange im Garten sein, als ich wollte, das Kind hat sich nie herbeigelassen, ein paar armselige Blümchen mit nach Hause zu bringen, um sie seiner Mutter zu übergeben. Aber gepflückt hat er sie und umhergestreut, als wollte er damit sagen: sie sind zu gar nichts nütze. Das hat mich von dem Kinde lange Zeit bitter gekränkt, ohne daß ich ein Mittel dagegen gewußt habe. Aber mit Geduld habe ich ihn endlich doch dazu gebracht, eine Blume und überhaupt ein grünes Feld anders anzusehen, als sein eigensinniges Köpfchen gewollt hat. Jetzt ist das, Gottlob, mit ihm ganz anders geworden. Jetzt hält er sich nirgendswo lieber auf, als draußen im Freien; und wenn er jetzt hier wäre, hättest du gesehen, wie grade er die schönsten Blumen für Veile's Sträußchen gefunden hätte, viel schönere als ich, denn seine Augen sind jetzt offen. Warum das früher so ganz anders gewesen ist? Ich habe oft darüber nachgedacht und habe es nicht herausgefunden, bis es mir auf einmal eingefallen ist. Das war in jener Nacht, als die Männer mit den geschwärzten Gesichtern in unser Haus ein-

drangen. Wie soll das Kind Freude an einer Blume oder an einem grünen Felde finden, habe ich mir damals gesagt, wenn es in seiner eigenen Wohnstätte nicht sicher ist? In der Stille der Nacht, heimlich wie die Diebe und gewaltthätig wie die Räuber sind sie gekommen und haben ihn erschreckt. Als ich meinem Vater davon erzählt habe — denn du mußt wissen, er hat Bernhard auch sehr gerne —, so hat er gemeint: „Was willst du, Mädchen? Es hat einmal noch ärgere Zeiten gegeben, das ist jetzt wie Tag gegen Nacht. Nicht einen Fleck grünen Bodens haben sie besitzen dürfen; blos die Stelle, wo sie ihre Todten begraben konnten, war ihr eigen. Sonst nichts." Jetzt habe ich gewußt . . . warum sich unser Bernhard so langsam und widerwillig an Blumen gewöhnen ließ."

„Du hast mit deinem Vater gesprochen, Dorothea?" fuhr Jonathan auf. „Um das habe ich dich ja fragen wollen!"

„Ja," sagte sie, ihn verwundert ansehend.

„Und was hat er dir gesagt?" fragte Jonathan nach einer Weile stockend.

„Das habe ich dir soeben erzählt," meinte Dorothea.

„Von dem ist nicht die Rede, Dorothea!" sagte Jonathan in einer Verwirrung, die den Augen des Mädchens nicht entgehen konnte.

„Ich verstehe dich nicht," erwiderte sie mit einem lieblichen Kopfschütteln.

„Hast du ihm gesagt, Dorothea . . ." sprach er leise, indem er ganz nahe an sie herangetreten war, „hast du ihm auch gesagt, daß du Bernhard's Mutter werden willst?"

„Gleich am ersten Tage, als ich nach Hause gekommen war," sagte sie offen und klar.

Jonathan's Frage schien sie nicht im mindesten überrascht oder verwirrt zu haben.

„Und er?“ fragte Jonathan.

Sie lächelte gar fein.

„Jetzt verstehe ich dich!“ sagte sie leise.

„Was hast du mit ihm gesprochen, Dorothea, und er mit dir?“

Es waren hastige, hervorquellende Worte, die Zeugniß gaben, wie stürmisch bewegt sein Gemüth war.

„Mußt du das Alles wissen, du Gewaltthätiger?“ meinte Dorothea. „Du bist doch kein Priester, dem ich zu beichten habe?“

„Sag's nur, Dorothea!“ drängte Jonathan.

Sie besann sich einen Augenblick. Sie schien im Kampfe mit sich zu sein, ob sie der Bitte Jonathan's willfahren solle oder nicht. Ihre Augen hatten den ruhig sicheren Glanz verloren; es leuchtete darin etwas Irres. Um ihre Mundwinkel hatte sich ein Zug gelagert, als wenn sie dem Weinen nahe wäre.

„Muß ich dir das sagen?“ wiederholte sie unentschlossen.

Und da er nur mit dem Kopfe die Antwort nickte, schien mit einem Male ihr altes Wesen wieder in sein Recht getreten zu sein. Sie sah wieder mit ihren großen treuen Augen zu ihm hinan und es war kein Falsch, keine Verstellung, auch nicht die flüchtigste Spur von Ziererei darin zu lesen. Der weinerliche Zug um die Mundwinkel war verschwunden.

Sie athmete tief auf, bevor sie redete.

„Nun gut, Jonathan,“ sagte sie, „da du es willst, so muß ich es dir wohl sagen. Du wirst aber sehen, es hätte damit noch Zeit gehabt, denn es ist nicht viel zu berichten. Der Vater, das mußt du wissen, ist ein Mann von kurzem Wort; es muß das von seinem Webstuhl kommen. Wenn er davor sitzt und webt, so muß er stille sein, denn sonst geräth seine

Arbeit in Verwirrung. Wie ich ihm nun meine Sache erzählt habe, hat er einfach und ohne es sich lange zu überlegen gesagt: „Soll ich dir einen Rath geben, Mädchen, oder erwartest du von mir einen Befehl?" „Weder das Eine, noch das Andere," habe ich ihm geantwortet, „denn so lange ich lebe, bin ich stets mit mir selbst fertig geworden." Erst sieht er mir, wie das so seine Gewohnheit ist, eine Weile ins Angesicht, dann sagt er: „Du hast Recht, Mädchen, und bist auch alt genug, um dir selbst zu rathen. Du mußt es wissen, ist es dein Glück oder nicht. Ich könnte dir zwar als dein Vater befehlen, denn das Recht steht mir zu, aber weil ich dich kenne, mache ich keinen Gebrauch davon." Dann setzte er sich wieder an seinen Webstuhl und webte weiter. Aber am Abende, als ich meinen Bernhard, der müde zum Umsinken war, zur Ruhe gebracht habe, und Bernhard hat grade sein Nachtgebet beendigt und war bei den letzten Worten eingeschlafen, kommt er wieder und sagt: „Dorothea, du solltest die Sache nicht ganz allein auf dich nehmen. Deine Schultern werden sich zu schwach dafür erweisen. Dafür ist ja eben ein Anderer bestimmt und dessen Amt ist es, daß er dem Hilflosen seinen Rath giebt." „Bin ich denn hilflos?" frage ich darauf. „Halte dich nicht für zu stark, Mädchen," sagt der Vater, „und suche ihn auf." „Wen meinst du, Vater?" frage ich wieder. Er sagt: „Geh' zum Geistlichen in die Kirche, Dorothea, denn es ist ja doch eigentlich *seine* Sache."

Jonathan fiel der sonderbar scharfe Ton auf, den Dorothea in diese letzten Worte legte.

„Das hat dir dein Vater gesagt?" unterbrach er sie. „Und du?"

„Muß ich dir das auch sagen?" meinte sie traurig. Ihre Augen waren wie bittend auf ihn gerichtet.

„Das ist ja die Hauptsache, Dorothea!“ sagte Jonathan leise.

„Es ist wahr,“ rief sie, sich ermannend, „du mußt ja Alles wissen. Aber ich weiß nicht, ob du Recht daran thust. Oft ist es besser, daß man etwas für sich behält ... und nicht Alles sagt!“

„Dorothea,“ rief er heftig, „behalte es nicht für dich! Es könnte uns Beide einmal reuen! Und es hängt davon so viel ab ... Glück und Unglück!“

„Red' nicht so, Jonathan!“ rief sie ängstlich. „Was ich dir zu sagen habe, ist ja nicht so wichtig. Wenn du es nach allen Seiten umkehrst und umwendest, so findest du darin nichts, was der Mühe werth wäre. Ich bin ein einfältiges Mädchen.“

Ein Schatten flog über Jonathan's Angesicht.

„Sei nicht böse, Jonathan!“ bat sie. „Ich kann es nicht sehen, wenn du so dreinschaust. Ich will dir ja nichts verhehlen.“

Es verging aber doch noch einige Zeit, bis sie das aussprechen konnte, was ihr auf der Tiefe der Seele lag und sich ihr so schwer losrang.

„Was mir der Vater gesagt hat,“ begann sie halb zögernd, halb entschlossen, „das habe ich mir wohl gemerkt. Der Vater meint es ja so gut mit mir! Es ist mir die ganze Nacht durch den Sinn gegangen. Ich soll zum Geistlichen gehen, hat er mir gesagt, denn das wäre seine Sache. Erst hat es mir vor lauter Gedanken das Gehirn zerwühlt, als wären Ameisen darüber gekommen. Ist es nicht der Vater, der dir das gerathen hat, und bist du nicht sein Kind? Und ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht, daß ich ihn wie eine Vornehme behandelt habe. Warum soll ich nicht zu dem Geistlichen gehen?

frage ich mich zum hundertsten Male. Gehen sie nicht Alle zu ihm, weil es seines Amtes ist, ihnen ihre Last und ihre Bedrängniß abzunehmen? Willst du allein eine Ausnahme machen? Sie werden ja mit Fingern auf dich deuten, wenn du es nicht thust! Sie werden dich nicht in die Kirche lassen! Sie werden dich wie eine Kranke betrachten, der man aus dem Wege gehen muß!"

Das Mädchen mochte in diesem Augenblicke das Schwerste ihres Lebens ausgesprochen haben. Jeder einzelne Satz hatte sich ihr stoßweise entrungen; es war, als hätte sie mit jedem einen Kampf zu bestehen gehabt.

Von nun an sprach sie leichter und freier. Alles Zaghafte war von ihr gewichen. Es war wieder die alte Dorothea.

„Bist du böse?" fragte sie mit dem vollen Anblicke ihrer treuen Augen.

Jonathan entgegnete nichts.

„Das war eine traurige Nacht, Jonathan!" begann sie wieder. „Aber wie es Morgen ward und draußen auf dem Hofe kräht der Hahn, und ich sehe, wie mein Bernhard in seinem Bettchen allmälig munter wird und die Arme ausstreckt, da ist mir mit einem Male der Nebel der ganzen Nacht von den Augen gefallen. Warum soll meine Sache, für die ich doch allein verantwortlich bin, seine Sache sein? habe ich mich gefragt. Warum soll das seine Sache sein? Und wenn ich nun nicht will? . . . Hat er das Kind aufgezogen so wie ich? Hat er seinen Schlaf bewacht, wenn es krank war, oder hat er es zum ersten Male sprechen gehört? Nein, nein! hat es in mir gerufen. Was weiß der, was ein Kind ist? War er's nicht, so war's der Andere, der mit der glatten Zunge, der uns die schwarzen Männer ins Haus geschickt hat. O, Jo=

nathan, was hat ihm das arme Kind gethan, womit hat es ihn beleidigt? Wie mir das klar geworden war, da war ich auch schon fertig in mir. Seine Sache kann ja gar nicht die deine sein, habe ich mir gesagt. Und du gehst nicht hin zu ihm, Dorothea! Und Bernhard ist deine Sache und sie geht ihn nichts an. Das Alles habe ich mir gesagt, und wie Bernhard das erste Wort zu mir gesprochen hatte, war Alles gut ... Alles, Alles!"

„Warum pressest du die Lippen so zusammen, Jonathan?" unterbrach sie sich mit einem Male. „Es sieht fast aus, als ob du böse auf mich wärest. Ist denn nicht Alles gut?"

Er versuchte zu lächeln, aber der Schatten der Traurigkeit, die sich wieder über ihn gelagert hatte, verscheuchte es.

„Alles ist gut, Dorothea," sagte er, „was von dir kommt. Hat dir dein Vater sonst nichts mehr gesagt? Er muß mit dir noch etwas geredet haben."

„Nichts!" meinte sie ausweichend.

„Erinnere dich, Dorothea!"

„Wie bist du doch!" rief sie, ihr tiefes Erröthen vor ihm verbergend. „Kann denn gar nichts in mir zurückbleiben?"

Er faßte sie an der Hand und zog sie an sich.

„Was hat er dir noch gesagt?" fragte er über sie gebeugt.

„Wie du mir geschrieben hast, ich soll zu der alten blinden Frau kommen, hat er aufs Neue mit mir geredet. „Dorothea," hat er gesagt, „ich sehe, deine Sache geht jetzt ihrem Ende zu. Du hast von mir keinen Rath annehmen wollen und bist zu dem Geistlichen nicht gegangen. Jetzt wirst du es ganz allein durchzuarbeiten haben und Niemand wird dabei sein, der dir hilft. Zweierlei Wege sind es, die vor dir offen liegen. Entweder du mußt es über dich bringen, seine Religion anzu-

nehmen, oder er muß sich zu deiner bekennen. Einen dritten Weg giebt es nicht . . ."

Unwillkürlich hatte sie das Wort „nicht" so scharf betont, daß Jonathan, der sie, wie in stiller Verzückung, noch immer an der Hand hielt, nur dieses Eine gehört zu haben schien.

„Nicht?" schrie er überlaut.

Dann mochte ihm wieder die Besinnung gekommen sein.

„Dein Vater hat also gemeint, es giebt nur zweierlei Wege?" sagte er mit dem Tone verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Ja."

Plötzlich ließ er ihre Hand los; er hatte sich niedergebeugt und mit hastiger Bewegung von den Halmen des Feldes, die ihm zunächst standen, eine Handvoll Aehren abgerissen, die er dann wie prüfend wog.

„Sie sind noch nicht reif," bemerkte das Mädchen.

Da warf er die Aehren weit fort ins Feld; er riß Dorothea in stürmischer Umarmung an sich. Sein flammendes Gesicht an das ihre gedrückt, rief er:

„Dorothea, ich kann nicht von dir lassen, ich kann nicht! Ich werde den Einen Weg gehen, ich . . ."

Dorothea stieß einen Schreckensschrei aus, wie er ihn noch niemals vernommen hatte.

Sie hatte sich aus seiner Umstrickung losgerissen und stand bleich und mit allen Anzeichen tiefster Verstörtheit vor ihm.

„Was ist dir?" rief er. „Warum bist du so erschrocken, Dorothea? Hörst du denn nicht, daß ich Alles thun will, um dich zu behalten!"

Sie stand einige Schritte von ihm entfernt.

„Das willst du thun, Jonathan?" rief sie mit trocken heiserem Tone. „Warum willst du es thun?"

„Bist du dessen nicht werth, Dorothea?“ fragte er, dessen Augen und Antlitz leidenschaftlich flammten, zurück.

„O, mein Gott!“ sagte sie und griff dabei nach der Stelle ihres Herzens, als ob sie dort einen Schmerz empfände.

Dann kam sie langsam, ohne die Augen aufzuschlagen, auf ihn zugeschritten und legte ihre Hände auf seine Schulter.

„Thu' das nicht, Jonathan,“ sagte sie innig, „thu' das nicht meinetwegen.“

„Was willst du? . . .“ rief er, unter dieser Berührung zusammenzuckend.

Sie aber war kraftlos an ihm hinabgeglitten, so daß sie fast den Erdboden berührte, und in dieser Stellung rief sie mit von Schluchzen erstickter Stimme:

„Thu' das nicht, Jonathan! Wer bin ich, daß du um meinetwegen deine Seele schänden solltest? Ich könnte es ja nicht ertragen, daß du das meinetwillen gethan hast! Denn ein Schänden deiner Seele wäre es, weil ich dich kenne und weil du das nicht ertragen könntest. Denk doch nicht dran! Du mußt so einen Gedanken weit fort von dir schleudern. Er darf dir nie mehr kommen. Du darfst es nicht thun, schon weil das Kind da ist. Um Bernhard's Willen thue es nicht, Jonathan! Das Kind darf keinen Lügner zum Vater haben.“

„Ich verstehe dich nicht, Dorothea!“ rief er verwirrt. „Willst du denn nicht mein Weib werden, Dorothea?“

„Thu' es nicht, Jonathan!“ wiederholte sie unter strömenden Thränen. „Wozu bin ich denn da? Warum sagst du nicht zu mir: Dorothea, der Weg, den ich nicht gehen darf, geh' du ihn! . . . Ich bin ja bereit, ihn zu gehen.“

„Dorothea!“ schrie Jonathan und er wollte das Mädchen an sich reißen.

Sie entwand sich ihm aber scheu und trat einige Schritte von ihm zurück.

In demselben Augenblicke fing die Glocke im Thalgrunde wieder zu läuten an. Mit vorgebogenem Leibe horchte sie nach den Klängen hin, welche die Luft in aller Reinheit zu ihr trug; dabei ging ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper.

Auf ihrem Antlitze lag keine Freude, wohl aber der Ausdruck einer gewissen Aengstlichkeit.

Als die Glocke geendigt hatte, rief sie:

„Komm, komm, der Schmied wartet auf uns und das Kind wird sich fürchten, wenn es so lange allein bleibt."

Ohne nach rückwärts zu schauen, schritt sie hastig voraus. Jonathan folgte ihr in einiger Entfernung. Nach dem gewaltsamen Aufschrei seines Glückes war er jetzt wie betäubt. Sie aber schritt immer hastiger und schneller vor ihm einher. Einige Male rief er wohl ihren Namen, sie aber kehrte sich nicht daran.

So hatten sie den Feldrain, der sich im großen Halbkreise um das Dorf zieht, zurückgelegt, ohne ein einziges Mal anzuhalten. Jetzt lag die Straße vor ihnen, und dort, wo die Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk steht, harrt der Wagen mit den zwei Pferden.

Da blieb sie stehen; ihre Kräfte waren erschöpft. Nach einer Weile kam auch Jonathan.

„Dorothea," sagte er, und es klang wie ein Vorwurf, „es sieht ja fast aus, als ob du vor mir fliehest? Was ist über dich gekommen?"

Sie vermochte aber vor Erschöpfung nicht zu reden.

„Komm, komm," rief sie endlich mühsam, „der Schmied wartet und das Kind ist mit ihm allein. Wie leicht kann es nicht Schaden nehmen! Und dann die alte blinde Frau! Sie

wartet auch und sie kann nicht schlafen, hat sie mir geschrieben, ohne mich. Komm, komm, Jonathan!"

XVIII.

Das Kind lernt.

Stumm und in sich gekehrt, als wäre aus der Welt Alles verschwunden, was sie sich noch mitzutheilen hatten, saßen sie in dem engen Wagen nebeneinander. Es wollte kein Wort zwischen ihnen aufkommen. Nur der Knabe wurde, je näher es der Heimat zuging, desto lustiger. Jaroslaw Patek, der Schmied, mußte ihm bald die Peitsche, bald die Zügel in die Hand geben, und aus den übermüthigen Zurufen an die Pferde mußte man erkennen, er sei der stolzen Meinung, die Thiere wüßten keinen besseren Führer als ihn. Dann glitt ein flüchtiges Lächeln über die bleichen und erschöpften Züge des Mädchens; man sah es ihr an, sie freute sich über die wachsende Kraft des Knaben und über die Heiterkeit seines Gemüths.

Als sie an dem ersten Hause angelangt waren, da wo der Mauthschranken steht, sagte Dorothea auf den Schmied deutend:

„Laß ihn jetzt halten, Jonathan. Ich will von hier aus sogleich zu der blinden Frau gehen. Es ist besser so und das Kind braucht es nicht zu wissen."

„Wozu das?" meinte Jonathan. „Sie sollen wissen, die ganze Welt soll es wissen, daß ich dich wieder zurückgebracht habe."

Darauf sah sie ihn mit ihren treuen Augen bittend an.

„Red' nicht so laut," flüsterte sie, den Finger, wie Schwei-

gen gebietend, an die Lippen gelegt. „Der da draußen könnte dich hören."

„Er kann es hören!" rief Jonathan überlaut, und es war gut, daß das Rasseln des Wagens auf dem holperigen Pflaster ihn übertönte.

Der Schmied schaute sich nicht um.

Sie aber sah sehr erschrocken aus und duckte sich scheu in die Ecke des Wagens zurück. Nach einer Weile sagte sie wieder leise:

„Laß mich jetzt, Jonathan! Es ist besser so, glaube es mir."

„Warum bist du nur so ängstlich?" fragte er sie.

Ihre Unruhe wuchs aber zusehends. Das Sträußchen, das sie auf dem Felde für die blinde Frau gesammelt hatte, zitterte krampfhaft in ihren Händen.

„Laß mich, Jonathan!" rief sie, während sich ihr Thränen der Angst zu den Augen herausdrängten. „Die Luft ist mir so enge . . . laß mich . . . ich glaube, ich muß ersticken, wenn ich länger bleibe . . ."

Da sagte Jonathan dem Schmiede, er möge einen Augenblick halten.

Dorothea sprang flink und behende heraus. Weder der Schmied, noch der Knabe schenkten dem ganzen Vorgange die geringste Aufmerksamkeit.

„Dorothea," rief ihr Jonathan noch einmal zu, „warum willst du gehen?"

Sie legte den Finger wieder an die Lippen, daß er schweigen solle.

„Es ist besser so," flüsterte sie halb abgewendet von ihm. „Zu Fuß bin ich von hier fortgegangen, zu Fuß will ich wieder zurückgekehrt sein. Dem Kinde sage, Dorothea muß jetzt bei der alten Frau wohnen, weil die so blind ist . . . und mache,

daß es sich nicht kränkt. Wenn du willst, kann Bernhard sich während des ganzen Tages bei mir aufhalten."

Ehe Jonathan ein Wort der Entgegnung finden konnte, war sie in ein Seitengäßchen eingebogen, durch welches man auf einem kürzeren Wege als über den Ringplatz zu dem Häuschen der alten Frau gelangen konnte.

In dem nämlichen Augenblicke war es Jonathan, als hörte er neben sich eine unsichtbare Stimme sagen: Wie eine Königin hättest du sie in dein Haus einführen sollen! Warum hast du sie von dir gehen lassen? Warum hast du sie nicht zurückgehalten? Grade jetzt hättest du mit ihr unter die „bösen" Augen deines Bruders treten können. War zwischen dir und Dorothea nicht Alles fertig? Was bedurfte es denn noch ferner?

Und nun geht sie zu der alten Blinden, um ihr als Dienstbote die schlaflose Nacht zu unterhalten! —

Er war voll Zorn gegen sich selbst und Dorothea, denn weil seine eigene Seele noch unter den Nachwirkungen einer mächtigen Leidenschaft zitterte, war ihr das Verständniß für das Thun einer anderen verflüchtigt worden. Er begriff offenbar Dorothea's Scheiden nicht. In dieser Stimmung betrat er mit seinem Kinde das Haus, seinem Bruder entgegen.

Kaum daß der Landstreicher den Kopf von dem großen Folianten aufhob, der vor ihm auf dem Tische lag, als ihm Jonathan, gereizt, wie er noch immer war, seinen Knaben mit den Worten vorstellte:

„Da ist das Kind, Bruder! Sieh ihn an, ob du eine Aehnlichkeit findest."

Jetzt erst richtete der Landstreicher die müden, unter den Lidern halbverborgenen Augen auf das Kind.

Durch die fremdartige Erscheinung erschreckt, die so fern ab von dem bisher Gesehenen sich ihm darstellte, stand das Kind wie in den Boden eingewurzelt da und starrte den wilden Mann mit dem lang herabwallenden Barte, der das bleiche Gesicht umrahmte, an.

Die Prüfung schien nicht zu Gunsten des Landstreichers ausgefallen zu sein.

„Komm näher, Knabe!" sagte dieser, nicht unfreundlich, aber gleichgiltig.

Das Kind aber hatte nicht den Muth, dieser Weisung zu folgen.

„Gib ihm die Hand, Bernhard," rief Jonathan, „es ist dein Onkel Adolph."

Da richtete sich der Landstreicher wieder in seiner ganzen, über das Gewöhnliche weit hinausragenden Höhe auf.

„Was redest du ihm diesen Namen vor?" brauste er heftig auf. „Verflucht ist dieser Name! Ich heiße Aaron und ich habe keinen anderen Namen und will auch keinen anderen Namen haben."

Dadurch steigerte sich der Schreck des Kindes bis zum Entsetzen. Es flüchtete sich, als wenn es dort Schutz suchen wollte, in den Schoß seines Vaters und verbarg sein Angesicht, um die wilde Gestalt nicht gewahr zu werden.

„Geh sogleich zu ihm," gebot nun Jonathan mit Strenge, „er ist dein Onkel."

Das brach in dem Kinde, das diesen Ton vielleicht zum ersten Male in seinem kurzen Dasein in aller Entschiedenheit eines unabweisbaren Befehles vernahm, den Widerstand. Es ging von seinem Vater, die zaghaften Blicke auf die schreckhafte Gestalt geheftet, zu dem Landstreicher und blieb vor ihm stehen.

In dem Landstreicher schien sich aber in diesem Augenblicke eine jener Wandlungen zu vollziehen, die Jonathan bereits so gut kannte. Sie kamen und gingen, unvermittelt, ohne Uebergang, wie die meisten Naturprozesse.

Er hatte sich wieder gesetzt und den Knaben an sich gezogen. Das war nun nicht in barscher und täppischer Weise, sondern so zart geschehen, wie man es ihm kaum zugetraut hätte. Es sah aus, als ob er eine zerbrechliche Puppe zwischen den Händen hielte, die keine unsanfte Berührung gestattete. Erst hob er dem Kinde, das sich willenlos in Alles fügte, was er mit ihm vornahm, den Kopf in die Höhe und schaute ihm lange in die Augen, dann fuhr er ihm mit der Hand leise über Stirne, Wangen und Kinn; zuletzt legte er ihm den Finger auf die Lippen und nahm dabei eine horchende Stellung ein, als ob sie ein zartbesaitetes Instrument wären, dessen Tonklang er erproben wollte.

„Perlchen!" seufzte er tief auf und drückte dann einen Kuß auf den Mund des Kindes.

Er zog es noch fester und inniger an sich und schien sich an seinem Anblicke nicht sättigen zu können. Er betastete seine Wangen und Lippen aufs Neue, und wieder waren es die Augen, die für ihn unergründliche Geheimnisse zu bergen schienen.

Dadurch einigermaßen ermuthigt — denn ein Kind legt seine Furcht bald ab, sobald es gewahr wird, daß ein Blick freundlich auf ihm weilt — wagte Bernhard zu sagen:

„Onkel, ich heiße nicht Perlchen!"

Er lächelte fein. Die volle Schönheit seines Antlitzes ward erst jetzt sichtbar. Wie er so da saß, das Kind vor sich haltend und es anlächelnd, mochte sich Alles von ihm losgelöst haben,

was seit langen Jahren sich um den Kern seines Wesens angesammelt hatte; er war wieder rein und blank hervorgegangen.

Er legte beide Hände kreuzweise auf das Haupt des Kindes, als wolle er es segnen, und in dieser einfachen Handlung lag eine unendliche Zärtlichkeit.

„Wenn er das Kind liebgewinnen würde,“ dachte Jonathan, „wie gut wäre es für ihn und — für uns!“

Mit einem Male rief der Landstreicher, indem er den Knaben unsanft von sich stieß, rauh und trocken:

„Geh mir aus dem Gesicht, du! Du bist ja nicht Perlchen! Du hast mich gefoppt!“

„Was hast du, Bruder?“ rief Jonathan erschrocken. „Was hat dir das arme Kind gethan?“

„Er ist barhäuptig!“ schrie der Landstreicher, am ganzen Leibe zitternd. „Ich habe geglaubt, es ist Perlchen! Er hat mich betrogen. Ich habe ihn gesegnet und er ist barhäuptig.“

Das Kind hatte sich laut weinend zu seinem Vater geflüchtet.

Die Aufregung des Landstreichers ward aber grade dadurch noch mehr gesteigert.

„Sich von mir segnen zu lassen,“ schrie er mit verstärkter Gewalt, „von mir, auf den der große Rabbi von Sadagora, der alle Tage Wunder verrichtet, seine Hand gelegt hat! Und ist dabei barhäuptig und verleitet mich zu einer so großen Sünde! Geh mir aus dem Gesichte, daß ich dich niemals mehr erblicke.“

Jonathan's Seele gerieth in Aufruhr.

„Laß dir sagen, Bruder,“ rief er ihm mit rücksichtsloser Härte zu, „und wenn es deine Wunderrabbis auch hundert Mal beschwören, es ist keine Sünde, auch ein barhäuptiges Kind zu segnen.“

Wieder ereignete sich, was Jonathan schon zu öfteren Malen zu beobachten in der Lage war. Wenn man den krankhaften Ausbrüchen des Landstreichers mit Kraft und Entschiedenheit begegnete, so trat mit verblüffender Raschheit eine Wandlung ins Gegentheil ein. Dies war auch jetzt der Fall.

Die Augen scheu auf den hochaufgerichteten Jonathan gerichtet, an den sich das Kind fest angeschmiegt hielt, war er plötzlich ein ganz Anderer geworden. Es war wieder der kraftlose Mann, der an Leib und Seele gebrochene Landstreicher, der aus dem fernen Polen gekommen war, um „Jahrzeit“ auf dem Grabe seiner Eltern zu halten.

„Die Rabbis lügen nicht,“ sagte er leise vor sich hin. „Was möchte aus mir werden, wenn sie Lügner wären!“

Ueber Jonathan war wieder das tiefste Erbarmen mit dem Zustande des Bruders gekommen; er bereute innerlich, ihm wehgethan zu haben. Darum gab er dem Knaben allerlei schmeichelhafte Worte, um ihn zu bewegen, wieder „zum Onkel zu gehen, der es doch so gut mit ihm meine“.

Aber das Kind schrie in seiner noch nicht beschwichtigten Furcht:

„Ich will zu Dorothea! Wo ist Dorothea?“

Eine Weile lang besann sich Jonathan, dann sagte er hastig:

„Geh zu ihr, sie ist jetzt bei der alten Veile.“ —

Kaum war das Kind zur Thür hinaus, so rief der Landstreicher in einem Tone, der die unbezwingliche Sehnsucht ausdrückte, das Haupt auf die Blätter des vor ihm aufgeschlagenen Folianten legend:

„Perlchen, wo ist mein Perlchen!“

Inzwischen hatte sich Dorothea in der Stube der blinden Frau bereits häuslich eingerichtet. Die Greisin lag grade in

einem leichten Schlummer, als sie still und geräuschlos eintrat. Sie wachte nicht auf und Dorothea setzte sich an ihr Bett. Nach dem auf der Landstraße zwischen ihr und Jonathan Vorgefallenen that es ihr wohl, in dem dämmerigen Gemache zu sitzen und zuzusehen, wie eine alte Frau schlief.

So konnte sie ungehindert einem schrankenlosen Sinnen sich hingeben. Sie war von Jonathan mit einer Zusage fortgegangen, die sich erst jetzt in der Einsamkeit groß und lebendig vor ihr aufrichtete. Es ist so ganz anders gekommen, als sie es sich gedacht.... Sie möchte weinen und kann es nicht; sie möchte sich aussprechen, bis sie von Allem sich befreit hat, was wie ein Druck auf ihrem feinsten Empfinden lastet, und hat Niemanden vor sich, als die alte schlafende Frau. Sie seufzte tief und davon wurde Veile Oberländer wach.

„Wer ist da?" fragte die blinde Frau mit lauter Stimme.

„Ich!" sagte Dorothea leise.

„Wer ist ich?" rief Veile übellaunig. „Gott allein kann sagen: Ich! Ein Mensch hat seinen Namen zu sagen."

„Dorothea ist da, Großmutter," sagte das Mädchen nochmals leise.

„Du mußt höher reden, mein Kind," rief Veile, „wenn ich dich verstehen soll."

Dorothea wiederholte, indem sie sich zu ihr herabbeugte, ihren Namen.

„Bernhard's ... Mädchen?" fragte die alte Frau mit einer Art Schrecken.

Das dauerte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick, kaum länger, als sie Zeit gehabt hatte, diese Worte zu sprechen.

Gleich darauf erhellte sich ihr Angesicht.

„Gieb mir deine Hand, Dorothea!" rief sie.

„Da hast du sie, Großmutter," sagte das Mädchen.

Sie hielt sie eine Weile, ohne ein Wort hervorzubringen, zwischen ihren knochigen Fingern; nur ihre Lippen bewegten sich. Ihre lichtlosen Augen hatten sich ungewöhnlich groß erweitert.

„Du bist also wirklich die Dorothea?" sagte sie dann, tief Athem schöpfend. „Und bist zurückgekommen, um eine alte blinde Frau, die nicht mehr schlafen kann, zu bedienen? Du bist wirklich die Dorothea?"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea.

„Gott der Lebendige hat doch noch immer seine Wunder!" sagte Veile Oberländer, ihr greises Haupt wie in unsagbarer Verwunderung schüttelnd.

Sie hielt die Hand Dorothea's, als ob sie sie nicht mehr lassen wollte, fest umklammert in der ihren.

„Dorothea, mein liebes Mädchen!" sagte sie nach einer Pause ruhigen Stillliegens .... „Du bist doch wirklich die, die ich meine, du bist doch Bernhard's Dorothea, und ich fopp' mich nicht?"

„Ja, Großmutter," betheuerte Dorothea mit ihrem so ehrlich klingenden Tone.

„Merkwürdig," murmelte die blinde Frau, „was Alles in der gegenwärtigen Zeit sich zutragen kann! Wer hätte das gedacht?"

„Was, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Was hast du davon, Dorothea, mein liebes Mädchen?" sagte die blinde Frau mit bedeutsamem Achselzucken.

Und unmittelbar darauf, als wollte sie den Eindruck dieser Worte aus dem Gemüthe des Mädchens verwischen, sagte sie:

„Ich möchte nur Eines gerne von dir wissen, Dorothea.

Warum heißest du mich Großmutter? Ich habe ja niemals Kinder gehabt, folglich habe ich auch keine Enkel."

„Weil mir kein anderer Name eingefallen ist," meinte Dorothea. „Bei uns nennt man jede alte Frau so."

„Nur bei Euch?" rief Veile Oberländer mit der uns bekannten Schärfe. „Warum nur bei Euch? Ich will auch so heißen, denn im Grunde genommen, wenn ich auch niemals das Glück gehabt habe, selbst ein einziges Kind mein zu nennen ... was deinen kleinen Bernhard betrifft, so ist es mir nicht anders, als wäre ich wirklich seine Großmutter. Du mußt nämlich wissen, wie meine Urbabe, das ist so viel, wie wenn du Urgroßmutter sagen möchtest, gestorben ist, hat sie nicht weniger als acht verheiratete und lebende Söhne und drei Töchter gehabt, und die zusammen haben wieder nicht weniger als vierundvierzig Kinder und zweiundzwanzig Enkel gehabt. Wenn sie alle am Sabbat zu der Urbabe gekommen sind, um sich von ihr benschen (segnen) zu lassen, so hat's in ihrer großen Stube ausgesehen, daß eine Stecknadel sich um einen Platz hätte bekümmern müssen. Kannst du mir sagen, wie viel Enkel und Urenkel auf eines ihrer Kinder gekommen sind?"

„Grade sechs!" meinte Dorothea nach kurzem Nachdenken.

Veile Oberländer schlug ganz verwundert die Hände zusammen.

„Gott Lebendiger," rief sie, „was bist du doch für ein Mädchen, Dorothea! Rechnen kannst du auch? Ehe man Eins zählt, hast du herausgebracht, worüber ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrochen hätte. Wie hast du das nur angestellt?"

Dann lag sie einige Minuten still und regungslos da;

die Sonne fiel durch die kleinen Fenster der Stube und ließ auf ihrem Angesichte holde Lichter spielen.

„Dorothea, mein liebes Mädchen!“ rief sie wieder.

„Was willst du, Großmutter?“

„Wenn ich mich als deine Großmutter ansehen soll,“ sagte sie leise, „was bist dann du zu Bernhard?“

Dorothea gab aber keine Antwort.

„Komm her, ich will dir's ins Ohr sagen,“ flüsterte sie. „Doch nein,“ fügte sie sogleich hinzu mit ihrem holdesten Lächeln, „ich behalt' es doch lieber für mich, ich könnt' so ein junges Blut eitel machen. Einmal werde ich dir es aber schon sagen. Es kommt für Alles seine Zeit.“

„Großmutter,“ rief Dorothea mit einem Male so laut, als hätte sie es mit einer Tauben zu thun; es war aber nur, um ihre übergroße Bewegung den lichtlosen Augen der alten Frau zu entziehen, „da habe ich dir etwas Schönes mitgebracht.“

Sie drückte ihr das Blumensträußchen in die Hand.

„Was ist das?“ fragte Veile Oberländer.

„Merkst du das nicht, Großmutter,“ meinte das Mädchen, „Blumen sind es!“

„Blumen?“ rief Veile. „Wie bist du auf die verfallen? Ich weiß ja gar nicht mehr, was eine Blume ist! Doch weil sie von dir kommen, will ich sie bei mir behalten. Du mußt nämlich wissen: nicht erst seitdem ich blind bin, weiß ich nicht mehr, was eine Blume ist, sondern seitdem mein Mann von mir gegangen. Er war so lange, lange krank gelegen, und das ist von den vielen Schülern gekommen, die ihm eine schwache Brust gemacht haben. Es ist aber merkwürdig, was solche Sterbende für Gelüste haben. Einmal sagt er zu mir: „Veile, mein Herz, ich möchte etwas Gutes riechen.“ „Willst du das Gewürzbüchslein?“ frage ich ihn. „Ich möchte eine frische

Blume haben.“ „Woher soll ich aber gleich auf der Stelle eine frische Blume nehmen? Bin ich ein Gärtner?“ Weil aber sein Wunsch so inständig gelautet hat, und ich ihm doch nichts habe abschlagen dürfen, habe ich mich auf den Weg gemacht. Auf Eines habe ich aber vergessen gehabt: es war bereits Winter. Wie ich nun, da mir das einfällt, durch die „Gasse“ gehe und zu allen Fenstern sehe, ob ich da nicht einen Blumentopf sehe, es war aber in der ganzen „Gasse“ nichts zu erblicken, begegnet mir Madlena, des Schusters Weib, die mir am Sabbat immer das Feuer angezündet hat, denn du weißt, das ist für uns ein Tag, an welchem man kein Licht anzünden darf. „Was suchst du?“ fragte sie mich. „Ich suche eine frische Blume für meinen Mann,“ sagte ich; „er möchte etwas Gutes riechen.“ „So komm mit mir nach Hause,“ meinte sie, „meine Tochter hat ein Nelkenstöcklein, das ist ihr so ans Herz gewachsen, als ob es ein Liebhaber wäre. Weil du es aber bist, für dich wird sie eine herunterschneiden.“ Ich bin also mit ihr gegangen und habe richtig meine frische Blume bekommen. Und siehst du, Dorothea, mein Mädchen, mit der Blume an den Lippen ist mein Mann gestorben; sie hat ihm wohlgethan bis zu seinem letzten Athemzuge. Seit der Zeit habe ich keine Blume mehr in der Hand gehabt. Wozu auch, frage ich dich? Ich kann sie ja ohnehin nicht sehen.“

Sie hatte kaum geendigt, als die Thüre hastig aufgerissen ward und Bernhard hereingestürzt kam.

„Dorothea!“ rief der Knabe mit dem ganzen Jammer eines Kinderherzens.

Weiter vermochte er kein Wort hervorzubringen.

Krampfhaft hatten sich seine Arme um das Mädchen geschlungen.

„Wer ist das?" fragte die blinde Frau aufhorchend. „Ist das nicht dein Bernhard?"

„Mein Bernhard?" rief dagegen Dorothea mit zärtlich zänkischem Tone. „Nein, Großmutter, das ist ein verzärtelter Knabe, der sich nicht schämt, weinend und schreiend über die Gasse zu laufen! Er kann nicht fünf Minuten ohne mich leben. Schickt sich das für einen Knaben, der schon über sechs Jahre alt ist?"

Veile Oberländer murmelte etwas vor sich hin, was für Dorothea unverständlich klang. Wahrscheinlich war sie aber der Meinung, daß das Kind unter allen Umständen Recht habe, denn alte Leute nehmen seltsamer Weise immer Partei für die Kinder.

„Warum weinst du und schreist du?" fragte Dorothea, sich zu dem Knaben niederbeugend. Ihr Ton klang ungewöhnlich streng und verweisend: „Kommt man so zu Veile Oberländer?"

Erst nach vielen Fragen gelang es Dorothea, in die verworrenen, von verzweifeltem Schluchzen unterbrochenen Reden des Knaben einen Zusammenhang zu bringen. So viel war klar: Zu Hause in der großen Stube saß ein Mann mit einem langen Barte, der ihm bis auf die Brust herabfloß, vor einem großen Buche; der war sein Onkel und hatte ihn anfangs geküßt und gestreichelt und ihm den Namen Perlchen gegeben. Dann aber sei er böse geworden und habe ihn von sich gestoßen, weil er ... weil er barhäuptig vor ihm gestanden, und da sei er zu Dorothea gelaufen.

„Das ist so ein Stück von dem „Frommen," sprach die blinde Frau halblaut vor sich. „Was liegt ihm daran, ob sich so ein Kind seinethalben fast die Augen ausweint."

„Sag das nicht, Großmutter!" rief das Mädchen in großer Aufregung. „Das Kind muß etwas begangen haben, was

wahrscheinlich eine Strafe verdient. Würde er es sonst von sich gestoßen haben?"

„Was bist du doch für ein Narrele, Dorothea!" meinte dagegen die alte Frau. „Hörst du denn nicht, warum man den Knaben so behandelt hat? Weil er barhäuptig vor ihm gestanden ist!"

Dorothea schüttelte ungläubig den Kopf; dann beugte sie sich zu dem Knaben herab.

„Bernhard," sagte sie und ihr sonst so liebliches Antlitz war von einem erschreckenden Ernste beschattet, „sieh mir in die Augen, Bernhard! Sprichst du die Wahrheit?"

Das Kind schaute mit einem innigen Blicke zu ihr auf; es weinte nicht mehr.

„Ja, Dorothea!" sagte es.

„Dann verstehe ich nicht, was vorgegangen ist. Dann ist ja dem Kinde ein großes Unrecht geschehen!"

Und um dieses Unrecht gleichsam zu sühnen, beugte sie sich nochmals zu dem Knaben herab und küßte ihm zärtlich die Stirne und den Mund.

„Großmutter," rief sie dann der alten Frau zu, „er hat ihn von sich gestoßen, weil er barhäuptig war? Ist denn das eine Sünde?"

„Was fragst du mich, Dorothea?" meinte Veile Oberländer in übel verhaltener Laune. „Da mußt du den „Frommen" fragen, der neulich aus Polen gekommen ist. Der kann dir darauf eine viel bessere Antwort geben als ich vermag."

„Es muß aber eine Sünde sein, Großmutter!" rief Dorothea heftig. „Wäre er sonst mit einem Kinde so hart umgegangen?"

Auf dem Antlitz der alten Frau malte sich sichtlich ein

Kampf widerstreitender Gefühle. Sie wollte reden, schien aber das rechte Wort nicht finden zu können.

„Was willst du von mir, Dorothea?" sagte sie endlich mit einiger Anstrengung. „Es ist eine Sünde und es ist auch wieder keine, je nachdem man es nimmt. Keineswegs hat er das Recht gehabt, sich an dem Kinde zu vergreifen. Ist das nicht eine noch größere Sünde? Aber daran denkt dieser „Fromme" nicht."

Dorothea schien aber von dieser etwas zweideutigen Auskunft nur wenig befriedigt. Ihre Lippen zuckten und ihr ganzes Wesen sprach von einer namenlosen Angst.

„Großmutter," rief sie, „ich fürchte sehr, das Unrecht ist ganz auf meiner Seite. Warum habe ich den Knaben nicht gelehrt, daß er nicht barhäuptig gehen darf? Warum habe ich das nicht gewußt?"

Veile Oberländer horchte wieder hoch auf.

„Sei ruhig, Dorothea, mein liebes Mädchen," sagte sie nach einer Weile, „du hast keine Sünde begangen!" —

Von diesem Augenblicke an blieb Dorothea still und in sich gekehrt. Das Kind hatte sich wieder vollständig beruhigt, und trotzdem sie für sein Thun und Treiben nur geringe Aufmerksamkeit zu haben schien, war doch die Nähe der geliebten Pflegerin allein genügend, um allen Harm und alle Drangsal aus seiner kurz vorher so stürmisch bewegten Seele zu verbannen.

Als es dem Abende zuging, sagte sie mit einem Male zu dem Knaben:

„Bernhard, du wirst jetzt allein nach Hause gehen. Du wirst aber nicht mehr weinen, denn es schickt sich nicht mehr für dich und ich kann es nicht leiden. Du weißt auch, was du vor dem Schlafengehen zu thun hast. Du kannst ja das

Nachtgebet ganz auswendig wie ein großer Mensch . . . Und wenn der Onkel dich wieder fragt: Warum warst du barhäuptig, Bernhard? so sage ihm nur: Dorothea hat das nicht gewußt, und er wird vielleicht nicht mehr so böse auf dich sein. Jetzt geh!" —

Sie küßte ihn nochmals.

Das Kind schlich aber traurig von dannen. —

XIX.

Fragen und Antworten.

Enge und klein ist allerdings der Schauplatz der auf diesen Blättern verzeichneten Geschichte. Menschen sowohl wie Dinge reifen dort mit langsamer Bedächtigkeit irgend einer Lösung, mag diese in ihnen selbst liegen, oder von Außen an sie herantreten, entgegen. Sie gleichen darin dem Kornfelde, das gerade um diese Zeit in ihrer allernächsten Nähe seine goldenen Wogen wälzt; ihm haben sie es abgelernt, wie man warten, sich gedulden, vor dem Winde sich beugen, von dem Regen sich befeuchten lassen muß, bis die Rispe stillvergnügt sagen kann: Jetzt bin ich fertig!

Die goldene Frucht da draußen wird bald eingeheimst werden; dann kommt der scharfe Pflug und legt das Feld um, denn seine Aufgabe ist Keimen und Wachsen. Das Alles geht seinen gesetzmäßigen, von jeher ihm vorgeschriebenen Gang. Warum ist dasselbe nicht dem Menschen gegeben? Sie sagen, sein schönstes Theil sei die Willensfreiheit. Er vermag zu wachsen und zu gedeihen, wenn er es will, aber er kann auch

das Wachsende zerstören bis auf die letzte Spur. Das ist sein uraltes Recht.

„Großmutter", sagte Dorothea am anderen Morgen, nachdem sie eine geraume Zeit still und in sich gekehrt neben dem Bette der alten Frau gesessen, „ich möchte dich um Etwas fragen, wenn du gut aufgelegt bist."

Veile Oberländer war aber in der That heute sehr gut aufgeräumt; sie hatte gleich in der Frühe beim Erwachen zu Dorothea gesagt, einen solchen „Schlumm" habe sie schon seit Menschengedenken nicht gemacht; sie sei sich wieder wie ein Säugling vorgekommen, an dessen Wiege die Amme sitze.

„Frag mich nur, mein liebes Mädchen," rief sie lustig. „Mit Fragen kommt man durch die ganze Welt. Aber frag mich nur nicht um etwas, worauf ich keine Antwort weiß."

„Eine Großmutter muß Alles wissen!" meinte Dorothea.

„Zum Beispiel? Laß mich hören!"

„Mein kleiner Bernhard soll nicht barhäuptig gehen. Steht das irgendwo in . . . einem Religionsbuche geschrieben?"

„Warum soll es nicht geschrieben sein?" rief die blinde Frau im Tone der Verwunderung. „Alles ist aufgeschrieben und steht in den Büchern. Und das steht gewiß auch drin."

Nach einer Weile fragte Dorothea wieder:

„Giebt es auch Dinge, die in keinem Buche stehen?"

„Du fragst mich zu viel, Dorothea," meinte Veile mit einer gewissen Trockenheit. „Wie stellst du dir denn vor, daß ich das wissen soll? Ich weiß ja noch gar nicht, auf was du hinauswillst, Dorothea!"

Als Dorothea schwieg, rief Veile ungeduldig:

„Ist das Alles, was du mir zu sagen hast?"

„Ja!" flüsterte Dorothea.

„Es kann aber nicht Alles sein, Dorothea!“ rief Veile. „In dir steckt noch etwas. Warum hältst du es zurück?“

„Ich meine,“ sagte Dorothea, „es muß etwas geben, was in allen Büchern zusammengenommen nicht steht. Wie kann so ein Buch wissen, was zwei Menschen lange Zeit hernach von einander denken und was sie thun wollen? Kann es ihre geheimsten Gedanken errathen? Wie kann so ein Buch im Voraus etwas verbieten?“

„Du stellst deine Worte so kurios, Dorothea, mein Mädchen,“ sagte die alte Frau nach einigem Ueberlegen, „daß mir der Kopf ordentlich davon schmerzt. Wie soll ich errathen können, was du mir als ein Räthsel aufgiebst? Ich meine nur, wenn die zwei Menschen, von denen du mir da erzählst, etwas miteinander haben, was in einem solchen Buche nicht steht — es muß aber ein heiliges sein — so sollen sie es eben nicht thun! . . . Und dann, Dorothea, mein liebes Mädchen, man kann es ja auch vergessen haben!“

„Vergessen?“ rief das Mädchen mit bebender Stimme. „Kann man etwas vergessen, was für zwei Menschen so wichtig ist? Besinne dich doch, Großmutter, es muß eine ganz andere Ursache haben. Ich glaube aber es ist so: die das Buch gemacht haben und die anderen vielen Bücher, haben sich gedacht: Wenn einmal zwei Menschen kommen wie die, welche ich meine . . . und sie wissen nicht, was sie thun sollen, so sind sich diese zwei Menschen selbst ein Buch und das ist ebenso heilig! Wozu sollen wir ihnen also etwas vorschreiben? Wissen die Beiden nicht selbst am besten, was sie thun und was sie unterlassen sollen?“

„Fast magst du Recht haben, Dorothea, mein Mädchen,“ meinte die blinde Frau, gegen ihre sonstige Natur bedächtig und kühl. „Aber du mußt etwas Anderes bedenken. Es giebt nichts

Neues unter der Sonne. Meinst du, deine zwei Menschen sind die ersten, die nicht wissen, was sie thun sollen? Es hat kein Mensch, sage ich dir, das Recht, sich selbst ein Buch zu sein. Ich kann dir nicht helfen, Dorothea, es kommt mir das ebenso vor, als ob Jeder einen Gott für sich allein hätte und als brauchte sich Einer um den Andern nicht umzusehen. Möchtest du aber auf einer solchen Welt leben? Ich nicht!"

„Großmutter," entgegnete Dorothea, „die Welt ist so groß und so weit! Wie Viele, die man niemals zählen kann, haben darauf Platz! Die zwei Menschen verlieren sich unter ihnen wie zwei Wassertropfen im Flusse! Was geht das diese Vielen, was geht das die Welt an? Was schaden sie ihnen damit?"

„Es geht sie aber an," rief die Blinde, ihren Kopf energisch aufwerfend, „es geht sie ganz gewaltig an, Dorothea! Wenn es sich nur um die Zwei handelte; die können Jeder für sich thun, was ihnen einfällt und aus ihrem eigenen Buche lesen, wie du sagst, und es braucht sich Keiner darum ein schweres Herz zu machen. Aber aus den Zweien werden dann Viele ... Uebrigens, was zerbrechen wir uns den Kopf über solche Dinge?"

Dorothea seufzte tief auf.

„Was hast du, Dorothea?" rief die Blinde, die mit ihrem feinen Ohre es vernommen hatte. „Ist dir schon leid darum, daß du zu mir gekommen bist? Warum hast du dich von einer alten Frau verlocken lassen?"

Dorothea beugte sich über das Antlitz der alten Frau.

„Großmutter," flüsterte sie ihr zu, „ich fürchte mich doch nicht vor dir, wenn du auch solche Reden führst ... Ich bin gerne zu dir gekommen und werde bei dir bleiben, so lange du willst ..."

„So lange als ich will?" wiederholte Veile. „Und wenn

es dir gar zu lange dauert, Dorothea? Weißt du, was das heißt?"

„Ich bleibe bei dir, Großmutter," sagte Dorothea, „du kannst dich darauf verlassen."

„Ist das dein Ernst, Dorothea, mein Mädchen?" rief die blinde Frau mit leuchtender Miene. „Wart' nur ab, du wirst sehen, es wird dir Segen bringen. Das Beste, was vielleicht ein Mensch dem andern anthun kann, ist, wenn er ihn nicht allein läßt. Und ich bin so allein gewesen!"

Solche und ähnliche Gespräche fanden von nun an häufig, zumeist aber in stiller Nacht zwischen den Beiden statt.

So oft die Blinde schlaflos in ihrem Bette lag und sich unruhig bewegte, schien es Dorothea mitten in ihrem eigenen gesunden Schlummer zu wissen. Dann kam sie geräuschlos an das Lager der Greisin und wich nicht eher von ihr, bis Veile mit bitterbösen Worten erklärte, „so eine Dorothea habe es noch niemals auf der Welt gegeben." Aber das zürnende Wort hatte keinen ernsten Hintergrund und auf Dorothea übte es keine Wirkung. Ehe die blinde Frau es wahrnahm, befand sie sich mitten in einem Gewebe von Fragen und Antworten, die Dorothea ebenso geschickt zu stellen, als hervorzulocken verstand.

Es betraf zumeist ganz abseits liegende Gegenstände, die geeignet schienen, die Aufmerksamkeit der schlummerlosen Frau auf sich zu ziehen, kleine Vorgänge in der „Gasse," wie sie der Tag brachte und der Tag wieder verwischte.

Aber in dem seltsam gearteten Mädchen pochte die Gedankenarbeit zu gewaltig, als daß es dabei geblieben wäre. Unversehens wußte sie dem Gespräche eine Wendung zu geben, die der alten Frau erst zum Bewußtsein kam, wenn sie sich von allen Seiten umgarnt sah. Es muß gesagt werden: durch alle Fragen des Mädchens klang immer und immer wieder der

Ton jenes ersten Gespräches; sie wollte wissen, ob dies, ob jenes eine „Sünde" sei, und darin war sie unermüdet.

Einmal rief die blinde Frau unwillig:

„Soll ich dir sagen, was eine Sünde ist? Eine Sünde ist, daß ich mich schon eine ganze geschlagene Stunde von dir habe anreden lassen und du stehst da mit bloßen Füßen und kannst den Tod davon haben, Gott behüte und beschütze uns! Was möchte dein Herr sagen, wenn er dich so sehen könnte? „Veile", möchte er sagen, „du benimmst dich wie eine herzlose Mörderin, du läßt sie auf dem kalten Boden stehen mit nackten Füßen, indessen du dich in deinem warmen Bette gemächlich ausstreckst. Habe ich dir sie darum abgetreten", könnte er mich weiter fragen, „daß du sie ärger wie einen Dienstboten behandelst?"

In der Stille der Nacht sproßte zwischen den Beiden ein Geheimniß auf, das ihnen gemeinschaftlich gehörte . . .

„Großmutter," rief Dorothea, indem sie die Hand der blinden Frau ergriff, „weißt du, daß du jetzt in diesem Augenblicke eine Sünde begangen hast?"

Es klang ein Ton von überquellender Lustigkeit aus diesen Worten, eine Art schelmischer Jubel, wie ihn Veile Oberländer noch nicht vernommen hatte.

„Wieso? Wieso?" fragte sie erschreckt.

„Du hast etwas gesagt," lachte das Mädchen hell auf, „was nicht wahr ist und jetzt hast du dich verrathen."

„Ich bin also eine Lügnerin?" rief die Blinde.

Dorothea lachte aber wieder.

„Ich habe bisher geglaubt, du hast mich zu dir eingeladen; jetzt mit einem Male heißt es, Jonathan, mein Herr, hat mich dir abgetreten. Ist das wahr?"

Die blinde Frau entgegnete nichts; sie war wirklich erschrocken.

„Wie kommt das Eine zum Andern?“ sagte sie endlich. „Meine Zunge hat sich versprochen, ich kann dir darauf schwören, wenn du willst. Ich habe dich eingeladen, Dorothea, dein Herr hat's nur geschrieben. Habe ich damit eine Lüge gesagt?“

Dann neigte sie den Kopf zur Seite, als wollte sie sich den Augen des Mädchens entziehen.

„Geh schlafen, Dorothea!“ rief sie verdrießlich. „Du verstörst mir die ganze Nacht. Wie soll mein schwacher Kopf das ertragen? Da kommen mir dann solche Reden über die Lippen, die ich nicht verantworten kann. Geh schlafen! Und wenn du dir und mir einen Gefallen thun willst, so verschlaf, was du gehört hast. Es ist nicht gut, daß der Mensch sich Alles auf ein Schreibtäfelchen schreibt, damit es ihm nicht verloren geht. Manches muß er vergessen.“

Darin aber hatte sich die blinde Frau trotz ihres sonst so hellen Verstandes gründlich getäuscht. Ein junges Gehirn „verschläft“ nichts: seine Geister haben stets wache Augen. Veile Oberländer sprach wie eine Greisin. Weil ihre Kräfte im Niedergange waren und die Nebel der Vergeßlichkeit sich bereits leise über sie zu senken anfingen, glaubte sie dem jungen Mädchen diesen Rath ertheilen zu müssen. Sie allerdings schien am anderen Tage die ganze Unterredung wirklich verschlafen zu haben. Es war aber seltsam, daß sie von nun an Jonathan's Namen gar nicht nannte; es fiel ihr auch nicht auf, daß er nicht zum Besuche kam.

Selbst wenn das Kind zugegen war, kam sein Name nie über ihre Lippen; sie schien mit ängstlicher Absichtlichkeit sich davor zu hüten.

Eines Tages aber kam die blinde Frau unaufgefordert auf den Gesprächsgegenstand, der mit Dorothea's Gedankenleben in so innigem Zusammenhange stand.

Es war wieder Sonntag; die Glocken läuteten. Es waren grade acht Tage um, seitdem das Mädchen zu Veile Oberländer gekommen.

„Hörst du nichts, Dorothea?" fragte Veile aufhorchend in ihrem Bette.

„Das ist die Glocke, Großmutter."

„Ich bin ja nicht taub!" rief Veile. „Für mich aber ist die Glocke nicht da. Warum machst du nicht, daß du in die Kirche kommst?"

„Ich komme immer noch zur rechten Zeit," erwiderte Dorothea fast gleichgültig.

„Zur rechten Zeit!" eiferte die blinde Frau. „Was heißt das, die rechte Zeit? Weißt du denn immer, wo man grade hält?"

„Du meinst, Großmutter, bei welchem Gebete in der heiligen Messe?"

„Meinetwegen, ja!" sagte die Blinde mit übel verhehlter Verdrießlichkeit.

„Man braucht blos den Priester zu sehen, Großmutter," sagte Dorothea.

„Das kann nicht sein, Dorothea," rief die Blinde erregt, „das kann nicht sein!"

„Nur den Priester braucht man zu sehen," meinte Dorothea im Tone der Belehrung. „Meinst du denn, es können Alle lesen . . ?"

„Das ist merkwürdig wie nur etwas auf der Welt!" meinte Veile. „Wie kann man beten, wenn man kein Buch vor sich hat, einen Siddur, oder was man sonst ein Gebetbuch

nennt? Verstehst du so was? Selbst jetzt, wo meine Augen blind sind, kommt es mir manchmal vor, als sei all mein Beten, mein Singen und Sagen nur halb. Es fehlt mir das Buch."

Dorothea antwortete nicht sogleich.

„Großmutter," sagte sie nach einer Weile, die Hand sinnend an das Kinn gestützt, „wenn du mir versprichst, nicht böse zu werden, möchte ich dir etwas anvertrauen."

Die blinde Frau wurde unruhig.

„Red'!" sagte sie kurz.

„Giebt es nicht auch bei Euch Leute, die in dem Gebetbuch nicht lesen können?" fragte Dorothea.

„So viel als du nur willst, Dorothea! Die verachtet man aber, die nennt man Unwissende. Denn es ist eine große Schande und Schmach für sie. Eltern sparen sich den Bissen vom Munde ab, damit ihr Kind ordentlich und fein unterrichtet wird; denn eine Mutter möchte sich noch im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, daß man ihr Kind zu den Verachteten und Unwissenden wirft, auf die Niemand sich umsieht. Und so ist es auch recht. Warum soll man die Sprache nicht lesen können, in welcher einmal Gott selbst zu uns gesprochen hat?"

„Es ist also eine Sünde, wenn man in dem Gebetbuche nicht lesen kann?" fragte Dorothea.

„Habe ich das gesagt?" rief die Blinde, die heute überhaupt einen schlimmen Tag hatte, sich im Bette aufrichtend. „Wer hat denn gesagt, daß es eine Sünde ist? Aber eine Schande ist es, die Einem das ganze Leben nachgeht, und es giebt kein Wasser, um sie abzuwaschen."

„Also verachtet und verworfen! Sag' es noch einmal, Großmutter. Verachtet und verworfen!" sagte Dorothea dumpf.

„Ja," sagte Veile, „es ist so. Ich kann davon nichts zurücknehmen, doch ich will dir das deutlicher erklären, weil

du . . mich vielleicht doch nicht verstehst. Weißt du, was ein „Kadisch“ ist? Du wirst schon davon gehört haben, du bist ja schon so lange unter uns!“

„Ich weiß das, Großmutter. Es ist das Gebet für die Todten. Als die Frau begraben ward, hat es mein Herr auf dem Friedhofe gebetet und man hat ihm dabei mit einem stumpfen Messer in den Rock geschnitten.“

„Es ist so,“ nickte die blinde Frau, „es ist so! Du hast überhaupt einen merkwürdigen Kopf, Dorothea, und behältst Alles, als wärest du damit geboren . . . Nun denke dir einmal . . . . Da ist Einer, den man in seiner Jugend niemals gelehrt, in einem Gebetbuche zu lesen; es ist ihm so fremd, wie etwas, was er nie zu Gesichte bekommen hat. Da stirbt ihm sein Vater, seine Mutter, sein Weib oder sein Kind! und er ist nicht einmal im Stande, dem Theuersten, was er hat, die letzte Pflicht zu erweisen. Er muß dabei stehen und muß zuhören und nachsagen, was ein Anderer, ein ganz Fremder für ihn sagt. Er muß sich einen Stellvertreter nehmen und auch bezahlen, Dorothea, für das, was von seinen eigenen Lippen und aus seinem eigenen Munde kommen soll. Hätte es denn sonst für den todten Vater oder für die todte Mutter irgend eine Bedeutung? Mit einem Male ertönt eine fremde Stimme, die klingt dir so gleichgiltig, als wenn der Mann sagen wollte: Ich weiß ja noch gar nicht, was ich dafür bekomme? . . . Oben aber lauscht der todte Vater oder die todte Mutter, sie hören eine Stimme, aber es ist nicht die ihres Kindes . . . sie möchten sie ja aus Tausenden von Stimmen wieder herauserkennen. Nein, ihr Kind steht beiseite, es kann ja nicht lesen! Jetzt ist es freilich zu spät! Jetzt geht es ihnen freilich ans Herz und sie haben ein großes Weh davon, wie es sich gar nicht be-

schreiben läßt. Sie schämen sich ihrer Schande und sind traurig . . . sehr traurig! . . ."

Eine minutenlange Stille trat ein.

Die lichtlosen Augen der alten Frau starrten vor sich hin, als sähe sie in der That Alles, was sie soeben erzählt, in greifbaren Gestalten an sich vorüberschweben . . .

„Großmutter, Großmutter," rief das Mädchen athemlos, denn die Schauer des Gehörten bewegten ihr die Brust, „ich danke dir! Ich danke dir aus voller Seele, daß du mir das gesagt hast . . . Jetzt erst weiß ich recht, was ich zu thun habe. Bisher habe ich nur herumgetappt wie in einem Nebel."

„Was ist dir, Dorothea, mein Mädchen?" rief Veile Oberländer unruhig.

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, sich zu der blinden Frau niederbeugend, daß ihr heißer Athem sie berührte, während ihre Stimme sich zu einem leisen Flüstern herabgestimmt hatte, „seine Mutter soll sich ihrer Schande nicht schämen! Bernhard wird lesen können, darauf verlasse dich, und wird keinen Stellvertreter brauchen. Er wird lesen können, Großmutter! Mein Bernhard wird kein Verachteter und Verworfener sein!"

Die Blinde fand aber kein Wort der Entgegnung. Verstand sie die Aufregung des Mädchens nicht?

Auch nicht das leiseste Muskelspiel verrieth, was in ihr vorging.

Es war wieder die alte unbeugsame Veile, die alte „Benemmerin", vor der sich einst Bella gefürchtet hatte.

Trotz des Sonntags ging Dorothea auch diesmal nicht zur Kirche.

XX.

Das weiße Vögelchen.

Wer es Dorothea gesagt hätte:

Allerdings bist du mit deinem bedrängten Einzelleben ein kaum nennenswerthes Bruchtheilchen in der Gesammtziffer der Menschheit, ein Stäubchen auf der Waagschale des staatlichen Daseins, das sich Vaterland benennt! Aber Bruchtheil zu Bruchtheil geworfen, Stäubchen zu Stäubchen geballt, erhöht es sich zu einer so schwerdrückenden Last, daß man mit ihr, wie sie in ihrer landläufigen Weise vermeinen, ganz ernsthaft „rechnen" muß.

Weißt du nicht, daß sich deinetwegen tage- und wochenlang die Gesetzgeber deines Landes in dem hohen Berathungssaale abgemüht haben, um ein Mittel zu ersinnen, das dir helfen soll? Sie haben ihre Stirnen in krause Falten gelegt und eine Weile schien es, als ob daraus einer jener großen und befreienden Gedanken hervorgehen sollte, wie er die Menschheit in einer gleichsam geweihten Stunde überkommt. Du weißt das nicht?

Währenddem sie drin beriethen in dem hohen Saale mit den vielen Bänken, die sich längs der Wände rothgepolstert in aufsteigenden Stufen erheben, saßen draußen auf dem steinernen Gesimse eines Fensters zwei Vögel, ein schwarzer und ein weißer. Es waren aber zwei Geister, die, um besser horchen zu können, ihre sonstigen Hüllen von sich abgeworfen hatten. Der schwarze Vogel aber sagte zu dem weißen:

„Du wirst dich überzeugen, der Sieg ist mein! Ich erkenne drin in dem Saale manchen Gesellen, der trägt meine Federn und folgt meinem Geheiß."

Der weiße Vogel entgegnete:

„Der Sieg wird mir gehören. Warten nicht Tausende darauf?"

Aber als es Abend wurde — drin im Saale hatten sie bereits die Lichter angezündet und es herrschte in der abgematteten Versammlung jene schwüle Stimmung, wie sie einem Gewitter vorangeht; die Augen glühten und manche Brust arbeitete mühsam unter dem Drucke der furchtbaren Aufregung — da sagte der schwarze Vogel zu dem weißen:

„Der Sieg gehört weder Dir, noch mir! Sie haben die „confessionslose Nothehe" erfunden! Das ist ein griesgrämig hingeworfenes Almosen, davon wirst Du nicht fett, Du weißer Vogel, und ich verliere dabei nichts."

Und der schwarze Vogel flog von dannen ....

Vielleicht, wenn Jemand das Alles dem Mädchen berichtet hätte, es hätte darauf in aller Ehrlichkeit seiner Natur geantwortet:

„Haben sie das Gesetz wirklich für mich gemacht? Wer hat ihnen das Recht gegeben, an mich zu denken? Wenn ich nun nicht will? Sie haben mich nicht gefragt und ich habe mich mit keinem Sterbenswörtchen verrathen. Und sie glauben zu wissen, daß mir geholfen wird?"

... Es war aber Niemand da, der dem Mädchen von der Unterredung des schwarzen und des weißen Vogels erzählt hätte. Es schwirrten Stimmen in ihr, die ganz anders lauteten; denn die Lösung, die sie suchte, richtete sich nach einem anderen Ziele.

Indessen hatte die blinde Frau den Ausgangspunkt des Gesprächs, das sie heute mit Dorothea gehabt, im Laufe des Tages nicht vergessen. Als es zu Mittag läutete, rief sie erschrocken:

„Dorothea, jetzt ist deine Kirche aus und du kannst heute nicht mehr dahin gehen!“

„Mach' dir keine Sorgen, Großmutter,“ sagte das Mädchen.

„Sie werden dich aber darüber zur Rede stellen,“ meinte Veile Oberländer warnend.

„Wer kann mich zur Rede stellen, Großmutter?“ fragte Dorothea.

„Wer? Weiß ich's, wer Alles dazu das Recht hat?“

„Großmutter,“ sagte das Mädchen nach einigem Besinnen, „man kann ja auch außen vor der Kirche bleiben und es ist so, als wenn man drinnen gewesen wäre.“

„Das verstehe ich nicht,“ meinte die Blinde trocken.

„Ich will dir sagen, wie ich das meine,“ sagte Dorothea. „Da, wo ich zu Hause bin — aber man hat noch an zwei Stunden zu gehen, bis man dahin kommt — steht eine große, große Kirche, die ist so groß, daß, wenn all' die Tausende und Tausende von Wallfahrern im Frühlinge kommen, kaum der zehnte Theil von ihnen in ihr Platz findet. Die Anderen bleiben draußen stehen und hören zu, wie die Orgelklänge und die gesungenen Lieder zu ihnen herauskommen und knieen nieder, sobald drinnen in der Kirche das Glöckchen ertönt. Sie wissen ganz genau, welche heilige Handlung dort vorgeht. Großmutter, ist das nicht ebenso, als ob sie Alle mitten in der Kirche wären?“

„Dorothea,“ sagte die Blinde zögernd, „ich weiß nicht, ob das ein und dasselbe ist. Ueber diesen Punkt hat Jeder seine eigene Meinung. Wenn man aber dich hört, so glaubt man, du hast Recht.“

„Ich habe Recht, Großmutter!“ rief das Mädchen, und seine Stimme klang so ernst und überzeugungstief, als sollte

sie vor Gericht einen Schwur ablegen. „Ich habe Recht und dann —“

„Was?“

„Bin ich nicht, währenddem die Anderen in der Kirche gewesen, bei dir geblieben?“

„Gott soll dich dafür segnen, mein liebes Mädchen,“ rief die Blinde mit überströmender Lebhaftigkeit, „und für Alles, was du mir anthust . . . Ich möcht' nur nicht, daß sie mit Fingern auf dich weisen und sagen: Wegen . . . Veile Oberländer geht sie nicht in die Kirche! Es könnte dir das einmal schaden.“

„Mach' dir keine Sorgen, Großmutter,“ rief Dorothea, „du kannst meinetwegen ganz ruhig schlafen. Wer kümmert sich um mich? Ich habe es nur mit mir selbst zu thun.“

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ erwiderte die alte Frau mit einer Art geheimnißvoller Zurückhaltung, „es ist etwas sehr Schweres, was du da unternommen hast. Es wird dich zu Boden drücken; denk' daran, daß ich dir das vorausgesagt habe. Ein Mensch darf nicht allein stehen. Das will Gott nicht und hat es niemals gewollt. Es thut mir leid um dich, mein liebes Mädchen, und ich habe großen Kummer. Ich sollt' dir das Alles ausreden, daß auch nicht ein kleines Bröselchen in dir zurückbleibt. Aber ich rede nicht, weil ich weiß, du hast einen Kopf . . . der muß erst mit sich selbst fertig werden, ehe etwas Anderes hineingeht.“ —

Es giebt Tage im Leben, da ist das Gemüth gleichsam wettererprobt gegen jeden traurigen Gedanken; ein gewisser Lerchenton durchzieht und durchklingt Alles. So war es an dem heutigen Sonntag . . .

Selbst die letzten Worte der alten Frau vermochten nicht, die gehobene Stimmung des Mädchens herabzudrücken. Die

Blinde mußte ein= über das andere Mal den Kopf schütteln, wenn Dorothea, statt auf ihre Fragen zu hören, mit irgend einer spaßigen Bemerkung antwortete, die damit in gar keinem Zusammenhange stand.

„Weißt du, Großmutter," lachte sie einmal hell auf, „was du dir heute anthun könntest?"

„Was denn?"

„Du könntest dir deine Feiertagshaube anziehen; ich meine die mit den rothen Bändern, sie steht dir besonders gut zu deinem feinen Gesichte. Soll ich sie dir aus dem Kasten holen?"

„Dorothea," rief die blinde Frau, einen erschreckten Laut ausstoßend, „bist du sinnedig oder willst du dir einen Spaß mit mir machen?"

„Warum einen Spaß?" lachte Dorothea auf. „Heute ist mein Sonntag, und da möchte ich, daß Alles sonntäglich aussieht."

„Dorothea, sei nicht übermüthig!" warnte Veile Oberländer mit aufgehobenem Finger.

Aber das Mädchen ließ sich nicht warnen.

Als das Kind spät am Nachmittage kam, fiel sie ihm mit einem Jubelschrei um den Hals, als hätte sie es monatelang nicht zu Gesichte gehabt.

Dann erst bemerkte sie, daß der Knabe ein schweres Buch unter dem Arme trug, der seiner Last kaum gewachsen schien.

„Dorothea," sagte der Knabe mit leuchtenden Augen, „sieh' her, was mir der Onkel geschenkt hat, weil ich zum ersten Male so gut gelernt habe."

Er zog ein hölzernes Büchschen aus der Tasche, ohne dabei das schwere Buch zu vergessen, das er sorgsam mit der einen Hand gegen seine Brust gepreßt hielt.

„Was ist's mit dem Büchschen?" fragte Dorothea.

Mit der größten Ernsthaftigkeit sagte der Knabe:

„Du meinst, Dorothea, das Büchschen ist gewöhnliches Holz? Das kommt von einem Baume und wächst hoch in einem Walde, der heißt Libanon, und Dorothea! als der König David noch lebte, war das schon ein Baum, der war so hoch, wie . . .“

„Nun, wie hoch?“ fragte Dorothea zerstreut.

„Wie der Thurm unserer Kirche!“ rief der Knabe in seiner kindischen Begeisterung.

„Ein kurioser Vergleich!“ murmelte die Blinde vor sich hin.

„Und er hat dir das für dein gutes Lernen gegeben?“ fragte Dorothea wieder.

„Ja, und er hat noch gesagt: wenn ich erst das erste Kapitel der Bibel weiß, so bekomme ich etwas noch Schöneres von ihm.“

„Er lernt . . . also Bibel mit dir?“ sagte Dorothea tonlos.

Man hörte es ihr an, daß sie diese Kunde fremd anmuthete.

„Wie fängt er das nur mit dir an? Du kannst ja nicht lesen!“

„Er sagt, man kann die Bibel lernen, ohne lesen zu können,“ meinte der Knabe mit jener Sicherheit des Selbstbewußtseins, die Kindern eigenthümlich ist, wenn sie auf einen Gewährsmann sich berufen können. „Er spricht mir einen Satz so lange vor, bis ich ihn auswendig weiß. Heute habe ich schon drei Sätze auswendig gelernt und dafür hat mir der Onkel das Büchschen geschenkt. Er sagt, es ist etwas Heiliges.“

„Hast du schon so was all dein Lebtag gehört, Dorothea?“ rief die Blinde von ihrem Bette aus voll Hohn und Bitterkeit. „Er will Bibel mit ihm lernen und das Kind weiß noch

nicht einen Buchstaben von dem andern zu unterscheiden! Das sieht dem „Frommen“ ähnlich! Und das leidet ein Jonathan und sieht es an und sagt kein Wort dazu?“

Es war das erste Mal, seitdem Dorothea in ihr Haus gekommen war, daß sie diesen Namen offen und ohne Hehl aussprach.

„Was willst du von Jonathan, Großmutter?“ rief dagegen das Mädchen mit ungewöhnlich scharfer Betonung. „Was willst du von ihm, der Nachts und Tags seine Augen offen halten muß? Muß er nicht immer sorgen und trachten? Denkst du denn gar nicht, Großmutter, an jene Nacht, wo er allein, ganz allein sich gegen die Männer mit den rußigen Gesichtern wehren mußte? Und wie sie damals das ganze Haus in Feuer stecken wollten? Weiß er, ob sie morgen nicht wieder kommen? Er muß so viele Menschen ernähren und muß Acht haben auf alle die großen und kleinen Räder, damit keines ins Stocken komme. Denk doch nur daran, Großmutter! Was geschieht, wenn ihn eine Krankheit niederwirft? Da hat er Niemanden, der für ihn die Augen offen behält. Wer soll dann für die vielen Menschen sorgen uud darauf sehen, daß Jeder an seinem Platze und in seiner Ordnung ist? Wenn man so viele Dinge im Kopfe trägt, Großmutter, so wie er, dann kann man nicht darauf achten, ob das Kind die Bibel lernt, ohne lesen zu können. Und darum ist es ja so ein Unglück, wenn eine Mutter so frühzeitig von ihren Kindern fortgeht. Eine Mutter sollte niemals sterben, als bis alle ihre Kinder gestorben sind!“

„Dorothea,“ schrie die blinde Frau mit durchdringender Stimme, „was redest du da?“

Dorothea achtete aber nicht auf den Schrei, noch daß das

Antlitz der Blinden sich in dem Einen Augenblicke so merkwürdig verändert hatte.

„Zeig mir doch dein Buch, Bernhard," sagte das Mädchen; „ich will doch auch sehen, was du lernst."

„Ich darf nicht, Dorothea..." sagte der Knabe ängstlich.

„Du darfst nicht? Du darfst das Buch deiner Dorothea nicht zeigen? Wer hat es dir verboten?"

„Zu Hause, der Onkel . . ."

„Der? Er kennt mich ja nicht!"

„Er hat gesagt, ich darf das Buch von Niemandem berühren lassen; es hat einmal dem Großvater gehört."

„Nur darum nicht?" rief Dorothea eindringlich. „Nur darum nicht? Sag's offen heraus, mein kleiner Bernhard."

Sie hatte sich zu ihm gebeugt.

Der Knabe rief, von diesem Tone und der Nähe ihrer Augen erschreckt:

„Ich will dir ja Alles sagen, Dorothea! Ich habe ihn ja sogleich gefragt: Darf ich's auch unserer Dorothea nicht zeigen? Und da hat er geschrieen und gesagt: Grade der nicht, grade der nicht! Ich kann ja nichts dafür, Dorothea!"

Als wollte er die ihr angethane Unbill fortschmeicheln, hatte er ihre Hand, wie das seine Gewohnheit war, an seine Stirne gelegt.

„Nicht einmal mir darfst du es zeigen, Bernhard?" rief sie mit einer Stimme, die zwischen Zärtlichkeit und Strenge klang. „Nicht einmal mir?" wiederholte sie.

„Er will es ja nicht, Dorothea," rief der Knabe, „er hat es ja verboten!"

„Geh von mir fort, geh fort! Ich mag dich nicht mehr!" schrie Dorothea plötzlich mit aller Gewalt einer wilden Leidenschaft. „Geh fort, du bist auch nicht besser als alle Anderen!"

„Dorothea!“ rief die Blinde aufhorchend.

Darauf ward es todtenstille in der kleinen Stube und wieder fragte die alte Frau:

„Was geht denn vor, Dorothea? Es kommt mir vor, als wärest du gar nicht mehr dieselbe Dorothea.“

„Es ist nichts, Großmutter, gar nichts!“ rief Dorothea, wieder zur Besinnung erwacht. „Es ist gar nichts, Großmutter ... ich habe nur vergessen gehabt, daß ich es mit einem Kinde zu thun habe.“

Das Alles sagte sie in diesem Augenblicke leidenschaftslos und dumpf, wie Jemand, der ein schweres Leid hinter sich geworfen hat.

„Wie du so sonderbar redest, Dorothea!“ sagte die Blinde. „Es geht mir wie ein Stich durchs Herz.“

„O, Großmutter,“ rief das Mädchen, „da siehst du, was aus Einem werden kann!“

Sie hatte sich an dem Bette niedergelassen und die herabhängende Hand der alten Frau ergriffen.

„Ja, Großmutter,“ schluchzte sie, und es waren heiße Thränen, die auf die Hand der Blinden niederflossen, „zank mich aus und sag mir das Schlimmste, was man einem Menschen sagen kann! Und vielleicht wäre es das Allerbeste für mich wie für dich, wenn du mich fortgehen hießest. Denn ich bin wirklich nicht die Dorothea, wofür du mich gehalten hast. Ich bin gar nicht gut ... ich bin schlecht im Grunde meines Herzens, und das ist jetzt zum Vorschein gekommen.“

Die Lippen der alten Frau zitterten; sie vermochte nur in klagendem Tone zu sagen:

„Was geht denn mit dir vor, Dorothea? Ich erkenne dich ja nicht mehr.“

„Weiß ich's doch selber kaum, Großmutter!“ rief das

Mädchen. „Aber es ist etwas Schreckliches mit mir vorgegangen. Ich habe die Schlechtigkeit meiner Natur erkannt. Ich habe zu viel auf mich selbst gebaut und getraut, und nun sehe ich, daß sich ein Mensch auch selber betrügen und belügen kann."

Die Alte streichelte ihr mit ihrer welken Hand das Haar und das schien ihr wohl zu thun. Die Herbigkeit ihres Schmerzes war gebrochen; sie redete von nun an ruhiger und gefaßter.

„Sieh an, Großmutter," begann sie wieder, „seitdem ich das Kind kenne und das Kind mich, habe ich immer geglaubt, es mag kommen, was da will: zwischen dem Kinde und mir steht nichts Fremdes. Was mein ist, ist sein, und was sein ist, gehört auch mir. Das, habe ich geglaubt, wird so bis ans Ende aller Tage dauern und Niemand wird es auseinanderreißen können. Hast du aber gehört, wie es mit einem Male ganz anders gekommen ist? Zum ersten Male werde ich gewahr, es ist doch nicht so, und die Natur ist stärker als das Alles ... Muß es so sein, Großmutter? Und wie ist das so geworden? Kaum wird der Knabe größer, so ändert er sich; es ist, wie wenn plötzlich der Winter hereinbricht und gestern hat noch ein lauer Wind geweht. Der Schnee jagt durch die Lüfte und wohin das Auge sieht, ist Alles weiß und kalt . . ."

Die Hand der alten Frau ruhte so weich und lind auf dem Kopfe des Mädchens!

„Sieh an, Großmutter," fuhr Dorothea fort, „sie haben ihm ein Buch in die Hand gegeben. Ich weiß, es ist ein heiliges Buch und es kommt von seinem Großvater her. Aber wie ich zu ihm sage: Zeig mir doch das Buch, Bernhard! da wehrt er sich dagegen. Er darf nicht! Sie haben es ihm verboten. Großmutter, er darf das Buch seiner Dorothea

nicht zeigen. Es giebt also etwas, was dem Kinde gehört und mir nicht! Es giebt also etwas, woran man mir meinen Antheil verweigert? Warum darf er mir das Buch nicht zeigen? Warum darf ich es nicht anrühren? Bin ich eine Diebin mit unreinen Händen? Ich bin ehrlicher Leute Kind, Großmutter ... ich bin Dorothea!"

Die Blinde sagte leise, indem sie ihr müde gewordenes Haupt auf das Kissen sinken ließ:

„Ich versteh' dich, Dorothea, mein liebes Mädchen, ich versteh' dich vollkommen und sehe dich jetzt so deutlich vor mir stehen, als ob ich noch meine Augen hätte. Was soll ich dir aber thun? Wie kann ich dir helfen?"

„Helfen?" rief das Mädchen zurück. „Habe ich gesagt, Großmutter, daß du mir helfen sollst? Ich muß mir selber helfen. Ich muß meine ganze Natur zusammennehmen, daß sie nicht widerspenstig wird. Wie hätte ich sonst dem Kinde wehe thun können? Mein armer kleiner Bernhard!"

Nicht sobald hatte der Knabe seinen Namen nennen gehört, als er mit dem feinfühligen Verständnisse, das an liebevolle Behandlung gewöhnten Kindern eigenthümlich ist, sogleich die günstigere Wendung seiner Lage begriff.

„Dorothea," rief er, „da hast du mein Buch! Ich werde dem Onkel sagen, daß ich es dir gezeigt habe."

„Du giebst es mir wirklich, mein kleiner Bernhard?" rief sie.

Die Bibel des Knaben in der Hand kniete sie an dem Bette der blinden Frau nieder.

„Sieh' an, Großmutter", sprach sie, „das Kind hat mir sein Buch gegeben.... Ich habe ihn dazu nicht gezwungen... freiwillig hat er es mir abgetreten.... Und jetzt ist Alles wieder gut ... Alles.... Sag' nur jetzt ein einziges Wort, Großmutter, denn du bist über alle Menschen hinaus, die

ich kenne, weise und klug! Darf ich das Buch in die Hand nehmen? Darf ich's berühren und ist's keine Sünde, wenn ich es von dem Knaben annehme? Sag' nur ein einziges Wort, Großmutter, darf ich's . . ."

Die Blinde sagte nach einer kurzen Weile:

„Du darfst es, Dorothea, es ist keine Sünde!"

XXI.

Die goldene Rispe.

Dorothea hatte übrigens die volle Wahrheit errathen. Jonathan hatte wirklich nicht die Zeit, sich um das Kind zu bekümmern.

Dieselbe Triebkraft vielleicht, die aus Jonathan's und Dorothea's Liebesleben mit so geheimnißvollen Lauten sprach, hatte sich in diesem Jahre mit überschwellender Kraft überall hin ergossen.

Baum und Feld, Wiese und Weingarten bewiesen wieder einmal nach langer Zeit, was es heiße, wenn Sonnenschein und Regen, Thau und Wind gute Brüderschaft halten. Da hatte Jemand aus einer Gegend, die die breite Donau durchfließt, zum Beweise, „wie es in Ungarn aussehe," eine volle Getreiderispe nach Böhmen geschickt; sie wog ungewöhnlich schwer, und als man die Körner zählte, fand es sich, daß sie nicht weniger als fünfunddreißig wohlbeschaffene, mehlreiche enthielt. Das war eine Freudenbotschaft für die schnurrenden und pustenden Räder in Jonathan's Fabrik, denn es waltet seit langer Zeit ein geheimnißvolles Zusammenhängen und Empfinden zwischen ihnen und der Sense, die die goldene Saat

des Feldes vor sich niederlegt. Wenn das scharfe Eisen sich dem Müßiggange ergeben muß, dann ergreift es auch das Rad an der Maschine mit einer Art Schwermuth; es möchte nicht gerne „umsonst" sich drehen und abdrehen und lieber stellt es seine Schwingungen von selbst ein. Seitdem die ungarische Rispe gesehen worden war, wußten sich diese Räder vor Uebermuth und Wohlleben nicht mehr aus; es war, als wüßten sie erst jetzt, wozu sie denn eigentlich auf dieser Welt da seien. Tief „unten in Ungarn," so sagte Eines dem Andern, warten ungarische Mädchen auf buntes Band und Tuch, sputet Euch, daß ihr fertig werdet mit dem farbigen Gewebe, denn die Ernte ist gut und der Bauer — sieht nicht auf das Geld.

Das Alles hatte die Eine Rispe zuwege gebracht.

Und Tag auf Tag, oft bis in die späte Nacht hinein, saß Jonathan an seinem Schreibtische und schrieb und rechnete, um, wenn das nächste Morgengrau hereinbrach, neuerdings die Mittel zu berathen und vorzubereiten, wie man das Versprechen der goldenen, aus Ungarn gekommenen Rispe am besten einlösen könne.

Jonathan hatte wirklich keine Zeit, sich um das Kind zu kümmern. War es, daß er Dorothea in der Nähe wußte? Oder hatte es ihm die goldene Rispe angethan? Unter dem Schnurren und Pfeifen seiner Räder hatte er überhört, was sein Bruder, der „Landstreicher," einmal gesagt hatte:

„Das muß anders werden, ganz anders. Das Kind muß wissen, warum man nicht barhäuptig gehen darf. — Warum ist Perlchen nicht ein Knabe geworden? Sie hätte es längst gewußt! Das muß von nun an anders werden."

Dann nahm er die Bibel seines Vaters, die beständig

vor ihm auf dem Tische lag, zur Hand und rief den Knaben an sich.

Er faßte ihn beim Kopfe und schaute ihm wieder lange in die Augen.

„Weißt du schon," fragte er ihn, „warum ein Knabe nicht barhäuptig gehen darf?"

„Nein," sagte der Knabe, wie gebannt unter dem aus finsteren Brauen hervorlugenden Blicke des Landstreichers. „Dorothea hat es mir nicht gesagt."

„Schande über dich, Kleiner!" rief der Landstreicher, indem er den Knaben mit der Hand wieder fortschob. „Wer ist diese Dorothea, daß du sie zu fragen brauchst? Warum kommst du nicht zu mir und fragst mich?"

Darauf, da er wie ein schwankes Rohr in der Gewalt seines unberechenbaren Gemüthes war, schien er wieder von Mitleid für den zarten Knaben bewegt zu werden. Er zog ihn wieder schmeichelnd an sich und bedeckte ihn mit Liebkosungen.

„Siehst du," sagte er zu ihm mit dem zärtlichsten Tone, indem er sein Kinn aufhob, um ihm besser in die Augen sehen zu können, „Perlchen hätte das schon längst gewußt, schon längst . . . Wie kommt's, daß du es nicht weißt?"

Das Kind bekam wieder Zutrauen zu dem so sanft redenden Manne.

„Wer ist Perlchen?" fragte er mit unbedachter Verwegenheit.

„Perlchen?" rief der Landstreicher, mit der Hand über die Stirne streichend, als besinne er sich auf die zu ertheilende Antwort. „Perlchen," sagte er nach einigem Besinnen, „ist etwas, was gar nicht mehr existirt . . . was nicht da ist und auch

niemals mehr da sein wird. Wer Perlchen ist, willst du wissen? . . . Perlchen bist du!"

Kaum aber hatte er das gesagt, als er, von einer anderen Gedankenströmung erfaßt, den Knaben hastig an sich riß.

„Willst du jetzt lernen," rief er, „warum ein Knabe nicht barhäuptig gehen darf? . . . Siehst du da das Buch? Darin steht Alles, was du zu wissen brauchst, Alles, Alles, und man braucht dann gar kein anderes Buch. Ich frage dich noch einmal, willst du lernen?"

„Ja," sagte Bernhard und legte neugierig den Finger auf den Einband des merkwürdigen Buches.

„Rühr's nicht an," schrie er, „das ist die Bibel deines Großvaters! Du mußt mir zuvor versprechen, daß du das Buch in keines Anderen Hand geben wirst. Jedes Blatt darin ist ein Heiligthum."

„Was ist Heiligthum?" wollte der Knabe fragen, aber er brachte die Worte, wie gebannt von dem Klange dieses geheimnißvollen Begriffes, nicht über die Lippen.

„Ich werde es Keinem als Dorothea zeigen," sagte er scheu.

„Das darfst du nicht, Knabe," rief der Landstreicher mit starker Stimme, „das darfst du nicht! Dorothea ist ein Weib . . . und dann gehört sie nicht zu uns. Perlchen hätte das Buch auch Niemandem gezeigt, wenn man es ihr verboten hätte. Wenn ich einmal zu Perlchen gesagt hätte: „Perlchen, thu' das, oder thu' das nicht" . . . Perlchen hätte gefolgt und wenn es ihm das Leben gekostet hätte. Und so wie Perlchen, muß auch die ganze Welt sein. Sonst bist du ein ungehorsamer und widerspenstiger Sohn, den man hinausführt vor die Thore der Stadt und daselbst steinigt man ihn mit Steinen, bis daß er todt ist."

Trotz dieser schrecklichen Drohung zeigte das Kind merk-

würdigerweise keine Spur von Ergriffenheit; es blickte ihn mit seinen großen braunen Augen unverwandt an. Vielleicht kam dies daher, daß der Knabe ihn einfach nicht verstand. Diese Haltung des Kindes entwaffnete einigermaßen den Landstreicher und verwirrte ihn.

„Laß uns jetzt ans Lernen gehen," sagte er hastig; „die Zeit verfliegt und du hast sehr viel zu lernen."

Er schlug das erste Blatt der Bibel auf — die Schöpfungsgeschichte.

„Sag mir das nach," rief er, „was ich dir jetzt vorrede, Wort für Wort."

Er las zuerst aus dem Buche den ganzen Satz, dann mußte das Kind jedes einzelne Wort so lange wiederholen, bis es sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Hierauf mußte der Knabe zwei Worte verbinden, und erst nachdem ihm dies gelungen war, schritt der Landstreicher in seiner sonderbaren Methode weiter; es kam ein drittes, ein viertes und ein fünftes hinzu, bis endlich der Knabe den ganzen ersten Satz der Schöpfungsgeschichte vollständig inne hatte. Darüber war fast eine halbe Stunde verflossen.

Das Antlitz des armen Kindes glühte von Eifer und Ermüdung zugleich.

„Jetzt hast du das Schwerste hinter dir," sagte der Landstreicher, zufrieden mit dem Kopfe nickend. „Wenn man den ersten Satz dieses Buches auswendig weiß, so wie du, dann ist man wie durch ein großes Thor in die Welt eingetreten und sie steht Einem nach allen Seiten offen. Du kannst dich dann gar nicht verirren und brauchst keinen Wegweiser. Willst du heute noch weiter lernen?"

Dabei legte er ein hölzernes Büchschen vor sich hin, und nachdem er ihm den Ursprung desselben, als vom Libanon

stammend, in seiner geheimnißvollen Weise mehr angedeutet als erklärt hatte, sagte er:

„Das gehört dir, wenn du es noch heute auf drei Sätze bringst. Willst du?"

Die Augen des Knaben leuchteten von kindischer Begehrlichkeit.

„Ja, Onkel!" rief er.

Es war die Neuheit der Sache sowohl, als die gleißende Belohnung in Gestalt des Libanonbüchschens, das vor ihm auf dem Tische lag — die Erlernung der nächsten zwei Sätze gelang dem Knaben in überraschend kurzer Zeit.

„Du hast einen Kopf wie Perlchen!" sagte der Landstreicher, und zur Bekräftigung dieses höchsten Lobes gab er ihm das Büchschen.

Der Knabe betastete es nach allen Seiten.

„Darf ich das behalten?" fragte er unsicher.

„Ich schenke dir's ja zur Belohnung."

„Und das Buch?" . . .

„Das darfst du bei dir aufheben," sagte der Landstreicher nach einer Weile, während ein merkwürdig lauernder Blick hinter den Augenbrauen über das Gesicht des Kindes glitt . . .

Mit dem Büchschen in der Tasche, die schwere Bibel unter dem Arme war der Knabe spornstreichs zu — Dorothea fortgerannt.

Wir haben bereits erzählt, wie er seinem Versprechen untreu gemacht wurde. —

Am anderen Tage begann der Landstreicher, nachdem er früher als gewöhnlich vom „guten Orte" heimgekehrt war, den Unterricht mit Bernhard, abermals in der von uns angedeu-

teten Weise; er befand sich mit dem Knaben allein, da Jonathan schon früh Morgens in die Fabrik gegangen war.

Ohne jede Einleitung, als bedeute der Tag, an welchem ein Kind zum ersten Male den Ernst des Lernens kennen lernt, in dem Leben desselben gar nichts, forderte er den Knaben auf, die gestern gelernten drei Sätze der Schöpfungsgeschichte zu wiederholen. Aber in den wenigen Stunden, die seitdem verflossen waren, hatte sich das Kind, vielleicht nur dem Auge des Landstreichers nicht sichtbar, eigenthümlich verwandelt.

Es saß bleich und abgespannt vor seinem Lehrer und vermochte nicht einmal das erste Wort des Erlernten seinem Gedächtnisse zu entlocken.

Er hatte Alles vergessen.

„Besinn' dich nur!" sagte der Landstreicher, anscheinend mit gewinnender Milde. „Perlchen hätte sich auch besonnen!"

Er hatte indeß das erste Blatt der Bibel aufgeschlagen und that so, als ob er der Gedankenarbeit des Kindes keine Aufmerksamkeit schenken wollte.

„Weißt du's jetzt?" fragte er ihn, vor sich hinstarrend, nach einer mäßigen Pause. „Ich habe dir eine lange Zeit gelassen und Perlchen hätte sich längst schon besonnen gehabt."

Aber auch diese Hinweisung auf den Ehrgeiz und die Lernfähigkeit eines anderen Kindes fruchtete bei dem Knaben nichts.

Er hatte Alles vergessen. Auch nicht die leiseste Spur war dem kleinen Gehirne verblieben.

„Du kannst dich also nicht besinnen?" sagte der Landstreicher, seine Stimme nur unmerklich erhöhend, während sein tiefliegendes Auge mit einem Ausdrucke lauschender Neugier auf dem Gesichte des Knaben haften blieb. „Ich will dir aber sagen, woher das kommt. Statt Tag und Nacht daran zu

denken, wie du die heiligen drei Sätze in deinem Kopfe behalten könntest . . . hast du nicht daran gedacht. Das sehe ich dir an . . . und auch etwas Anderes, was du mir verschweigen willst, sehe ich dir an. Ist es nicht so?“

„Ja, Onkel!“ stöhnte der arme Knabe.

„Was hast du gethan?“ fragte der Landstreicher leichthin. „Sag's frei heraus . . . Perlchen hätte sich nicht so lange besonnen.“

„Onkel,“ rief der Knabe, angstvoll die großen braunen Augen zu ihm aufschlagend, „ich habe das Buch meiner Dorothea gezeigt.“

„Hab' ich's dir nicht vorausgesagt?“ schrie der „Fromme“ und als wäre seine nervige Faust die Kralle eines Geiers, hatte er blitzschnell die beiden Hände des armen Kindes umfaßt und hielt sie an sich gepreßt.

Der Knabe fühlte sich in der Gewalt des Schrecklichen, ein Entrinnen aus dieser Umklammerung war nicht möglich. Es war ein kurzer und banger Augenblick, aber er genügte, um das in seinem tiefsten Wesen aufgeschreckte Vögelchen unter den Fängen seines Verfolgers in ein entseeltes Nichts zu verwandeln.

„Hab' ich dir's nicht vorausgesagt? Hab' ich nicht Recht gehabt?“ rief er noch einmal, in die entsetzten Augen des Kindes wie in einen Spiegel starrend. „Du hast es aber nicht glauben wollen. Und darum wird an dir das Wort wahr werden, wie es geschrieben steht. Man wird den ungehorsamen und widerspenstigen Sohn hinausführen vor die Thore der Stadt und daselbst wird man ihn steinigen mit Steinen, bis daß er . . .“

Plötzlich ließ er die Hände des armen Knaben los.

„Ich kann's nicht sagen," murmelte er, „ich bring' es nicht über die Lippen! Was möchte Perlchen dazu sagen? . . ."

Er war wieder in die gewöhnliche Gebrochenheit zurückgesunken. Den Kopf in den Lehnstuhl geworfen, saß er mit geschlossenen Augen vor dem Knaben; kein Muskel regte sich an ihm, es schien, als wäre alles Leben aus ihm gewichen. Für das Kind hatte dies das Gute, daß es sich allmälig erholte und mit Staunen die Wandlung wahrnahm, die neuerdings mit dem Onkel vorgegangen war.

Dann richtete er sich mit seinem Oberleibe mühsam auf, aber die Schwäche übermannte ihn und er sank wieder kraftlos in seinen Sitz zurück.

„Kannst du dich jetzt besinnen?" fragte er den Knaben, ohne ihn anzuschauen.

Seine Stimme klang so leise wie die eines Schwerkranken, der zum ersten Male seine Umgebung anspricht.

„Ja, Onkel," sagte der Knabe muthig, „es ist mir grade eingefallen."

„So sag's!"

Ohne zu stocken wiederholte Bernhard die drei ersten Sätze der Schöpfungsgeschichte; sie waren auf der leichten Tafel seines Gedächtnisses nur verdunkelt, aber nicht verwischt worden und traten jetzt, da der Druck des Schreckens von ihm gewichen war, mit aller Klarheit vor seine Seele.

„Es ist gut," sagte der Landstreicher müde, „es ist ganz gut. Du hast einen merkwürdigen Kopf . . . wie Perlchen. Sie hätte das auch nicht vergessen gehabt, und wenn ein Jahr darüber vergangen wäre. Denn darin bestand ihre größte Kraft. Sie war wie ein lebendes Wunder auf die Erde heruntergeschickt worden . . . Uebrigens kannst du jetzt gehen, ich will heute nichts lernen mit dir. Morgen ist auch ein Tag

. . . und der Mensch vergißt doch eigentlich nie etwas, was er einmal gelernt hat."

Er winkte dem Knaben mit der Hand, damit er sich entfernen solle; aber das Kind schien dieses Zeichen seiner Entlassung nicht verstehen zu wollen. Es blieb sitzen.

Da rief der Landstreicher:

„Warum gehst du nicht? Ich gebe dir ja die Freiheit. Komm morgen wieder, übermorgen . . . wenn du willst. Dann will ich mit dir lernen und du wirst dann einholen, was wir heute versäumt haben . . . Nur heute nicht . . . das Herz thut mir zu wehe."

Als der Knabe schon an der Thür stand, rief er ihn wieder zurück.

„Wenn ich wieder so zu dir spreche," sagte er zu ihm mit gesenkten Blicken, als hätte ihn die Scham überkommen, „wie ich vorhin mit dir gesprochen habe, so sieh mich nicht so an... Du mußt deine Augen nicht so offen und groß auf mich richten. Das schickt sich nicht für ein Kind. Dann sehe ich einen Knaben vor mir, der war einmal dreizehn Jahre alt und hat es grade so gemacht wie du . . . Und was war das Ende davon? Willst du wissen, was das Ende war? Sieh mich an! . . ."

Das Kind schlich still und demüthig davon.

Für diesen Tag war aber die Freudigkeit seiner jungen Seele gebrochen. Ziel- und absichtslos irrte der Knabe während der Zeit bis es Mittag ward, in dem weiten Fabrikshofe umher oder in dem dahinter liegenden Garten. Keiner achtete auf den Knaben; er war im Hause seines eigenen Vaters wie verloren. Beim Mittagessen saß er den beiden Männern stumm gegenüber. Wohin war das sonst so laute Geplauder des Kindes gekommen? Auch darauf achtete Jonathan nicht . . .

Das Kind war wirklich wie verloren.

An diesem Tage suchte der Knabe seine Dorothea nicht auf.

Aber am folgenden Tage, als der Landstreicher von seinem Gange nach dem „guten Orte" heimkehrte, fand er den Knaben seiner vor dem Hause wartend.

„Gehen wir lernen, Onkel," sagte das Kind.

Der Landstreicher konnte wahrhaftig stolz auf sein Werk sein. Ungerufen war das Vöglein herbeigekommen und bat ihn: Sperre mich in den Käfig!

„Gehen wir lernen, Onkel," hatte das Kind gesagt, und so begann denn der Landstreicher aufs Neue den Unterricht. Er brachte an diesem Tage den ersten Schöpfungstag zu Ende und das Kind hatte mit ängstlicher Aufmerksamkeit den ihm eingetröpfelten Wortschatz in sich aufgenommen. Wäre ein Zeuge dagewesen, der ihn beobachtet hätte, wie er durch keine Vergeßlichkeit des Kindes sich aus seiner steinernen Gelassenheit aufschrecken ließ, wie er Schritt für Schritt dem bald langsamen, bald wieder beschleunigten Erfassen seines Schülers folgte, er hätte sagen müssen: In diesem Manne ruht eine Fülle unerschöpflicher, fast übermenschlicher Geduld! . . . und er hätte ihn vielleicht bemitleidet.

Als er diesmal den Knaben entließ, sagte er zu ihm:

„Jetzt weißt du schon über den ersten Tag hinaus und es geht dir auch nicht ein einzig Wort davon ab. Du darfst dich darüber freuen, denn so weit hat es nicht einmal Perlchen gebracht gehabt. Wirst du es aber wieder vergessen?"

„Nein, Onkel," sagte das Kind, „ich will es nicht vergessen."

„Wie willst du das aber anstellen?"

„Ich will immerfort daran denken," sagte der gelehrige Knabe, „Tag und Nacht."

„Daran thust du Recht," sagte der Landstreicher, in einem

fast unmerklichen Lächeln seine Zufriedenheit kundgebend. „Du mußt in einem fort an das Gelernte denken und dich durch nichts herauswerfen lassen. Dann steht es felsenfest für dein ganzes Leben in dir. Denn es steht geschrieben: Du sollst es dir einschärfen und sollst davon sprechen, wenn du aufstehst und wenn du dich niederlegst, wenn du in dein Haus zurückkehrst oder wenn du aus demselben gehst . . . Perlchen hätte es nicht anders gethan . . ."

Wieder schweifte das Kind an diesem Tage ziel- und absichtslos im Hof und Garten umher, schweigsam und verloren. Und doch gehörte es nicht zu jenen Naturen, die empfangenes Lob still macht. Es mußte also in seine sonst so offene Gemüthsart ein fremdartiger Tropfen gekommen sein, den es nicht zu bewältigen vermochte. War das vielleicht bereits das dumpfe Behagen des Vögelchens, dem die Stäbe seines Gefängnisses lieb geworden sind? . . .

Der Landstreicher hatte dem Kinde durchaus nicht verboten, zu Dorothea zu gehen. Warum ging es nicht? Wer verwehrte es ihm?

Erst spät am Nachmittage sah man das Kind den Weg zum Häuschen der blinden Frau einschlagen.

Aber auch in der Nähe der geliebten Pflegerin kam kein erfrischender Hauch über die schlaff gewordene Kindesseele.

Dorothea war dessen im ersten Augenblicke gewahr geworden.

„Wo warst du gestern gewesen?" fragte sie den Knaben.

„Im Hof und im Garten," entgegnete Bernhard, ohne sie anzusehen.

„Darum bist du nicht gekommen?"

Sie sagte weiter nichts.

Das Kind hatte sich auf einen Schemel zu ihr gesetzt und

verhielt sich, als wäre jedes Wort vom Ueberflusse, mit einer Art grämlicher Verdrossenheit vollkommen ruhig neben ihr.

„Hast du heute schon gelernt?" fragte sie ihn nach einer Weile.

Statt aller Antwort kamen über die Lippen des Knaben langsam und gedehnt, als spräche er sie aus dem Schlafe, in den Lauten der heiligen Sprache die Worte:

„Und die Erde war wüste und leer und Finsterniß auf dem Abgrunde, und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern."

„Was ist das?" rief Dorothea aufhorchend und faßte den neben ihr sitzenden Knaben an der Schulter, um ihm voll ins Gesicht sehen zu können.

„Und es ward Abend und es ward Morgen . . . Ein Tag," wiederholte das Kind in der ihm angelernten Weise, eintönig und verdrossen, ohne dabei die Augen zu seiner Pflegerin aufzuschlagen.

„Großmutter," rief das Mädchen zu der blinden Frau hinüber, „was hältst du von dem Kinde?"

„Krank, krank!" ertönte es wie ein Klageruf von den Lippen der alten Frau.

„Meinst du das wirklich, Großmutter?" rief Dorothea. „Wo wäre ich denn gewesen!"

Sie legte ihre Hand auf die Stirne des Kindes.

„Der Kopf ist kalt, Großmutter!" sagte sie nach einer Weile im Tone ruhiger Fassung. „Fühl' ihn selber an, Großmutter."

Sie war mit dem Knaben an das Bett der alten Frau getreten, aber Veile Oberländer weigerte sich beharrlich, die Hand auszustrecken, um die Stirne des Knaben zu berühren.

„Was hast du davon, Dorothea, mein liebes Mädchen?"

sagte sie, sich gegen die Wand wendend, „und wenn ich dir hundertmal in Einem Athem sage: Sein Kopf ist kalt wie ein Stück Eis? Ich höre den Knaben nur, aber ich sehe ihn ja nicht. Und da sage ich dir, das Kind ist krank . . ."

„Krank?" rief Dorothea.

Jedes andere Wort erstarb in ihrem Munde vor dem Ernste, mit welchem Veile Oberländer ihre Behauptung aufrecht hielt.

„Ja," sagte die alte Frau.

Und nach einem Augenblicke Nachsinnens fügte sie hinzu: „Ich will dir etwas sagen, Dorothea, aber du darfst darüber nicht erschrecken. Es giebt etwas Aergeres als blos krank sein, und das ist, wenn man krank wird. In diesem Zustande ist das Kind . . ."

Dorothea versuchte mit einigen scherzhaften Worten die Besorgniß der alten Frau fortzulächeln, aber an der Beklommenheit ihrer Stimme hätte wohl Jeder und nicht nur Veile Oberländer, erkannt, daß sie von dem Ausspruche der Blinden in ihrem Gemüthe sich bedrängt fühlte.

Sie hatte sich mit dem Knaben wieder an das Fenster hingesetzt. Das Kind hatte nach alter Gewohnheit das Köpfchen auf ihren Schoß gelegt, die Augen nach aufwärts zur Stubendecke gerichtet, während sich seine Lippen unaufhörlich bewegten.

Dorothea beobachtete ihn genau.

„Bernhard," flüsterte sie, indem sie sich zu ihm herabbeugte, so daß ihr warmer Hauch ihn ganz nahe berührte, „was sprichst du denn in einem fort für dich hin und ich höre es nicht?"

„Ich denke nach," sagte das Kind mit greisenhaftem Ernste, die Augen zu ihr aufschlagend.

„Du denkst nach? Kann denn das nicht ein anderes Mal

geschehen?" fragte das Mädchen leise, um die Aufmerksamkeit der alten Frau nicht auf sich zu ziehen.

„Nein," sagte der Knabe laut. „Ich muß in einem fort daran denken, sonst vergesse ich es."

„Was denn, Bernhard?"

„Was ich bei dem Onkel gelernt habe."

„Ist das so schwer?"

Das Kind schwieg; zwischen seinen Lippen drängten sich halblaut die Worte der Schöpfungsgeschichte hervor.

„Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht!"

Veile Oberländer hatte sich während dieses Zwiegesprächs der Beiden anscheinend ruhig verhalten und doch war ihre ganze Seele dabei. Jetzt rief sie mit kräftiger Betonung:

„Siehst du, Dorothea, wie Recht ich habe? Hast du jemals an einem Kinde schon so was erlebt? Das kann ja kaum ein Großer, was der da oben" — sie streckte dabei ihren mageren Arm nach der Gegend aus, wo sie den Landstreicher vermuthete — „an dem Kinde in kaum drei Tagen zu Stande gebracht hat. Mein Mann, mit dem der Friede Gottes sei, war doch auch ein Lehrer, aber das hat er nicht vermocht! Nun liegt die Frage so für mich: Entweder er muß eine eigene Kunst besitzen, mit welcher er das Kind auf unnatürliche Weise so weit treibt, aber ich weiß nichts von einer solchen Kunst und mein Mann hat auch nichts davon gewußt, oder er hat gar keine Kunst, sondern strengt nur das Kind übermenschlich an. Mir scheint aber, Dorothea, er macht es mit dem Knaben wie mancher Fuhrmann mit seinem Pferde. Er schlägt drauf los, bis daß es geht . . ."

„Schlagen, Großmutter!" schrie Dorothea auf.

„Hab' ich das gesagt, Dorothea?" rief die Blinde. „Selbes ist mir nicht beigefallen. Es giebt aber noch etwas Aergeres

als Schlagen; wenn man nämlich dem Menschen, besonders einem Kinde, eine Kraft zutraut, die es nicht besitzt. Und darum muß es davor gehütet werden, Dorothea . . . sonst wird unser Kind krank und geht zu Grunde!"

„Das Kind ist nicht krank, Großmutter," rief Dorothea zu der blinden Frau hinüber, „es darf nicht krank werden. Weißt du denn nicht, daß ich seiner Mutter, wie sie mich zum letzten Male an ihr Bett gerufen hat, es versprochen habe? Das Kind kann ja gar nicht krank werden."

Das alles sagte sie voll Festigkeit, ja Heiterkeit, daß sie der alten Frau damit jeden Einwand abschnitt.

Dann bettete sie den Kopf des Kindes noch weicher in ihrem Schoße, als erwartete sie, daß es von einem Augenblick zum andern seine Augen zum Schlafe schließen könnte.

Aber das Gehirn des armen Knaben war zu aufgeregt, um diesem süßen Heilmittel der Natur zu verfallen; er lag da, wach, die Blicke zur Stubendecke hinangerichtet, während sich seine Lippen wieder unaufhörlich bewegten. Da rief die Blinde mit einem Male:

„Ich errathe, warum du so redest, Dorothea! Du möchtest ihn nur nicht erschrecken, und es war Unrecht von mir, daß ich meine Gedanken so in seinem Beisein herausgesagt habe. Was willst du aber von mir? Ein Blinder meint immer, es sei nur der Mensch in der Stube, der gerade mit ihm spricht . . . dessentwegen bleib' ich aber doch bei meiner Meinung. Das Kind wird verruinirt!" —

Es war bereits dunkler Abend geworden, als Dorothea das Kind nach Hause entließ. Und wieder war es weder Lust noch Unlust, was sich im Wesen des Knaben aussprach, als er von seiner Pflegerin schied. Schläfrig und verdrossen sagte er ihr:

„Gut' Nacht, Dorothea!"

Aber in demselben Augenblicke mochte ihn wieder die Erinnerung an seine Aufgabe überkommen haben, denn noch im Fortgehen lallte er im Texte der heiligen Sprache:

„Da machte Gott einen Unterschied mit dem Lichte und der Finsterniß. Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsterniß nannte er Nacht."

Dorothea war am Fenster sitzen geblieben; sie sah in die dämmrige menschenleere Gasse hinaus, bis die völlig hereingebrochene Nacht allem Schauen und Sinnen ein Ende machte. Dann zündete sie das Nachtlämpchen an und setzte sich an das Bett der gleichfalls still gewordenen Blinden.

„Großmutter," rief sie mit einem Male, „hörst du mich?"

„Ich bin ja nur blind!"

„Glaubst du, Großmutter, daß sie täglich in der Nacht zu ihm kommt?"

„Wer denn?"

„Die blasse junge Mutter unseres Knaben! . . . Ich habe einmal erzählen gehört, daß im ersten Jahre die todten Mütter zu ihren Kindern kommen, um nachzusehen, ob im Hause Alles in Ordnung ist und ob es ihnen gut geht. Man darf sie aber dabei nicht stören, sonst zerfließen sie in die Luft."

„Glaubt man das auch bei Euch?" fragte die Blinde, das letzte Wort scharf betonend.

„Jedermann glaubt es."

„Warum fragst du mich?"

„Weil ich an unsern Knaben denke. Es will mir nicht aus dem Sinne, was du gesagt hast."

„Was kannst du ihm helfen?" rief die Blinde, deren Laune

beim Herannahen der Schlafensstunde eine arge Verbitterung erfahren hatte.

„Ich werde ihm helfen, Großmutter," sagte das Mädchen, sich erhebend, „ich werde ihm helfen! Ich habe es seiner Mutter versprochen."

Draußen hatte die Nacht indessen einen vollständigen Umschlag des Wetters herbeigeführt. Es fiel jener feine, sachte Regen vom Himmel, dem man nicht lauschen kann, ohne daß davon die Sinne wie von einem Wiegengesange in den Schlaf gelullt werden.

Die blinde Frau verspürte alsbald die Wirkung, und als Dorothea, einmal aus ihrem Sinnen erwachend, nach ihr sah, lag sie im gesundesten Schlafe.

Was ging in der Seele des Mädchens vor?

Sie hatte sich leise aufgerichtet, so leise, daß auch nicht das kleinste Geräusch an das Ohr der Schlafenden drang. Mit vorgebeugtem Leibe horchte sie dann eine zeitlang, ob die Blinde wirklich schlief. Sie täuschte sich nicht. Hierauf schlich sie an den Tisch und stellte das Lämpchen so, daß dessen Schein auf das Gesicht der Schlummernden nicht fiel. Sie horchte wieder auf und langte dann rasch nach dem wollenen Kopftuche, dem unentbehrlichen Kleidungsstücke aller böhmischen Mädchen.

Die Blinde schlief noch immer.

Noch einen Augenblick zögerte Dorothea . . . aber schon hat die Thürklinke dem Drucke ihrer Hand nachgegeben. Die Thüre bleibt halb offen. Dorothea ist draußen in der Nacht!

Trotz der Dunkelheit, die sie umgiebt, weiß sie den Weg zu finden, den sie zu gehen hat. Dort unten am Bach, nahe dem Stege, der über ihn führt, befindet sich eine unscheinbare, gewöhnlich unversperrte Thüre, die in den Fabriksgarten führt.

Wird sie auch heute offen stehen? Wird kein böser Zufall sie narren? . . .

Durch die Stille der Nacht rauscht der sonst so stille Bach. Wie gierig schlürft er das kostbare, vom Himmel strömende Naß in sich ein!

Jetzt steht sie am Stege. Stürmisch jagt ihr das Blut durch die Adern. Gottlob, das Pförtchen läßt sich leicht aufklinken! . . .

Sie ist im Garten, sie befindet sich auf Jonathan's Besitze!

Ohne Furcht und Zagen betrat sie den in Finsterniß getauchten Raum. Wovor sollte ihr bangen? Kennt sie daselbst nicht jeden Baum und Strauch, jeden Weg und Steg? Wissen nicht Alle davon zu erzählen, wo das Kind einmal gestrauchelt, wo sie ihm ein Geschichtchen erzählt, wo sie es in den Schlaf gelullt hat? Jetzt kommt sie an der großen, weitästigen Linde vorbei, die mitten im Garten steht.

Wer sieht das siegreiche Lächeln auf ihren Lippen, das durch die Nacht leuchtet? Unter diesem Baume war es, daß Jonathan ihr so strenge verboten hat, mit der Wallfahrt nach Urschendorf zu gehen. Und sie war trotz dieses Verbots doch gegangen . . .

Warum Jonathan damals so überaus strenge that . . . das Lächeln auf ihren Lippen verstärkt sich; es ist, als wollte es die Schleier der nächtigen Dunkelheit durchbrechen und sagen: „Vor dem Lächeln einer Menschenseele geht ein ewiges Licht einher . . .“ Aber es erstirbt in demselben Augenblicke, als sie, aus dem Garten tretend, ein hellbeleuchtetes Fenster im Fabriksgebäude sieht.

Dort weilt Jonathan um diese Stunde . . . und schreibt und rechnet. Und mitten unter seinen Ziffern und Schreibereien kommt ihn nicht der Gedanke an, daß sein Kind allein

mit dem Manne ist, der es krank machen wird? Die Blinde hat es ja gesagt und sie muß es wissen.

Noch einen Blick wirft sie zu dem erleuchteten Fenster des Fabriksgebäudes hinan.

Wer will die Gedanken zählen, die mit tausend Stimmen aus dem Mädchen drängen? Es sind Gluten, mühsam verdeckt und gehütet ... aber kein Regen ist so feucht, daß er sie löschen könnte.

„Warum zögerst du?“ fragt es zu dem hellen Fenster hinan. „Weißt du nicht, daß dein Kind allein ist? ...“

„Warum zögerst du selbst?“ tönt es durch die Nacht als Antwort zurück.

Sie erschrickt; von einem kalten Schauer erfaßt, hüllt sie ihren Kopf dichter in das Tuch. Der Regen fällt schwerer. Sind es nicht Tritte, die hinter ihr hörbar werden? Dorothea ist aber eine Natur, die den Schrecken starkgemuthet überwindet. Wenn Er es wäre! ...

Eine dunkle Glut überfliegt sie, und ehe sie selbst ihres Wollens ganz klar geworden ist, steht sie jetzt in der Hausflur vor der Thüre der Stube, in welcher das Kind schläft.

Sie lauscht.

Ihre ganze Seele ruht in diesem Augenblicke in dem Athemzuge, den sie in ihrer Brust zurückhält, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen.

Draußen plätschert der Regen einförmig auf das Pflaster des Hofes nieder. Drin in der Stube ist Alles so still ... das Kind hat also einen gesunden Schlaf.

Warum ist sie von dieser Stätte ausgeschlossen? ...

Und noch Ein Gedanke kommt ihr. Sie kann ihn aus den Blättern ihres bisherigen Lebens nicht herausreißen, er hat zu starke Wurzeln in ihrem Gemüthe gefaßt:

Weil das Kind so ruhig schläft, . . . sitzt vielleicht die blasse Mutter an seinem Bette und breitet ihre kühlenden Schwingen über den Knaben aus, damit ihm die Nacht kein Unheil bringe.

Sie lauscht wieder.

Ist es jetzt nicht, als ob drin in der Stube Jemand laut spräche? . . . Sie täuscht sich nicht, sie vernimmt es ganz deutlich.

Es ist die Stimme des Knaben, die sie so gut kennt, wie keine sonst auf Erden. Er scheint aus dem Schlafe erwacht, und doch ist es nicht so.

Was sie vernimmt, sind abgebrochene, unverständliche Laute jener Sprache, die sie schon heute gehört hat. Wie das schauerlich durch die stille Nacht tönt! Die blinde Frau hat also doch Recht. Das fiebernde Gehirn des armen Knaben setzt also noch im Schlafe seine Tagesarbeit fort! Das Kind lernt im Traume!

Dann muß ja der Knabe krank werden! Die alte Frau hat Recht!

„Ich komme schon!" will sie aus der Tiefe ihres Jammers rufen, da lassen sich mitten durch den plätschernden Regen nahende Männerschritte auf dem Pflaster des Hofes vernehmen. Sie kommen näher. Er kommt, der sie hier nicht treffen darf . . . er kommt bereits die Treppe herauf.

Die Hand gleitet von der Klinke, die sie schon ergriffen hat. Sie entflieht.

„Wer ist das?" ruft die starke Stimme Jonathan's.

Eine dunkle Gestalt ist an ihm auf der Treppe vorübergehuscht.

„Wer ist das?" ruft er nochmals.

Keine Antwort.

Trotz seines männlichen Muthes kann er sich eines leichten Schauers nicht erwehren . . .

Jetzt huscht es über den Hof und dann wird es mit einem Male still.

Aus der Ferne klingt es, als ob Jemand mit starker Hand das Pförtchen, das aus dem Fabriksgebäude in den Garten führt, in das Schloß geworfen hätte . . .

Der Regen hat aufgehört.

XXII.

Sie sprechen sich aus.

Am anderen Morgen fragte Veile Oberländer, die heute gegen ihre Gewohnheit in den helllichten Tag sich „verschlafen“ hatte, sogleich nach ihrem Erwachen:

„Was ist für ein Wetter draußen, Dorothea?“

„Die Sonne scheint wieder, Großmutter.“

„Wieder? Warum wieder?“

„Da sieht man, was du für einen gesunden Schlaf hast, Großmutter! Es hat ja die ganze Nacht geregnet.“

„In Wahrheit?“ fragte die blinde Frau in jener grämlichen Laune, wie sie den meisten Leuten am frühen Morgen eigenthümlich ist. „Zuletzt wirst du mir noch einreden wollen, es hat mitten in der Nacht geschneit, und das Alles darum, weil ich blind bin.“

„Warum zweifelst du, Großmutter?“ sagte Dorothea, und trat an das Bett der Blinden. „Habe ich dich einmal schon belogen?“

Veile richtete ihr erloschenes Augenpaar mit zwingender Gewalt auf das vor ihr stehende Mädchen.

„Es könnte aber geschneit haben," sagte sie mit nachdrucksvoller Langsamkeit, „es könnte ganz gut geschneit haben, trotzdem es schon tief in den Sommer hineingeht und der Schnitt vor der Thüre steht. So etwas ist schon vorgekommen, denn auf einmal habe ich in der Nacht eine Kälte in meinem alten Leibe gespürt, daß ich schier geglaubt habe, ich erfriere."

„Die Thüre war offen geblieben, Großmutter," sagte Dorothea leise.

„Was sagst du?"

Dorothea wiederholte ihre Worte; sie schienen die Blinde zu beschwichtigen, aber nicht lange darauf richtete sie ihr greises Haupt mit einer gewissen Entschiedenheit auf, was immer geschah, wenn ihr Geist mit etwas Wichtigem beschäftigt war.

„Du warst fort gewesen in der Nacht?" sagte sie mit grauenhaftem Ernste.

„Ja, Großmutter."

„Du leugnest das also nicht?"

„Großmutter!"

Mehr sagte das Mädchen nicht. In dem Einen Worte lag Alles, was sie zu sagen hatte. Es war kein Aufschrei sittlicher Entrüstung, wohl aber die sicher ruhige Abwehr eines klaren Gewissens.

Die Wirkung zeigte sich sogleich auf dem Antlitze der alten Frau.

„Verzeih mir, Dorothea," rief sie mit ungewöhnlicher Milde, „ich habe dir nicht wehe thun wollen! Wer weiß besser als ich, was du bist, und daß nicht ein Aederchen von einer Lüge oder Verstellung in dir steckt? Und habe ich denn ein Recht überhaupt, dich so zu fragen? Du bist freiwillig zu mir

eingetreten, es hat dich Keiner dazu gezwungen. Was fällt mir also ein, von dir zu verlangen, daß du mir sagst, ob du in der Nacht von mir fortgegangen warst oder nicht?"

„Frag' mich nur, Großmutter!" sagte Dorothea leise.

„Wo warst du gewesen, Dorothea?", fragte die Blinde.

„In Herrn Jonathan's Hause."

„Um Gottes des Allmächtigen Willen," rief Veile, deren Unruhe mit jedem Worte zu wachsen schien, „du bist noch zu jung und weißt daher nicht, wie die Menschen sind. Was oft ganz gerade und gerecht ist, kommt aus ihrem Munde krumm und unrecht heraus. Ich will darüber weiter nichts sagen, aber denk dir, wenn dich Einer mitten in der Nacht dort gesehen hätte!"

Die Blinde hatte wahrscheinlich geglaubt, mit dieser unverhüllten Anspielung einen großen Eindruck hervorzubringen. Dorothea meinte aber in derselben Redeweise:

„Ich gehöre ja dorthin, Großmutter. Das Kind ist ja nicht bei mir. Da habe ich hingehen müssen."

„Du warst also bei dem Knaben gewesen? Warum hast du das nicht gleich gesagt?" rief die blinde Frau hochaufathmend. „Ich habe in der Nacht, wie du fort warst und ich nach dir gerufen habe, nicht anders geglaubt, als ich liege auf lauter spitzigen Stacheln und Brennesseln. Du bist also bei dem Kinde gewesen! Warum hast du mir das nicht gleich eingestanden?"

„Ja," sagte das Mädchen, „ich habe an seiner Thüre gelauscht, denn ich habe mich überzeugen wollen, wie er schläft ... O, Großmutter, wie schrecklich klingt das, wenn so ein Kind mitten aus dem Schlafe herausspricht! Es sollte ruhig daliegen, wenn es sich am Tage müde gelaufen hat, und nichts sollte ihm die Ruhe stören. Denn das ist so seine Natur, und

wenn es anders ist, so geht in dem Kinde etwas vor. Aber unser armer Knabe hat nicht einmal in der Nacht Ruhe vor den Gedanken! Sie kommen zu ihm und zermartern ihm das Gehirn, Großmutter. Sag', muß das sein? Muß der arme Knabe sogar im Traume lernen?"

„Es muß nicht sein!" sagte die Blinde mit ihrem kräftigen Kopfschütteln. „Warum, du einfältiges Mädchen, soll etwas sein müssen? Muß der Mensch krank werden? Muß ich zusehen, wie Einer den Andern zu Grunde richtet? O ja! es giebt schon etwelche Menschen, die sagen bei solchen Gelegenheiten: Wer bin ich? oder wer bist du? daß ich mich in deine Geschäfte einmengen soll? Laß sie reden, Dorothea, laß sie reden! Wenn es nach dem Kopfe derartiger Leute gehen sollt', so wäre es besser, daß Gott lieber heute als morgen die Welt zu Scherben zerschlagen möchte! Es wäre nicht um Einen Groschen Schade um sie. Aber die Welt ist nicht so, Dorothea, und die Menschen auch nicht. Und gerade du, mein liebes Mädchen, bist ein lebendiges Beispiel davon. Mußt du zusehen und warten, bis man dir das Kind wie eine verdorbene Uhr zurückstellt und du weißt nicht, was damit anfangen? Greif zu, Dorothea, mein Mädchen, greif zu, sonst wird es zu spät und er bekommt die Gewalt!"

Voll Ehrfurcht und Staunen blickte Dorothea auf das alte Antlitz der Blinden; es sprühte in diesem Augenblicke wie von Flammen ewiger Jugend. Es war eben Dasjenige eingetreten, was uns so selten im Leben begegnet. Eine Menschenseele hatte sich schlackenlos und echt einer anderen aufgethan.

Unwillkürlich war sie an dem Bette der Blinden in die Knie gesunken.

Aber Veile Oberländer war schnell wieder in die Niederungen ihres bisherigen Thuns und Redens herabgestiegen, denn

als Dorothea nach einer Weile fragte: „Ich habe also Recht gehabt, Großmutter, daß ich zu unserem Knaben hingegangen bin? Darf ich wieder zu ihm gehen?“, sagte die Blinde kühl und bedächtig, als ob eine rauhe Hand Alles bis auf die kleinste Spur in ihr ausgelöscht hätte, was doch kurz vorher so lebendig von ihren Lippen gesprüht hatte:

„Du bist ja erst dort gewesen, Dorothea! Warum fragst du mich das nicht später? Mein alter Kopf ist an so schwierige Antworten nicht gewöhnt. Er hat nur eine kleine Eingangsthüre und da kann nicht viel auf einmal hinein. Meinst du, sie ist groß wie das Thor einer Getreidescheuer? Frag' mich später, Dorothea, frag' mich später!“

Aber Dorothea fragte nicht. Es verging eine Stunde nach der anderen, ohne daß das Mädchen in die Nähe der Blinden gekommen wäre. Sie verrichtete die wenigen Hausarbeiten, die ihr oblagen, still und geräuschlos. Vielleicht erwartete die alte Frau gar nicht, am heutigen Tage noch gefragt zu werden; denn so kurzlebig auch das Alter sich fühlt, in Allem, wo es auf ein rasches Aussprechen und Beantworten ankommt, verfährt es mit einer Bedächtigkeit, als ob seine Lebensstunden ungezählt wären, wie der Sand am Meere.

Es war später Nachmittag geworden. Das Kind war nicht gekommen.

„Sieh du hinaus mit deinen guten Augen, Dorothea,“ sagte Veile Oberländer mit einem Male, „ob er noch nicht kommt.“

„Ich sehe schon seit einer Stunde zum Fenster hinaus,“ meinte Dorothea, „er will aber nicht kommen.“

„Er will nicht!“ rief die Blinde mit ihrer gewöhnlichen Herbigkeit. „Sag lieber, der „Fromme“ läßt ihn nicht fort.“

Plötzlich stand Dorothea neben dem Bette der alten Frau.

„Großmutter!" sagte sie leise, ganz nahe zu ihrem Antlitze niedergebeugt.

„Was willst du, mein liebes Mädchen?"

„Ich gehe jetzt fort und lasse dich allein. Ich muß es noch heute zu Ende bringen."

„Du willst es noch heute zu Ende bringen?" wiederholte Veile Wort für Wort.

Wie sie das so sprach, war ihr der Kopf auf die Brust gesunken; es schien, daß eine plötzliche Schwäche sie übermannt habe. Die greisenhafte Verfallenheit ihres Gesichts trat jetzt erschreckend hervor; so hatte Dorothea sie noch niemals gesehen.

„Soll ich nicht gehen, Großmutter?" rief sie beängstigt.

Mit dem Aufgebote aller Kräfte richtete sich aber die Blinde in ihrem Bette auf; an die Stelle der Hinfälligkeit war mit wunderbarer Schnelligkeit eine Art Scheinkraft getreten, die ihre blassen Wangen mit einem durchsichtigen feinen Roth bedeckte.

„Du hast mich jetzt gefragt," sagte sie, „sowie es sich schickt. Früher hat nur dein Wille aus dir gesprochen, und das hat mich so erschreckt ... So will ich dir auch jetzt antworten wie es sich schickt. Geh', sag' ich dir, geh' und bring' es zu Ende. Es handelt sich um meines Jonathan's Kind! Geh!"

Sie hatte die Hand, gleichsam als wollte sie ihr den Weg zeigen, gebieterisch ausgestreckt; dann sank sie kraftlos in ihr Kopfkissen zurück. —

Diesmal ging Dorothea nicht an den Steg, der über den Bach führt, um von da aus durch den Garten in das Wohnhaus zu gelangen. Sie ging geradenwegs durch die „Gasse,"

hochaufgerichteten Hauptes, von der Abendsonne beschienen, daß ihr blondes Haar wie in eine Goldfluth getaucht schien.

Manches Auge sah dem Mädchen nach wie einer fremdartigen Erscheinung, über die sich nichts Bestimmtes denken ließ. Und doch kannten sie sie ja Alle als das „deutsche Mädchen," das vor Jahren in Jonathan's Haus gekommen war.

An dem Mädchen war keine Hast bemerkbar; gleichmäßig war ihr Gang; man hätte vermuthen können, sie gehe zur Kirche.

Sie war in das Haus eingetreten.

Auf derselben Flur, auf welcher sie in der gestrigen Nacht den Schlaf des Kindes belauscht hatte, stand sie wieder und ... horchte. Anfangs war Alles fast unheimlich still, es regte sich nichts in dem Hause.

„Sag's noch einmal, Knabe!" hörte sie plötzlich eine zornige Männerstimme drin in der Wohnstube. „Gerade jetzt hast du mich wieder so angesehen ... du weißt, ich kann das nicht ertragen. Sag's noch einmal."

Drauf hörte sie die Stimme des Knaben. Was er sprach, kam nur unverständlich an ihr Ohr, ihr schien es aber, als klinge es wie unterdrücktes Weinen. Noch stand sie einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt. Sie athmete kaum.

„Und jetzt schlage mit der Hand an deine Brust und sage mir Wort für Wort nach, was ich dir vorsprechen werde," tönte wieder die zornige Stimme. „Du mußt dich demüthigen, Knabe, und dein Hochmuth muß gebrochen werden! Ich habe gesündigt, mußt du sagen, ich habe mich vergangen, ich habe gefehlt. Ich habe nicht gehorcht der Stimme meines Vaters und nicht der Stimme meiner Mutter ..."

Darauf erfolgte ein Aufschrei des Kindes, der das Wesen Dorothea's in seinem Innersten erbeben machte.

„Ich kann das nicht sagen, Onkel!“ hörte sie das Kind rufen.

„Ich habe gesündigt, ich habe mich vergangen,“ wiederholte dagegen die andere Stimme.

Da trat Dorothea in die Stube.

Mit einem Blicke überschaute das Mädchen den ganzen Vorgang. In einer Ecke des Zimmers, in sich zusammengekauert, das heiße Gesicht von Thränen überströmt, stand der Knabe. Im Lehnstuhle saß die finstere Gestalt des Landstreichers, den sie zum ersten Male gewahr wurde, die Augen fest gerichtet auf ein Buch, das vor ihm auf dem Tische lag. Er hatte den Eintritt des Mädchens nicht bemerkt; erst der Ruf des Kindes: „Da ist Dorothea!“ machte, daß er auffuhr. Seine Blicke ruhten eine lange Weile mit durchdringender Schärfe auf der ihm fremden Gestalt.

„Wer bist du und was willst du?“ rief er mehr neugierig als erzürnt.

Der Knabe war während dieser Zeit aus seiner Ecke herbeigekommen und hatte sich zu Dorothea gestellt.

„Dorothea!“ schmeichelte er und sah mit den großen Augen zu ihr auf.

„Geh' wieder dorthin, wo du gestanden bist!“ schrie der Landstreicher, die Hand gegen den Stubenwinkel ausstreckend. „Und nicht eher wirst du von dort weichen, bis du gesagt hast, was ich dir vorgesprochen habe: Ich habe gesündigt, ich habe mich vergangen —“

„Ein Kind sündigt nicht!“ unterbrach ihn Dorothea, indem sie den Knaben innig an sich drückte.

Ihre Lippen bebten, als sie sprach, aber ihr Ton klang ruhig.

„Wer bist du?“ rief der Landstreicher, stand auf und trat

ihr in seiner schreckhaften Höhe fast unter das Weiße ihrer Augen.

Darüber erschrak Dorothea derart, daß sie keines Wortes sich mächtig fühlte.

„Ich frag' dich noch ein Mal," rief er mit schriller Stimme, „wer bist du, daß du so zu mir sprichst?"

War es die Verwirrung darüber, daß sich das, was sie sich vielleicht in ihrem Gedankenleben als ausführbar dargestellt, ihr jetzt in dieser Gestalt entgegentrat? Sie war zaghaft geworden wie das Kind, das sich Hülfe suchend an ihre Seite geschmiegt hatte; dazu kam noch, daß ihr erst jetzt in der unmittelbaren Nähe des Landstreichers die große Aehnlichkeit desselben mit seinem Bruder auffiel. Das war Jonathan und er war es wieder nicht! Es war, als wenn die Natur an einem ihrer Kunststückchen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hätte: dieselben Züge und dieselbe Lagerung der Formen, und doch in dem Allen ein unsagbares, ein nicht nachweisbares Etwas, das die Beiden auseinander hielt, wie Nacht und Morgen.

„Ich bin ... Dorothea!" sagte sie mit einem scheuen Aufblicke zu dem vor ihr stehenden Manne.

Er maß sie mit seinen furchtbaren Augen vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, so daß hohe Röthe und tiefes Erblassen ihr bis an die Schläfe stieg.

„Bah," sagte er wegwerfend, „jetzt weiß ich, wer du bist. Du bist das Dienstmädchen meines Bruders. Du hast das Kind auferzogen und nun hast du die Frechheit jener Personen, die man lange im Hause duldet. Mit dir habe ich nichts zu thun."

Er wendete sich von ihr ab und ging langsam zu seinem Lehnstuhle zurück, in den er sich niederließ.

„Komm jetzt her zu mir, Knabe," rief er dem Kinde zu, ohne sich nach ihm umzusehen. „Du hast dein Sündenbekenntniß noch nicht gesagt. Wie lange soll ich warten?"

Da schrie Dorothea außer sich:

„Geh nicht, Bernhard, geh nicht!"

Der Schreck, der bis dahin ihr Wesen gelähmt hatte, war gebrochen. Sie vermochte wieder zu athmen.

„Was geht denn hier vor?" sagte der Landstreicher ohne Gereiztheit vor sich. „Bin ich im Hause meines Bruders oder bin ich es nicht? Warum tritt sie zwischen mich und das Kind?"

Er schien wieder einer jener seltsamen Träumereien verfallen zu sein, die ihn, wie wir bereits öfter erfuhren, mitten im geregelten Gespräche der Wirklichkeit entführten. Seine Gedanken waren wieder in jene Wildniß gerathen, aus der er nur nach mühseligem Suchen den Heimweg fand.

Unter den finsteren Augenbrauen sammelte sich allmälig ein kalter Blick, der auf dem Mädchen eine Weile ausruhte.

„Ich versteh mich nicht," sagte er ganz langsam, Wort für Wort abwägend. „Wie kommst du dazu, ein fremdes Mädchen, das ich nicht kenne und das ich niemals gesehen habe, in mein Thun einzugreifen? Ich habe mir vorgenommen, den Ungehorsam dieses Kindes zu brechen ... Wer darf mich daran hindern? Wer bist du denn, daß du dich unterstehst? ..."

In Dorothea war währenddem der alte Muth wieder gewachsen.

„Ich habe ein Recht dazu," sagte sie leise nnd schaute ihn furchtlos an.

„Du hast ein Recht?" fragte er, sie neugierig anstarrend.

„Ja," sagte Dorothea, sich zu dem Knaben niederbeugend, still und doch verständlich, „denn ich bin die Mutter dieses Kindes."

Der Landstreicher schien jedoch auf diese Mittheilung durchaus kein Gewicht legen zu wollen.

„Bah," rief er leichthin, „das ist so eine von den Redensarten, die ich viel tausendmal in meinem Leben gehört habe. Darauf gebe ich nichts. Weil du das Kind gewartet und für seine Nothdurft gesorgt hast, bist du noch nicht seine Mutter. Man hat dich dafür bezahlt."

Trotz dieses nicht mißzuverstehenden Hohnes verharrte das Mädchen in seiner ruhigen Fassung.

„Es ist so wie ich gesagt habe, ich bin die Mutter dieses Kindes," kam es flüsternd über die Lippen Dorothea's.

„Gut," meinte der Landstreicher, indem er die Gestalt des Mädchens mit einem fast wohlwollenden Blicke maß, „ich will das gelten lassen. Wenn ich dir aber diesen Namen belasse, weil du es so willst, wie kommt es dann, daß du mich unterbrichst, wenn ich das Kind züchtigen will? Und das Kind muß gezüchtigt werden, denn es fehlt ihm an Demuth in seinem kleinen Kopfe. Es sieht darin schon ärger aus als in manchem großen. Das muß herausgeworfen werden und dazu hat mich Gott in seiner großen Gnade bestellt . . ."

„Auch wenn das Kind krank wird?" fragte Dorothea mit unsicherer Stimme, denn auf ihr Gemüth hatten die letzten Worte des Landstreichers großen Eindruck gemacht.

„Auch wenn es krank wird!" kam die finstere Antwort des Landstreichers zurück.

Er hatte sich erhoben und stützte dabei seine Hände auf die Tischkante, während seine Augen auf die Blätter des vor ihm aufgeschlagenen Buches starrten.

„Besser krank sein und gestorben, als so leben wie dieses Kind, abfällig von Gott und keine Furcht in seinem Herzen vor den heiligen Geboten!"

„Ein Kind? Ein so kleines Kind und soll schon sündigen?“ rief Dorothea in tiefer Bewegung und trat ihm näher.

Der Landstreicher veränderte aber seine Stellung nicht.

„Was kann denn ein Weib anders glauben?“ sprach er halblaut vor sich hin. „Sie glauben erst an die Sünde, wenn sie die Flammen ringsum lodern sehen. Ich will dir aber etwas sagen, Mädchen, was vielleicht auch dein beschränkter Sinn begreifen wird.“

Seine Sprache klang wieder weich, beinahe traurig.

„Vor einigen Tagen habe ich den Knaben barhäuptig gefunden und habe ihm das für alle Zukunft verboten. Heute rufe ich ihn zum Lernen und er setzt sich wieder barhäuptig an den Tisch. Und wie ich ihm das verweise, sagt er mit aller Frechheit seines unfolgsamen Herzens: „Dorothea hat mich immer so gehen lassen.“ Das Kind weiß also, daß es gesündigt hat. Und die Verführerin . . . bist du!“

„Komm, komm, Bernhard!“ rief das Mädchen ängstlich und machte, den Knaben an der Hand, einige Schritte gegen die Thüre.

„Bleib!“ schrie der Landstreicher, in welchem alle Wildheit eines Raubthieres erwacht zu sein schien, mit gellender Stimme, indem er mit blitzschneller Behendigkeit an den Knaben sprang, um ihn ihr zu entreißen.

Sie aber preßte das Kind mit der einen Hand an sich, während sie die andere wie abwehrend ihm entgegenhielt.

„Ich lasse das Kind nicht hier!“ rief sie athemlos. „Du tödtest ihn noch!“

„Du willst mir ihn also entziehen!“ schrie er wieder, daß sie sein Athem wie ein heißer Gluthstrom überfluthete.

„Ja!“ sagte Dorothea, alle Kraft zusammennehmend; es war aber bereits zu spät.

Er hatte sie mit nerviger Faust an der Schulter gefaßt; seine Augen glühten und sein Antlitz trug den Ausdruck einer Verzerrung, wie sie nur die entfesselte, über alle Dämme hinwegfluthende Leidenschaft des Menschen gestaltet. Das währte aber nur einen Augenblick. Kaum fühlte das Mädchen die rohe Gewalt an seinem Leibe, als es, von dunkler Zornesgluth flammend, die Hand, die auf ihr lag, niederreißend, rief:

„Rühr' mich nicht an! Ich werde das Weib deines Bruders!"

Er fuhr mit beiden Händen über das Gesicht, als wäre der Blitz grade neben ihm in den Erdboden gefahren, dann taumelte er rückwärts und fiel wie eine leblose Masse in den Lehnstuhl zurück; seine Augen hatten sich geschlossen, er athmete kaum. Dabei war sein Antlitz fahl geworden, wie das eines Todten.

Als ihn Dorothea in diesem hülflosen Zustande gewahrte, wurde ein großes Mitleid mit dem Unglücklichen in ihrer Brust rege. Noch empfand sie den schmerzenden Griff seiner Faust an ihrer Schulter, und schon war sie bereit, ihm Abbitte zu thun, denn ihr gereifter Verstand sagte ihr sogleich, daß sie ihm diese Lage bereitet hatte. Schwankenden Schrittes näherte sie sich dem Tische.

„Ich kann ja nichts dafür," sagte sie demüthig. „Warum habe ich das sagen müssen!"

Er schien aber von diesen Worten nichts vernommen zu haben; er seufzte nur tief auf, wie wenn sich der jähe Krampf, der ihn befallen hatte, nun gelöst hätte. Mit einem Male schlug er die Augen auf, und mit einer Art müder Gedankenabwesenheit blickte er zuerst die vor ihm in scheuer Züchtigkeit stehende Gestalt, dann das Kind an; er schien es nicht zu begreifen, daß sie Beide noch da waren. In Dorothea aber, die

den sprunghaften Wechsel in den Stimmungen dieser kranken Seele noch nicht kannte, wuchs der Muth; sie sah, daß er ihr jetzt nichts anhaben werde.

„Was ist vorgegangen?“ fragte er schwach. „Hat nicht Einer hier gesagt, daß Perlchen krank geworden ist?“

Jetzt erst schien er sich vollständig zu ermannen. Die Erinnerung an das Vorgefallene war ihm zurückgekehrt.

„Nicht wahr,“ fragte er mit einem seltsam forschenden Blicke, der auf dem Mädchen haften blieb, „es ist noch gar nicht lange her, da habe ich dich schlagen wollen? Leugne es nicht. Du brauchst mich nicht zu schonen, denn du hast Augen, die weinen können; man weiß nicht, wie man ihnen ausweichen soll . . . Warum hast du solche Augen? Aber das Schlagen gehört schon seit meinem dreizehnten Jahre zu meinem Handwerke . . . Darin bin ich ein Meister, wie es keinen zweiten auf dieser Erde giebt. Es soll Einer kommen, der es mir in dieser Kunst nachthut! Heute den eigenen Vater und morgen ein kleines Kind und übermorgen das Weib meines eigenen Bruders! . . .“

Er sprach das Alles mit einer Art zufriedener Gelassenheit, kaum daß sich hie und da seine Stimme steigerte. Diese Selbstzerfleischung schien ihm wohlzuthun, ein müdes Lächeln umspielte seine Lippen. Dabei schaute er unverwandt nach dem Mädchen hin.

„Warum kehrst du dich nicht von mir ab,“ fuhr er fort, „und warum senkst du so verschämt deine Augen? Die sind ja das Schönste, was ich noch zu sehen bekommen habe! Wenn man hineinsieht, so meint man, ringsumher ist tiefe Nacht und nur auf dem Platze, wo du stehst, ist blauer Himmel! Deswegen, weil ich dir das so ins Gesicht hineinsage, brauchst du noch nicht stolz zu werden! Ich habe das so mancher, die mir im

Leben begegnet ist, schon gesagt ... und manche hat es auch bereut. Was war mir daran gelegen? Warum hat sie sich in die Augen sehen lassen? Mit dir aber fühle ich Erbarmen ... und doch habe ich dir viel Bitterniß und Kummer zu verkünden ..."

Dorothea unterbrach ihn. Der Blick des Landstreichers hatte einen Glanz angenommen, der ihr züchtiges Wesen in Unruhe versetzte. Ihre einfache Natur verstand den Sinn dieser Worte nicht, aber der heiße Hauch, der daraus hervorwehte, war ihr zu Kopfe gestiegen.

„Komm, Bernhard," sagte sie zu dem Knaben, und ihre Stimme schwankte unsicher, „wir wollen zur alten Veile gehen!"

„Bleibe doch, blauer Himmel!" rief der Landstreicher mit so einschmeichelnder Gewalt, daß das Mädchen zögernd innehielt. „Meinst du, ich weiß nicht, was ich schuldig bin dem Weibe meines Bruders?"

War es der weiche, berückende Ton dieser Worte, dem sie nicht widerstehen konnte? Ein holdes Lächeln blühte um ihren Mund auf und über ihr Antlitz ergoß sich ein rosiger Schimmer. Sie war ihm wieder näher gekommen. Oder war es unschuldiger Stolz, daß er keinen Anstand nahm, sie an ihre künftige Stellung im Hause seines Bruders zu gemahnen?

„Sieh mich nicht so süß an mit deinen Augen," rief er mit plötzlich neu erwachter Heftigkeit, indem er sich aufzurichten versuchte, „du Diebin! du tückische Katze! du Hauseinschleicherin und Einbrecherin! Weil du dem Bruder und seinem Kinde das Herz gestohlen hast, meinst du, es wird dir auch bei mir gelingen? Nimm dich in Acht, Mädchen, nimm dich in Acht! Mit einem einzigen Drucke meines kleinsten Fingers kann ich dich zerdrücken und zertreten; mit einem Hauche meiner Lippen kann ich dich fortblasen, daß nichts von dir übrig bleibt. So

stark bin ich und so gewaltig! Ich habe blos ein Wort auszusprechen und es fährt dahin über dich wie ein kalter Wind über ein Stoppelfeld . . . und „auch deine Augen will ich blind machen“, sagt der Herr!“

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen auf. „Warum fluchst du mir?“

Ihr Angesicht war völlig entgeistert; sie zitterte heftig. Plötzlich schossen ihr Thränen in die Augen.

„Warum fluchst du mir?“ fragte sie noch einmal, flehend und gebrochen. „Was habe ich dir gethan?“

Er fuhr, wie von einer unwillkürlichen Rührung erfaßt, mit der Hand über das Gesicht.

„Gethan?“ fragte er so ruhig und gelassen und mit einer solchen Sanftmuth in Stimme und Geberde, als ob ihm jedes wehebereitende Wort fern liege. „Was sollst du mir gethan haben? Kann mir überhaupt ein Mensch noch etwas anthun? Aber droben auf dem „guten Orte“ — er sagte das stockend und wie verloren in sich selbst — „droben auf dem guten Orte, da liegen zwei alte gute Leute; die Eine davon war meine Mutter gewesen, der Andere mein Vater. Ich will zu ihnen gehen und sie befragen, ob man ihnen nichts gethan hat? Du meinst vielleicht, weil sie todt sind, werden sie keine Antwort haben? Ich aber sage dir, sie werden ihre Gräber sprengen und mit weithin vernehmbarer Stimme mir antworten. Laß mich vorbei, Mädchen!“

Er hatte sich erhoben; dann that er einige Schritte durch die Stube.

„Nein, nein!“ sagte er vor sich hin, indem er wieder zu seinem Sitze zurückkehrte. „Er muß auch dabei sein. Er muß auch hören, was sie da oben sagen werden! Warum soll er nicht dabei sein?“

Es schien, als sei er wieder jenem gefährlichen Halbleben anheimgefallen, das ihn so oft zwischen Traum und Wirklichkeit mitten inne schweben ließ.

„Geh' um deinen Vater, Knabe!" rief er mit einem Male. „Sag' ihm, ich will auf den „guten Ort" gehen. Und er muß mit mir gehen. Er muß! Hörst du gut? Er muß!"

Das klang so gebieterisch und hell; selbst ein gestählter Wille hätte sich der gewaltigen Naturkraft, die daraus sprach, nicht zu widersetzen gewagt.

Der Knabe hatte sich eiligst entfernt, nachdem ihm Dorothea zuvor einen Wink gegeben hatte, den er wohl verstand.

Sie waren allein.

„Ist er fort?" fragte der Landstreicher nach einem Augenblick tiefster Stille.

„Ja!" flüsterte Dorothea.

Nach einer Weile meinte er wieder, ohne sich nach ihr umzusehen:

„Fürchtest du dich?"

„Nein!" sagte sie ebenso leise.

„Du sollst dich aber fürchten," rief er gereizt, „denn ich habe ein Wort auf den Lippen, das wird über dein Herz hinfahren, wie die Pflugschaar über einen Acker . . . Deine blauen Augen werden von Thränen überfließen und es wird Niemand da sein, der sie abtrocknen wird. Du mußt dich fürchten."

„Nein," wiederholte sie, still vor sich hinlächelnd. „Das Kind kommt ja wieder . . . und mit ihm kommt Jonathan."

Der Landstreicher stöhnte schmerzlich auf.

„Wie sie den Namen ausspricht!" murmelte er halblaut vor sich. „Meint man nicht, wenn man sie so anhört, sie ist mit dem Namen auf den Lippen zur Welt gekommen? Wie sie ihn so ausspricht!"

Wie er aber darauf sich wieder zu Dorothea wandte, mochte er bemerkt haben, daß um ihren Mund noch immer dasselbe sieghafte Lächeln der Furchtlosigkeit glänze. Er fuhr ungestüm auf.

„Lachen und immer lachen. Das ist so die rechte Weiberart! Warum lachst du, wenn du den Namen meines Bruders nennst?"

„Es ist ein so schöner Name," sagte Dorothea mit großem Ernste, „und es läßt sich so viel dabei denken!"

„Ein schöner Name!" spottete der Landstreicher. „Du sagst das grade so, als hättest du vor dir ein schönes Band, daran Euer Herz hängt vom ersten bis zum letzten Lebenstage. Ich will dir aber etwas sagen, Mädchen! Ein Name ist kein Stück Band, an einem Namen hängt Fleisch und Blut! Das wißt Ihr am besten, die Ihr uns unseren Jischai und unsere Miriam gestohlen habt . . . Aber der Jonathan ist unser geblieben. Ich lasse mir ihn nicht nehmen. Der ist unser!"

Wie es schon seine Art war, spann er den Gedankenfaden, den er spottend begonnen hatte, in einer allmälig veränderten Stimmung weiter.

„Du meinst," fuhr er fort, und sein Auge begann wieder zu glühen und mit bannender Gewalt auf Dorothea's Wesen auszuruhen, „du meinst, es ist ein so schöner Name! Ich aber sage dir, es ist ein königlicher Name! Denn königlich ist das Volk, dem er angehört, und königlich ist der Stamm, aus dem er entsprossen ist. Jonathan's Name steht da, wo das Allerheiligste steht! Kann einer von allen Fürsten und Grafen der Erde von sich sagen, was mein Bruder Jonathan sagen kann? Was sind Jahrhunderte? Schaumblasen, gegen die Zeit von Jahrtausenden gehalten. Wo steht ihr Name und

wo steht mein Bruder Jonathan? Im schönsten Klaglied, das die Welt noch gehört hat, ein König hat es gesungen für einen Königssohn; da heißt es: „Wehe ist mir um dich, mein Bruder Jonathan! Wie sehr warst du mir lieb! Einzig war mir deine Liebe . . ."

Plötzlich stockte er. Die Zornesader auf seiner Stirne war wieder mächtig angeschwollen; er schlug mit der Faust auf die Stirne.

„Warum lachst du schon wieder?" schrie er.

Sie aber, nicht im mindesten erschreckt, wiederholte leise für sich die Worte aus dem uralten Klagelied und lächelte dabei:

„Einzig war mir deine Liebe!"

„Verstehst du mich oder willst du mich nicht verstehen?" sagte er wieder tief traurig, indessen er den Kopf in die Brust sinken ließ.

Sie nickte ihm zu.

„Das Schönste ist doch das Lied!" sagte sie.

„Wie wehe ist mir um dich, mein Bruder Jonathan!" stöhnte er schmerzlich auf. „Du Kind aus königlichem Blute, du Sprosse eines königlichen Volkes! Wer ist aber dein Vater, wer ist deine Mutter gewesen, Mädchen? Wessen kannst du dich berühmen? Du gehörst ja nicht einmal uns an! Und du nimmst den Namen meines Bruders so leichtfertig in den Mund, ja noch mehr, du willst den deinen daran binden? Reiß ihn heraus, Mädchen, reiß ihn heraus! Sonst ist es dein und sein Unglück. Denn Hohes und Niederes soll sich nicht vermengen! Was wird aus dem Namen Jonathan? Der Wind trägt ihn hiehin und dorthin, und ehe eine kurze Zeit um ist, ist er erloschen. Willst du auf deine Seele nehmen, Mädchen, daß der Name Jonathan in unserer Familie ausgelöscht wird und Niemand weiß, daß er einmal genannt worden ist? Wie

willst du das verantworten? Noch niemals ist es einem Menschen zum Guten ausgegangen, der es versucht hat, unseren Namen auszulöschen. Denn so ist das Gebot Gottes: Wie wir sind, so müssen wir zusammen bleiben! Es darf nichts Fremdes unter uns aufkommen; „es muß ausgestoßen werden aus unserer Mitte!“ Weil du nun blonde Haare hast und blaue Augen, Mädchen, glaubst du, das Gesetz des ewigen Gottes wird vor dir zerschmelzen wie weiches Wachs? Unternimm es nicht, Mädchen, die Last ist für dich zu groß! Du wirst an deinem Fremdsein unter uns zu Grunde gehen. Wer kennt dich unter uns? Nicht mit einem Aederchen deines Leibes gehörst du uns an. Hat dich mein Vater, hat dich meine Mutter gekannt? Am Tage des großen Weltengerichts werden Vater und Mutter umsonst nach ihrem Sohne Jonathan fragen und suchen! Der ist ausgelöscht worden, wird es heißen, sein Name besteht nicht mehr, und das Alles durch ein Paar blaue Augen eines fremden Mädchens! . . .“

Wie fremdartig die Rede des Landstreichers auch klang, die Heiliges und Unheiliges in einen fast unentwirrbaren Knäuel zusammenzufassen verstand, den eigentlichen Kern seiner Worte hatte Dorothea mit ihrem schlichten Verstande doch ergriffen. Trotz der Dunkelheit und vielleicht absichtlichen Zerrissenheit seiner Beweisgründe war ihr Alles licht und klar erschienen.

Sie schüttelte ihren Kopf und fragte leise, indem sie ihm unmerklich einen Schritt näher trat, die Augen voll Thränen:

„Und das Kind? Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich gehe?“

Der Landstreicher konnte eine Art Freudenruf nicht unterdrücken. Sie sah ihn aber durch ihre Thränen finster und strenge an.

„Du siehst also **mein** Recht und **dein** Unrecht ein?“ rief er.

Dorothea schüttelte abermals den Kopf.

„Ich kann nicht gehen!“ sagte sie mit stockender Stimme. „Ich und Jonathan sind uns nicht fremd. Das ist nicht wahr . . . Und was soll aus dem Kinde werden, das keine Mutter hat?“

„Das Kind?“ rief der Landstreicher mit abwehrender Geberde. „Was geht dich das Kind an? Für den Knaben müssen Männer sorgen. Und wozu bin ich denn noch in der Welt? Ich habe meine Mutter auch schon im dreizehnten Jahre verlassen und habe sie mit keinem Auge mehr gesehen. Für das Kind werden Andere sorgen . . .“

Außer sich, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, rief Dorothea:

„Das Kind wird krank! Ich lasse das Kind nicht krank werden!“

Der Landstreicher wollte entgegnen. Da wurde er durch ein lautes, wie von dem Aufschlagen eines Stockes an die Thüre herrührendes Klopfen unterbrochen.

Veile Oberländer war eingetreten.

XXIII.

Veile Oberländer.

Dorothea schrie nicht auf, als die Blinde so unvermuthet vor ihr stand. Im ersten Augenblicke war ihr jede Erinnerung entschwunden, daß sie da dieselbe Frau, die jetzt in aufrechter Haltung, auf ihren Stock gestützt, inmitten der Stube

stand, vor einer halben Stunde hülflos und schwach, an ihr Bett gefesselt, verlassen hatte. Sie sah in ihr nur die Helferin in ihrer Drangsal, die gekommen war, um der schrecklichen Peinigung, der sie Stand halten mußte, ein Ende zu machen. Ein heller Freudenschein leuchtete auf ihrem Antlitze auf, so hell, wie die rothen Bänder auf der Feiertagshaube der alten Frau, die zu ihrem todtblassen, wunderbar ernsten Gesichte, wenn auch in schneidendem Gegensatze, stimmten.

Ja, sie hatte die „gute“ Feiertagshaube auf, wiewohl es ein gewöhnlicher Wochentag war, und vielleicht war es unbewußt der lichte Ton, der von ihr ausging, daß Dorothea sich mit der Kraft eines gebeugten Rohres so schnell aufrichtete.

Die rothen Bänder verbreiteten Licht und Sonnenschein bis in den entferntesten Winkel der Stube, und dunkel blieb nur Ein Punkt: die finstere Gestalt des Landstreichers, der, in den Lehnstuhl zurückgeworfen, mit einer Art stumpfer Neugier die fremdartige Erscheinung anstarrte.

Dorothea hatte die alte Frau zu einem Sitze am Tische geleitet und erst jetzt beugte sie sich, indem sie den Arm um ihren Nacken legte, zu ihr hinab und redete zu ihr in vorwurfsvoller Zärtlichkeit:

„Wie hast du das angefangen, Großmutter? Aufzustehen! Und hast mir früher kein Wort davon gesagt! Was wird Jonathan dazu sagen? Du kannst den Tod davon haben!“

„Zieht man sich da seine schönste Haube an?“ meinte die Alte kurz und schneidig.

Dann rückte sie sich in dem Sessel bequem zurecht, glättete mit der Hand die Falten ihres Kleides und stellte den Stock mit einer gewissen Absichtlichkeit an ihre Seite, als wolle sie damit andeuten, daß sie sich seiner unter allen Umständen auch als Schutz- und Trutzwaffe zu bedienen gedenke.

Das war nicht mehr die gebrechliche blinde Veile, über deren Haupte bereits die Fittige des Todes leise rauschten; das war eine willensstarke, von Kraft und Leben durchströmte Frau, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, Siegerin zu bleiben über jede Schwäche und Gefährdung.

„Ich bin dir eigentlich nachgeschlichen, Dorothea," sagte sie dann, „weil ich dir nicht recht getraut habe . . . Grade so machen es die Diebe! Einer sieht auf die Finger des Andern, ob sich der nicht zu viel als seinen Antheil zugeeignet hat. Ich habe dir nicht getraut."

War das Ernst? War das Schalkhaftigkeit? Dorothea wußte es nicht recht auseinander zu scheiden. Die Blinde ließ aber keine Zeit, darüber nachzudenken.

„Wo ist Jonathan?" fragte sie und schickte dabei die lichtfremden Augen wie suchend in der Stube umher. „Wo ist der Herr? Warum redest du zu mir nicht, Jonathan?"

Dorothea neigte sich zu ihrem Ohre und flüsterte ihr etwas zu.

„Warum redest du nicht hoch?"

„Er ist ja da!" raunte ihr Dorothea zu.

„Er?"

Ein leichtes Zittern durchflog den Leib der alten Frau. Merkwürdigerweise richtete sie ihre Blicke grade auf die Stelle, wo der Landstreicher in düsterer Regungslosigkeit saß.

„s'Gottswillkommen," rief sie dann mit klarer Stimme, der man keine Schwäche anhörte, „s'Gottswillkommen, Aaron! Bist du auch einmal gekommen, um nachzusehen, ob unsere „Gasse" noch auf dem alten Flecke steht? Dank für die Nachfrage, sie steht noch immer beisammen. Bis auf ein paar kleine Risse an manchem Hause, ist Alles so wie es früher war. Das siehst du auch daran, daß du mich noch antriffst! . . ."

Auf diese Anrede blieb der Landstreicher stumm.

„Es ist mit mir übrigens auch nicht mehr so bestellt, als wie du mich einstmals gekannt hast," fuhr Veile Oberländer mit einer gewissen absichtlichen Schwatzhaftigkeit fort. „Auch bin ich nicht mehr die Riesin, vor der du dich einmal gefürchtet hast. Denn gefürchtet hast du dich vor mir, wiewohl du das jetzt nicht gerne eingestehen wirst. Aber dessentwegen, weil ich keine Riesin mehr bin und weil die Kinder mit mir anfangen können, was sie wollen — denn ich habe seitdem meine Augen verloren, mußt du wissen — dessentwegen hättest du der alten blinden Veile doch die Ehre anthun können, sie in ihrer Stube aufzusuchen. Ist denn das so weit von hier? Oder bist du ein zu großer Herr geworden?"

Der Landstreicher hob sein Gesicht, über das er während dieser eigenthümlichen Begrüßung mehrmals mit beiden Händen gefahren war, auf; es war von einer leichten Röthe bedeckt.

„Ich bin nicht gekommen," sagte er nach einer langen Pause dumpfstrotzig, „um Besuche zu machen, weder bei dir, noch bei einem Anderen. Mein Besuch gilt dem Grabe meiner Eltern, und zu ihnen bin ich auf „Jahrzeit" gekommen."

„Das werden dir die Guten in ihrem Grabe auch gedenken," warf die Blinde leichtweg hin. „Aber Alles muß ein Ende nehmen! Wenn man sich gehörig ausgeweint hat — und dazu gehört nicht viel, man kann sich dabei ganz kurz fassen und doch sein ganzes Herz ausgeschüttet haben, was doch der eigentliche Zweck einer „Jahrzeit" ist —, so soll man etwas Anderes anfangen. Es ist nicht gut, so meine ich, Veile Oberländer, daß der Mensch sein ganzes Kleingeld, was er bei sich trägt, aufs Weinen ausgiebt. Was bleibt ihm dann, frage ich, für die wenigen Minuten übrig, wenn er lachen und sich freuen soll?"

„Ich lache nicht mehr! Ich kann auch nicht lachen und mich freuen über all das, was ich hier vor mir sehe!"

„Warum? Was gefällt dir nicht?" fragte die Blinde, ihre Blicke, wenn man so sagen konnte, mit stechender Aufmerksamkeit auf den ihr Gegenübersitzenden richtend.

„Alles!" sagte der Landstreicher mit großem Nachdrucke.

„Gehst du darum so oft auf den „guten Ort?" rief die Blinde mit spöttischer Ernsthaftigkeit. „Jetzt erst verstehe ich, was du dort so oft zu thun hast. Du siehst dich dort um eine Stelle um, wo man Einen hineinzulegen hätte . . . der jetzt noch lacht!"

„Veile Oberländer!" rief der Landstreicher, sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend.

„So heiße ich," sagte die Blinde trocken.

„Von wem redest du?" rief er über den Tisch hinüber.

„Von wem? Weißt du das noch nicht?" sagte sie mit einem Male ernst und traurig. „Von Jonathan's Kind."

„Ich verstehe dich nicht, Veile Oberländer," meinte der Landstreicher, die Achsel zuckend.

Er hatte sich wieder gesetzt.

„Sag' das nicht," rief die Blinde, „du verstehst mich ganz wohl! Hast du denn keine Augen, daß du nicht bemerkst, was aus Jonathan's einzigem Kinde geworden ist, seitdem — du mit ihm lernst? Ich, mit meinen blinden Augen sehe und höre dem Kinde es an, und du nicht? Hat sich denn die Welt umgekehrt?"

„Was habe ich dem Kinde angethan, was nicht recht ist?" unterbrach er sie düster. „Das Kind ist meine einzige Augenweide . . . es ist ja mein Perlchen!"

Vielleicht, wenn Veile Oberländer im Stande gewesen wäre, die Wandlungen eines menschlichen Antlitzes unmittelbar zu er-

fassen, sie hätte diesen Worten des Landstreichers Glauben geschenkt und Erbarmen mit ihm gefühlt. Aber sie war blind und wie eine jähe Lohe warf sie ihm den Hohn entgegen:

„Ich habe einmal eine Geschichte gehört. Vor lauter Liebe und Zärtlichkeit hat der Bär sein Junges mit den „Pratzen“ erdrückt!“

Seltsam! Diesem nach allen Regeln der Kunst unvermuthet und rasch ausgeführten Angriffe der alten Frau blieb der Landstreicher die Antwort schuldig; sei es, daß er an einer verborgenen Stelle seiner Seele sich verwundet fühlte, oder daß ihn die Unmittelbarkeit des Angriffs verschüchterte. Veile Oberländer schien aber gewillt, dieses Stillschweigen als Sieg auszubeuten. Mit einer noch schneidigeren Schärfe rief sie ihm zu:

„Natürlich, vor lauter Lieb und Zärtlichkeit! Hinterdrein hat sich aber der Bär entschuldigt: er hat's nicht gerne gethan!“

„Also das Raubthier, von welchem du sprichst, bin ich!“ sagte der Landstreicher im Tone wehklagender Ergebung. „An mir ist nichts gut; ich erdrücke und zerfleische meine Jungen ... und mein Perlchen ist auch von mir erdrückt uud zerfleischt worden!“

„Großmutter, schone ihn!“ flüsterte Dorothea der alten Frau ins Ohr.

Aber Veile Oberländer war unbeugsamen Sinnes; sie mußte, ehe sie den Kampfplatz verließ, noch ihren letzten Schuß in Sicherheit bringen. Die alte Herbigkeit ihres Wesens übte, vielleicht gegen ihren Willen, volle Gewalt über sie aus.

„Wenn du mir nicht glauben willst,“ rief sie, unentwegt in Stimme und Geberde, „so frag' die, die mir jetzt zur Seite

steht. Sie wird dir sagen können, was du aus dem Kinde gemacht hast."

Da fuhr der Landstreicher auf; krampfhaft erfaßte er mit beiden Händen die Tischplatte, als wollte er sie umstürzen.

„Veile Oberländer," schrie er mit gewaltiger Anstrengung, „so lange das Wort von dir ausgegangen ist, habe ich mich bezwungen! Auch nicht mit Einem harten Worte habe ich dich gekränkt, denn erstens bist du blind . . . und dann heißest du Veile Oberländer! Jetzt höre ich dich nicht mehr! Die Sache hat sich gewendet! Jetzt berufst du dich auf dieses fremde Mädchen! Spott und Schande über deine weißen Haare!"

„Ereifere dich nur nicht!" sagte die Blinde hierauf merkwürdig kühl. „Man bringt damit nichts zuwege. Dorothea ist keine Fremde! Du kannst vor ihr Alles reden . . . nur ruhig und gelassen, wie es sich für uns Beide geziemt!"

„Spott und Schande über dich!" wiederholte der Landstreicher mit bebenden Lippen. „Also auch über dich hat sie Gewalt, die Fremde, die Einschleicherin?"

„Du ereiferst dich schon wieder!" sagte die Blinde kalt gemessen. „Dorothea ist keine Fremde! Was beleidigst du sie?"

Das Mädchen aber, das bis dahin an der Seite der alten Frau geblieben war, mochte glauben, jetzt sei der Augenblick gekommen, daß ihm aus seiner scheuen Zurückhaltung herauszutreten gestattet wäre.

„Großmutter," rief sie in einem Tone, als unterdrücke sie ein stilles Weinen, „sag' ihm nur das Eine, daß ich keine Fremde bin. Er soll das nicht glauben! Er mag mich eine Einschleicherin heißen und eine Diebin, nur sage ihm, daß ich keine Fremde bin!"

Veile Oberländer aber schüttelte hartnäckig den Kopf.

„Wozu soll ich ihm das sagen, Dorothea, mein liebes

Mädchen?" meinte sie. „Was soll ich mir Mühe geben, ihn über seine Falschheit aufzuklären? Es giebt Menschen . . . du kannst in sie hineinreden einen ganzen Tag und eine ganze Nacht! Zuletzt klingt es doch aus ihnen wie aus einem hohlen Faß. Mit solchen Menschen mußt du dich nicht einlassen, sie wollen dir nicht glauben! Meinst du, wenn ich ihm sage: ich kenne diese Dorothea wie mich selbst, das kleinste Aederchen in ihr ist mir bekannt — er glaubt das? Er will es nicht glauben! Oder wenn ich ihm sage: du begehst ein himmelschreiend Unrecht, wenn du die da auf ein Brett wirfst mit den Anderen! Sie darfst du durchaus nicht mit den Andern verwechseln! Sie hat etwas an sich, was du einmal an deiner Mutter oder Großmutter gesehen hast! Meinst du, er will mir das glauben? Oder wenn ich ihm klar und bündig beweise, daß du gar nicht die bist, für die er dich hält, daß dir das, was du an Jonathan's Kinde und an seinem jungen Weibe gethan hast, und an der blinden Frau, die hier sitzt, grade so angeschrieben werden muß, als wäre dein Name auf dem Berge Sinai ausgerufen worden — meinst du, er nimmt das an? Nein, und abermals Nein! Der Stecken, der da neben mir steht, ist ihm nicht fremder als du. Und darum schweige ich lieber. Was bringe ich dabei heraus?"

Die letzten Worte sprach sie bereits in äußerster Erschöpfung, ihre Kraft schien für den Rest nicht mehr auszureichen.

„Großmutter," sagte das Mädchen, die Schulter der alten Frau leise berührend. „Du strengst dich zu viel an. Es wird dir schaden!"

„Närrchen," meinte die Blinde mit einem mühsamen Lächeln, „mir kann gar nichts schaden. Ich bin stark wie ein Riese . . . mir kann gar nichts schaden!"

Aber die Hand, die unwillkürlich nach der Stelle des Her-

zens fuhr, und das Hervortreten des greisenhaften Verfalls strafte ihre Behauptung Lügen. Dem Mädchen war dies keineswegs entgangen.

„Großmutter," rief sie ängstlich, „du wirst wieder schwach! Du hast dir zu viel zugetraut . . . Ich will dir die Bänder deiner Haube aufknüpfen . . ."

„Laß, laß, Dorothea!" wehrte die Blinde ab. „Es ist nichts, gar nichts! Gott der Lebendige weiß, was mich so auf einmal überkommen hat . . . es ist doch heute nicht so heiß, daß man zu ersticken glaubt . . . Aber die Haube rühr' mir nicht an! Mit der hat es heute sein besonderes Bewandtniß . . . sie muß auf meinem Kopfe bleiben, bis ich selbst es sage: Jetzt ists genug! Rühr sie nicht an!"

Der Landstreicher hatte sich währenddem ganz ruhig verhalten. Nur als er die zärtliche Sorge des Mädchens um die alte Frau sah, hatte er tief aufgeseufzt.

„So," sagte die Blinde nach einer Weile, sich wieder stramm in ihrem Sitze aufrichtend, „jetzt ist das auch vorüber! Der Mensch hat schon manchmal solche Schwächen! Ich fühle mich aber jetzt so kräftig, daß ich mit einem Kaiser reden könnte!"

„Veile Oberländer," rief der Landstreicher halblaut, einen scheuen Seitenblick auf das Mädchen werfend, „wenn du begehrst, daß sie bleiben soll, habe ich auch nichts dagegen. Was ich zu sagen habe, kann die ganze Welt anhören. Weißt du, daß es sich hier um eine Entheiligung des göttlichen Namens handelt? Und da hat man nicht gerne . . . etwas Fremdes dabei."

„Du erschreckst mich," sagte Veile Oberländer nachsinnend. „Was kann das sein? Wenn es sich um so was handelt, so hast du allerdings Recht. Da soll man alle Stubenthüren ab-

schließen und sogar die Schlüssellöcher verstopfen, damit auch nicht ein Laut hinausdringt auf die Gasse und unter die Leute! Handelt es sich aber wirklich um etwas so Schweres und Wichtiges? Du übertreibst vielleicht!"

„Ich übertreibe nicht!" sagte der Landstreicher dumpf und gedrückt.

Die Blinde schien diese Erklärung in Erwägung zu ziehen.

Dann aber sagte sie mit langsamer Bedächtigkeit:

„Dorothea kann doch hier bleiben . . . Vor ihr kann man Alles reden. sie bringt's nicht weiter herum. Und dann, was für ein Recht habe ich, sie aus dieser Stube zu weisen? Eher hätte sie das Recht, zu mir zu sagen: Veile Oberländer, was willst du bei mir?"

„Gut," rief der Landstreicher mit erhöhter Stimme, „du willst es so, Veile Oberländer, und so sollst du deinen Willen auch haben. Begehre aber nicht von mir, daß ich sie schone . . . Ich bin nicht da, um sanft zu reden . . . Jetzt steckt wirklich in mir das Raubthier, von welchem du vorher gesprochen hast. Was kann ich dafür, wenn man mich reizt?"

„So red'," sagte die Blinde, die lichtlosen Augen nach der Stelle, die der Landstreicher einnahm, wendend. „Ich hab all mein Leben die Kunst verstanden, daß ich Jemanden anhören kann, besonders seitdem ich nichts sehe. Halt' nicht länger an dich!"

„Veile Oberländer!" begann er.

Dorothea hatte sich, einer unwillkürlichen Regung folgend, hinter die Blinde gestellt; ihre Hand lag auf der Schulter der alten Frau, als wollte sie während dem, was jetzt kommen mußte, in unmittelbarem Zusammenhange mit ihr bleiben.

„Veile Oberländer," wiederholte er, „du meinst vielleicht, es handelt sich blos um das Kind? Was ist ein Kind? Die

allerschönste Gabe des allmächtigen Gottes im Himmel und auf Erden, aber auch sein größter Fluch! Das kommt, das geht, das vergeht wieder! Du kannst dich dagegen nicht wehren, ob er es dir nimmt, ob er es dir läßt! Du mußt es wie ein Pfand betrachten. Bei dem Einen kommt er oft in der kürzesten Zeit, wenn man grade seine größte Freude daran hat, und löst es für sich aus; bei einem Anderen läßt er es die längste Zeit, läßt es wachsen und gedeihen, und man hat doch nichts als Kummer und Trübsal an ihm zu erleben . . . Auf ein Kind läßt sich nicht bauen! Wenn du oft meinst, der Grund, auf dem du das Gebäude aufführen willst, ist felsenfest, so hast du dich zumeist getäuscht. Er schwindet und sinkt ein unter deinen Händen. Was ist so ein Kind?"

Er sprach das Alles ruhig und gelassen, ohne Tonfall und Steigerung, und hatte dabei die Augen geschlossen.

„Ich weiß zwar nicht, auf was du hinauskommen willst," meinte Veile Oberländer, da er innehielt, „aber red' nur weiter! Zuletzt kommst du doch auf den rechten Weg!"

Diese Mahnung erwies sich als nicht unbegründet. Eine blutrothe Zorneswelle ergoß sich über das Gesicht des Landstreichers; sein Stolz bäumte sich gegen die ihm ertheilte Zurechtweisung auf.

„Nun gut, Veile Oberländer," rief er, „du willst mich von dem Kinde nicht reden lassen? So will ich von Jemandem Anderen reden. Weißt du, daß Jonathan sich wieder ein Weib nehmen wird?"

Eine athemlose Stille trat ein.

„Ja, das weiß ich und das hoffe ich auch," entgegnete die Blinde mit großer Ruhe. „Er muß doch seinem Kinde eine Mutter geben?"

„Und weißt du auch, wen er sich nimmt?“ rief der Landstreicher. „Sie ist's, die an deiner Seite steht!“

„Dorothea?“ fragte die Blinde und lächelte.

„Um Gotteswillen,“ schrie der Landstreicher mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft, „Veile Oberländer lacht, wenn ich ihr eine solche Nachricht gebe? Meine todten Eltern sprengen ja ihre Gräber, wenn sie das von mir hören!“

„Habe ich wirklich gelacht?“ fragte die Blinde, und ein unsagbarer Ausdruck tiefsten Ernstes glitt über ihre blassen Züge.

Dann fuhr sie mit der Hand nach der Stelle des Herzens, als ob sie dort etwas festhalten wollte, was sich loszulösen versuchte.

„Habe ich wirklich gelacht?“ wiederholte sie. „Dann habe ich es wahrscheinlich gethan . . . weil du mir damit nichts Neues gesagt hast!“

„Veile Oberländer,“ rief der Landstreicher ächzend, „das soll dir Gott verzeihen!“

Er sagte das mit einem so innigen Ausdrucke höchster Wahrheit, daß die Blinde daran glauben mußte. Ihr Antlitz nahm einen Zug von Aengstlichkeit an, den es zuvor nicht hatte; sie rückte unruhig auf dem Sessel umher, dann tastete sie nach dem Stecken, der doch hart an ihrer Seite stand, und konnte ihn nicht finden.

„Du meinst wahrscheinlich,“ sagte sie mit merklich zitternder Stimme, „Gott der Lebendige kann mir das nicht verzeihen?“

„Ja!“ rief der Landstreicher, rasch einfallend.

„Merkwürdig!“ sagte die Blinde nach einem Augenblicke tiefster Stille. „Merkwürdig, wie du so genau davon unterrichtet bist, was Gott will und was Gott nicht will! Ich, die ich beinahe drei Mal so alt bin wie du — denn ich habe dich

noch gekannt, wie man dich auf den Armen in die Schule meines Mannes gebracht hat, mit dem der Friede Gottes sei — ich weiß das nicht! Ich weiß nur das Eine, daß ich seit vielen Monaten bei Tag und bei Nacht meinen Gott gefragt habe: Was soll ich thun? Und er hat mir jedes Mal zur Antwort gegeben: Rath' dir selbst, Veile!"

„Großmutter!" flüsterte hinter ihrem Rücken eine Stimme.

Sie aber, die ihrer Zaghaftigkeit und Beängstigung wieder Herrin geworden sein mochte, fuhr, ohne auf das Mädchen Acht zu geben, mit leiser, aber fester Betonung fort:

„Woher weißt du denn, daß Gott mir das nicht verzeihen wird? Stehst du denn auf du und du mit ihm, daß du dich unterfängst, zu meinen, du hast ein Guckloch in seine geheimsten Gedanken für dich allein und alle Anderen stehen in Nacht und Finsterniß und wissen nicht, wo aus und ein?"

„Darüber will ich mit dir nicht streiten, Veile Oberländer," rief der Landstreicher barsch. „Es ist aber nicht Jeder dazu ausersehen, in Vertrautheit zu Gott zu stehen... Die Hauptsache aber, um die es sich handelt, ist und bleibt für mich: du hast um die Sache gewußt und hast nichts gethan, um sie abzuwenden. Sagst du nicht selbst, du hast dich mit deinem Gott abgefunden?"

In diesem Vorwurfe mußte eine erschreckende Wahrheit liegen, denn die Hände der Blinden fuhren, als wollte sie das Entsetzliche von sich abwehren, zitternd durch die Luft.

„Wer sagt dir," rief sie so mühsam und stockend, daß jedes Wort sich wie von Klammern in ihrer Brust erst loszuringen schien, bevor es über die Lippen trat, „wer sagt dir, daß ich nichts gethan habe? Wie kannst du mir das vorwerfen?"

Sie war also doch, vielleicht ohne es zu wollen, der bannen-

den Gewalt des Mannes unterlegen, der ihr gegenüber saß, und er schien, nach dem Aufleuchten seiner Augen und dem kühnen Ausdrucke seines Gesichts zu schließen, nicht gewillt, den errungenen Sieg so leicht wieder von sich zu weisen. In dem Erschrecken der alten Frau lag ein Einbekenntniß ihrer Schuld, die Unterwerfung eines Kindes unter die Macht eines starken Willens.

„Genug, genug!“ rief er mit gebieterischer Hoheit. „Ich sehe jetzt klar, wie das Haus meines Vaters bestellt ist. Du hast schlecht gehandelt, Veile Oberländer!“

„Red’ nicht so, red’ nicht so!“ bat die Blinde, die unwillkürlich, wenn auch mit geschlossenen Augen, dem Zuge dieses harten Vorwurfs gefolgt war, wie in sich selbst verloren, gänzlich haltlos. „Hätte ich mit dem Kinde nicht Erbarmen haben sollen? Und besonders mit dem Weh . . . meines Jonathan?“

Die starkgemuthe Seele dieser Frau war in ihrer innersten Wesenheit getroffen worden. Das lag deutlich zu Tage. Ihr sonst so aufrecht gehaltener Kopf vermochte dem Andrange der gegen sie geschleuderten Anschuldigungen keinen Stand zu halten; er hatte sich müde gesenkt. Schwere Thränentropfen rannen ihr langsam über die gefurchten Wangen.

In diesem Augenblicke rief Dorothea:

„Großmutter, komm! Komm, Großmutter! Du hältst das nicht länger aus . . . und er versteht dich ja doch nicht!“

Die Blinde horchte hoch auf. Woher war ihr doch diese Stimme des Zuspruchs gekommen? War sie von rechts, war sie von links, oder hinter ihrem Rücken erklungen? War sie aus ihrem Innern gekommen? Sie schien sich erst allmälig, fast wie eine Schlaftrunkene, besinnen zu können, daß es Dorothea gewesen, die so zu ihr gesprochen hatte. Sie hob den

Kopf wieder auf, langsam und schwer, während die Arme noch immer in schlaffer Hülflosigkeit auf ihrem Schoße lagen.

„So soll mir Gott beistehen in meiner letzten Stunde,“ sagte sie mit stiller Feierlichkeit, „wie du Recht hast, Dorothea, mein liebes Mädchen! Er versteht mich nicht ... Wie soll er dann dich verstehen? Das Wort hast du zur rechten Zeit gesprochen, mein liebes Mädchen, und ich will es dir all mein Leben gedenken. Er versteht mich ja doch nicht!“

Und als wäre dies Wort ein frischer Trunk, an welchem sich ihre schwindenden Sinne gelabt hatten, wiederholte sie es mehrmals hinter einander; sie schlürfte es mit wonniglichem Behagen, und jedesmal schien es, als ob ihr damit neue Kraft und Widerstandsfähigkeit zuströmte.

Indessen hatte der Landstreicher die Wandlung, die vor seinen Augen vorging, mehr neugierig als erzürnt angesehen. Sie mochte auch ihn milder gestimmt haben, oder er ging von der Voraussetzung aus, daß das Leben dieses alten Körpers an einem zu dünnen Faden hing, als daß er nicht durch wildes Zerren plötzlich zum Abreißen gebracht werden konnte. Wenn es diese Erwägung war, so ließ sich auch erklären, warum er mit der vollen Weichheit seines Organs, wie es ihm, je nach den Stimmungen seines zerrütteten Gemüthes, zu Gebote stand, sagte:

„Veile Oberländer, ich sehe, die Sache geht dir tief zu Herzen; ich kann nichts dafür, wenn ich dir wehe gethan.“

Es war in der Stube so still geworden, daß man nur das schwere Athemholen der alten Frau zu vernehmen meinte.

Plötzlich, wie von einer unsichtbaren Schnellkraft aufgerichtet, stand sie in aufrechter Haltung am Tische.

„Reue?“ rief sie ihm zu, und wie sie so sprach, war es, als ob ihre todten Augenhöhlen sich wieder mit neuem Lichte

füllten. „Wer sagt, daß ich überhaupt etwas zu bereuen habe? Spielst du dich wieder auf Gott hinaus? Was bist du doch für ein Frommer, nicht einmal zu wissen, daß bei uns Jeder mit sich allein fertig werden muß? Das mag da oben bei Euch in der Polakei zu Hause sein, von wannen du gekommen bist. . . da, wo die „Wundermänner“ wohnen.“

„Komm, Großmutter, komm!“ drängte wieder Dorothea's ängstliche Stimme. „Du reizest ihn noch mehr und dann wirst du krank werden.“

„Veile Oberländer,“ sagte der Landstreicher, ohne daß es schien, als ob die Rede der blinden Frau einen sonderlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht habe, leidenschaftslos, „du leugnest, daß ein Mensch Wunder verrichten kann! Und grade jetzt ist mir mit Gottes Hülfe Eines gelungen! Ist das kein Wunder, daß du dich verrathen hast? Aus dir redet ein böses Gewissen!“

„Komm, Großmutter!“ mahnte aufs Neue Dorothea, sie an der Hand fassend. „Es führt zu nichts Gutem, wenn du länger bleibst. Willst du dich meinetwegen krank machen?“

Die Blinde stand noch immer in aufrechter Haltung.

„Da hörst du es ja, Dorothea!“ rief sie, und die feinen Nüstern ihrer Nase zitterten vor Erregung. „Da hörst du ja, was er für eine Meinung von mir hat! Ein schlechtes Gewissen soll ich haben! Das sagt er mir so ins Gesicht hinein, und da willst du, daß ich gehen soll? Warum soll ich gehen? Habe ich denn ein schlechtes Gewissen? Nein, Dorothea, ich bleibe! Ich gehe nicht eher fort, bis wir Zwei mit einander fertig geworden sind. Bin ich dir darum nachgeschlichen, oder soll ich mir umsonst meine Haube mit den rothen Bändern aufgesetzt haben? Dorothea, keine sechs Pferde bringen mich von da fort! Die Haube muß zu ihren Ehren kommen.“

Nach diesem etwas räthselhaften Ausspruche ließ sie sich mit dem Ausdrucke einer gewissen Befriedigung nieder, wie man sie empfindet, wenn man sich ausgeredet hat.

„So," sagte sie, und glättete an ihrem Kleide, als hätte sie mit ihren blinden Augen irgendwo eine gefährliche Falte entdeckt, „jetzt bleibe ich hier! Ob ich zu Hause in meinem Bette liege, oder hier in der Stube sitze, in dem Hause meines Jonathan — ist das ein Unterschied? Mittlerweile wird Jonathan kommen. Bis dahin will ich aber schweigen. Was bringe ich mit dem Reden heraus? Nichts, gar Nichts!"

„Großmutter, er ist da!" rief Dorothea in diesem Augenblicke.

Die Thüre hatte sich geräuschlos geöffnet. Da stand er auf der Schwelle, das Kind an der Hand haltend, und überschaute mit verwunderten Blicken die seltsame Gruppe.

„Rühr' dich nicht von der Schwelle hinweg!" rief ihm der Landstreicher in der furchtbarsten Aufregung zu. „Dort, dort . . . wo die Mesusah unseres Vaters hängt . . . dort bleib' stehen . . . Leg' deine Hand darauf und rühre dich nicht fort . . ."

Wiewohl nun Jonathan mit der Natur seines Bruders seit längerer Zeit vertraut war, vermochte er sich doch nicht der elementaren Gewalt dieses Befehles zu entziehen. Er blieb wie festgebannt auf der Schwelle stehen.

„Was willst du von mir?" fragte er.

„Red' nichts! Rühr' dich nicht fort!" schrie dagegen der Landstreicher, über den die Heimsuchung seiner bösesten Stunden hereingebrochen war. „Dort an der „Mesusah" halte dich fest . . . klammere dich an! Dort steht der allerheiligste Name Gottes: „Schadai!" Wie du dich aber nur einen Schritt von dort entfernst, bist du verfallen der Gewalt des Weibes . . . mit den blauen Augen! Halt dich fest!"

Dorothea hatte sich beim Eintritte Jonathan's dem Fenster zugewendet, so daß er ihr Antlitz nur wie einen flüchtigen Schein, an sich vorübergleitend, gesehen hatte. Jetzt kehrte sie sich langsam um. Ihre Blicke trafen sich. Es war ein kurzer, verständnißreicher Blick, aber er barg den Inhalt eines ganzen Lebens in sich.

Sie lächelte.

„Dorothea!" rief er, und der ihm vom Bruder vorgeschriebene Bann der Schwelle war überschritten.

Der Landstreicher war aufgesprungen.

„Geh' nicht weiter, Jonathan," bat er thränenerstickt, „geh' nicht weiter! Laß uns auf den „guten Ort" zu unseren Eltern gehen . . . Glaube mir, sie werden dir rathen! Du kannst das nicht thun, ohne daß du sie gefragt hast! Komm mit auf den „guten Ort" . . .

Dorothea hatte sich wieder dem Fenster zugewendet.

„Laß das, Bruder", sagte Jonathan mit bebender Stimme. „Ist denn heute die Jahrzeit?"

„Warum verwunderst du dich, Jonathan?" rief die Blinde. „Er meint, weil er sein Leben verfaulen läßt, so hast auch du Zeit, dich in einem fort mit den Gestorbenen zu beschäftigen. Laß die Todten ruhen und liegen, Aaron! Sie liegen gut. Was brauchst du übrigens einen Rath auf den Gräbern zu suchen? Der beste Rath, den du dir geben kannst, Jonathan, mein Sohn . . . der steht nicht weit von dir, er ist da in deiner eigenen Stube!"

„Veile, um Gotteswillen, so redest du?" rief Jonathan außer sich.

„So red' ich, Veile Oberländer," sagte sie mit ergreifend feierlichem Tone, „und Gott der Lebendige weiß allein, was es mich gekostet hat . . . daß ich jetzt so rede!"

„Hör' nicht auf sie, Bruder!" rief dagegen der Landstreicher, ihn an der Hand mit nerviger Kraft fassend, „sie weiß ja nicht, was sie redet. Komm mit auf den „guten Ort", thue nichts ohne die Eltern. Sie werden sonst Zeugniß wider dich geben droben vor Gott, gegen den widerspenstigen ungehorsamen Sohn."

„Die Eltern sollten mein Glück nicht wollen?" sagte Jonathan leise und unsicher.

Da wendete sich Dorothea ihm wieder zu. Es war ein trauriges Lächeln, das sie ihm zeigte.

Die Blinde schüttelte aber mit großer Heftigkeit ihren Kopf.

Das Schwankende, das sie mit ihrem feinen Ohre aus Jonathan's Frage heraus vernahm, mochte sie nicht sonderlich gut stimmen.

„Glück!" rief sie so herbe als möglich. „Ihn fragst du, ob und was dein Glück ist? Als wenn er überhaupt wüßte, was das Wort bedeutet! Ihn fragen, was Glück ist! Hat man das sein Lebelang gehört? Bei ihm ist Glück, wenn man sich täglich, wie sich andere Menschen in ihr Bett hineinlegen, um zu schlafen, in sein eigenes Grab hineinlegt und den Leuten dabei zuruft: „Ihr meint, ich bin todt? Nein, ich bin lebendig!" Er will es ja, weil ihm das so außerordentlich gefällt, mit deinem Kinde ebenso machen . . . Er wird auch dich noch dahin bringen! . . . Soll ich es dir sagen, was bei mir Glück ist! Glück ist, daß Jemand da ist, die auf dein Kind sieht, wenn du nicht zu Hause bist; die all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hat, daß es an Leib und Seele gesund bleibt! Glück ist, daß du sagen kannst: Wenn ich auch Hunderte von Meilen von meinem Hause und Geschäfte entfernt bin, so ist Eine da, die denkt Tag und Nacht nur an mich, und die schließt nicht eher ihre Augen, als bis

sie weiß, Innen und Außen ist Alles in Sicherheit, und wenn ich wieder komme, treffe ich Alles in der alten Ordnung wieder an. Nicht ein Nägelchen ist irgendwo herausgefallen! Nicht das kleinste Brettchen hat sich irgendwo verrückt! Willst du ein anderes Glück, du thörichter Mensch? Mußt du dir einreden lassen, das Glück, was dir entgegenkommt, ist nichts werth, weil . . . nun, weil es auf einem fremden Baume und nicht in deinem Garten gewachsen ist? Ich sag dir nur Eines, Jonathan, mein Sohn: Wenn deine Mutter, die meine beste und einzige Freundin gewesen ist, dein Glück gekannt hätte, wie ich es jetzt kenne, meinst du, sie hätte gefragt: Woher nimmt mein Jonathan sein Glück? Paßt es auch für mich? Ist kein Stäubchen darauf, was man erst wegwischen muß? Nein, Jonathan, mein Sohn, wenn eine Mutter überhaupt so fragt, die deine hätte gewiß nicht so gefragt. Mach's wie deine Mutter, Jonathan, mein Sohn!"

„Glaub' ihr nicht, Jonathan, glaub' ihr nicht!" schrie der Landstreicher. „Niemals, niemals, ich schwöre dir den allerheiligsten Schwur, hätte unsere Mutter dazu ihre Lippen aufgethan! Sie belügt dich! Die Mutter hätte dich niemals belogen! Komm mit, Jonathan, frag' unsere Mutter! Sie wird dir zurufen: Eine Fremde, die nicht unseres Glaubens ist, soll in mein Haus kommen? Sie kann nicht zustimmen! Sie kann nicht!"

Trotz dieses Aufschreies aus den Tiefen eines geängstigten Herzens, über dessen Wahrheit sich weder Jonathan noch Dorothea täuschten, konnte die Blinde nicht bestimmt werden, die Herbigkeit ihrer vorgefaßten Meinung auch nur um eines Daumens Breite aufzugeben.

Sie blieb unbeugsam wie zuvor.

„Jetzt spielt er sich wieder auf deine Mutter hinaus,"

sagte sie rauh und hart, „wie er sich früher auf Gott hinausgespielt hat. Das hat er von seinen Wunderrebbes in der Polakei gelernt; die wissen auch, wie man mir einmal erzählt hat, und sehen, was auf Hunderten von Meilen vorgeht. Früher hat er wissen wollen, daß mir Gott nicht verzeihen kann, und jetzt weiß er wieder, was deine Mutter, mit der der ewige Friede sei, gethan hätte. Ich, in meinem Unverstande, glaube es höchstens zu errathen. Er aber weiß das Alles bestimmt und sicher, als wenn es ihm ein Engel vom Himmel herunter gedruckt und versiegelt übergeben hätte."

Wieder war es Dorothea, die zu der Alten sich niederbeugend, ihr zuflüsterte:

„Großmutter, vergiß doch nicht, daß es sein Bruder ist!"

Aber die Blinde hatte keine Lust, sich beschwichtigen zu lassen.

„Was willst du denn von mir?" rief sie mit ärgerlichem Kopfschütteln. „Vielleicht, daß ich nach Hause gehe und mich wieder ins Bett lege, um mich von dir bedienen zu lassen? Die Zeit ist um, Dorothea, jetzt ists an mich gekommen, dich zu bedienen. . . . Freilich, wie ich dich kenne, ist dir nicht recht, was da vor dir vorgeht. Am liebsten wäre dir noch, wenn ich zu Jonathan sagen möchte: „Geh doch mit ihm auf den „guten Ort" und hol' dir von dort einen guten Rath!" Ich sag' es aber doch nicht! Heute habe ich einmal meine Haube mit den rothen Bändern auf!"

„Du solltest es ihm aber auch nicht sagen, Großmutter!" meinte das Mädchen halb abgewendet, indem sie die Hände andächtig faltete. „Du thust ihm und Jonathan wehe!"

Hatte er diese Worte vernommen? Plötzlich warf sich der Landstreicher seiner ganzen Länge nach auf den Boden

vor Jonathan nieder und sein Kopf berührte die Füße des Bruders.

„Sieh an, Jonathan," flehte er in seltsam wilden Tönen, „sieh mich an, wie ich vor dir liege! Fühlst du kein Erbarmen mit mir? Dem eigenen Vater habe ich einst einen Schlag ins Gesicht versetzt, und nun schickt es Gott, daß ich mich vor dir, dem jüngeren Bruder, demüthigen und beugen muß. Erkennst du darin noch nicht den strafenden Richter, der nichts vergißt? Muß es dir nicht auch so ergehen wie mir? . . . . Nimm deine Seele in Acht, Jonathan, und nimm dir ein Beispiel an mir! Was dir als Glück vorschwebt, Jonathan, ist nichts als Fäulniß und Moder; reiß es heraus aus deinem Auge und Herzen. Ist an dem noch nicht genug, was aus mir geworden ist? Mußt du dieselben Wege wandeln? Sieh an, was war denn mein Unglück? Daß ich dem Fremden Gewalt habe eingeräumt über meine Seele! Soll es dem zweiten Sohne unserer Eltern auch so ergehen? Nimm sie nicht zum Weibe, Jonathan!"

Umsonst versuchte ihn Jonathan mit mildem Zuspruche aus seiner Lage aufzurichten.

„Ich will da liegen bleiben," schrie er, „bis du mir dein Wort gegeben hast, Jonathan!"

„Warum erschwerst du mir mein Glück, Bruder?" sagte Jonathan leise. „Siehst du denn nicht, daß es längst beschlossen ist in mir?"

„Mach' ein Ende damit, Jonathan!" rief in diesem Augenblicke die Blinde ungeduldig. „Was hältst du dich so lange auf? Ist denn das, was du vorhast, ein Geschäft, bei dem es sich um ein Paar Groschen mehr oder minder handelt? Mach' ein Ende, Jonathan, denn im Grunde genommen, du sprichst wie ein echtes Mannsbild, nur immer von deinem Glücke.

Ich frage dich aber: Was für ein Glück macht Dorothea an dir? Einen Wittwer mit einem erwachsenen Kinde hätte sie immer bekommen, und was die Mitgift betrifft, hast du selbst über und über genug. Was sie nicht hat, das wird sie dir hundert- und tausendfältig zurückerstatten an dir und deinem Kinde und . . . an Allem, was noch nachkommt. Was besinnst du dich also noch länger?"

Sie hielt eine Weile inne, indessen die, welche in der Stube waren, wie auf ein gegebenes Zeichen, erwartungsvoll nach ihrem Antlitze schauten.

Welch' ein Leuchten und Glänzen in den verwitterten Zügen der alten Frau!

„Dorothea," rief sie dann, „komm doch ein Bissele näher zu mir und leih mir deinen Kopf her, Dorothea . . . den Kopf, der mehr in sich hat, als wir Alle meinen."

Sie betastete zuerst die Stirne, dann die Schläfe des Mädchens, dann ließ sie ihre beiden Hände auf seinen blonden Haaren liegen.

„Hört an, Ihr Brüder!" rief sie mit feierlicher Betonung. „So wahr, als ich diese meine Hände hier liegen habe auf dem Kopfe dieses Mädchens, welches Dorothea heißt, so wahr ist Alles, was ich jetzt zu sagen nicht anstehen werde. Betrachtet das wie einen Schwur von meiner Seite! Nicht nur, daß dieses Mädchen keine Fremde für mich ist, sie ist und steht uns näher als Ihr Beide glaubt . . . selbst dich nicht ausgenommen, Jonathan! Weißt du, wie sie mir vorkommt? Man verkehrt zuweilen mit ganz wildfremden Menschen, Keiner weiß etwas von dem Andern. Mit einem Male fragt man sich um seine gegenseitige Herkunft aus, und da trifft es sich, daß man sich einander gar nicht fremd ist. Im Gegentheil! Er ist unser Verwandter und wir sind seine Verwandten . . . Vor Gott und

Euch muß ich es bekräftigen, denn ich kenne das kleinste Aederchen in ihrem Wesen. Dorothea ist eine bessere Jüdin als so manche unter uns, die diesen Namen führt. Ich muß auch das sagen, wenn auch mit blutendem Herzen! Sie ist besser und frömmer als ich! . . . Sie wird dir dein Haus nicht verschimpfen, Jonathan; sie wird den Namen deines Vaters und deiner Familie nicht auslöschen, sie wird ihn neu aufrichten! Von nun an hast du nichts mehr zu fürchten, Jonathan, mein Sohn! . . . Und darauf sage ich, Veile Oberländer, Amen, Amen!"

„Amen!" tönte es leise von den Lippen Jonathan's zurück.

„So," sagte noch die Blinde, indem sie einen Kuß auf die Stirne des Mädchens drückte, „so, jetzt weißt du wenigstens, woran du mit mir bist, Dorothea, mein liebes Mädchen! Ich bin dir das schuldig gewesen!"

„Großmutter," rief das Mädchen, sich aufrichtend, über und über in holder Verwirrung, „was machst du aus mir?"

Nun sprang der Landstreicher aus der liegenden Stellung, die er noch immer einnahm, auf. Im Falle war seine Stirne verletzt worden und nun standen klare Blutstropfen darauf.

„Genug! übergenug!" rief er mit von innerstem Weh überquellender Stimme. „Für mich ist kein Platz da! Die „Jahrzeit" ist zu Ende, ich will wieder gehen! Die „Jahrzeit" ist zu Ende!"

Ehe ihn Jonathan daran verhindern konnte, war er wankenden Schrittes in die Nebenstube gegangen, deren Thüre er hinter sich verschloß. Dann trat eine tiefe, fast unheimliche Stille ein, fast derjenigen ähnlich, wie wenn soeben Jemand für immer geschieden wäre.

Aber schon nach wenigen Minuten ging die Thüre wieder auf und heraus trat der Landstreicher, das Bündel, das seine

wenigen Habseligkeiten enthielt, in der einen, den Reisestecken in der anderen Hand haltend.

Sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur von Aufregung oder Zorn, nur seine Augenlider zeigten sich vom Weinen geröthet.

„Wohin willst du, Bruder?" fragte ihn Jonathan erschreckt.

„Wohin ich will?" entgegnete der Landstreicher voll Milde und Sanftmuth, ohne die Augen aufzuschlagen.

Er stand in der Mitte der Stube.

„Wohin ich will? wiederholte er mehrmals hintereinander. „Ich gehe dorthin, woher ich gekommen bin, zu meinen „Frommen" nach Polen zurück. Ja, zu ihnen will ich wieder gehen, dort ist mir am besten! Dort will ich den letzten Tag erwarten — den Tag des Gerichts!"

„Warum bleibst du nicht bei uns, Bruder?" rief Jonathan voll Trauer. „Warum gehst du wieder in die Fremde? Du bist krank und dein Körper ist schwach! Denkst du nicht daran, daß du Pflege bedarfst? Wer könnte sie dir besser bereiten und für dich sorgen als ich . . . und Dorothea?"

„Laß das, Bruder," sagte der Landstreicher tonlos, das Bündelchen und den Reisestab stärker fassend. „Mein Weg liegt vor mir. Ich gehe wieder dahin, woher ich gekommen bin. Es ist dort ein kleines, ganz kleines Grab, und ich sehne mich zurück. Was habe ich bei Euch noch zu thun? Ich finde mich nicht zurecht . . . Krank bin ich übrigens nicht, wie du glaubst. Nur meine Seele lechzt nach Erlösung, wie die Hindin, die nach einem Wasserquell schreit."

„So bleib wenigstens so lange," sprach ihm Jonathan zu, „bis wir uns miteinander verrechnet haben. Hast du an das Haus und Vermögen unseres Vaters nicht dasselbe Recht wie ich? Warum soll ich allein genießen und besitzen, was

von Rechtswegen auch dir gehört, und warum soll ich die Last allein tragen? Ich kann dich nicht so ziehen lassen, Bruder!"

„Nehm' ich nicht den Tallis (Gebetmantel) unseres Vaters mit?" meinte der Landstreicher mit einem geheimnißvollen Lächeln stiller Verzückung, indem er auf das Bündelchen in seiner Hand herabsah. „Was soll mir Gut und Geld? Dort drüben in Polen werden sie schon für mich sorgen. Gieb, was mir gehört, deinem Kinde . . ."

Bis dahin hatte er das Alles in anscheinend ruhiger Fassung gesprochen; wie er aber das letzte Wort über die Lippen brachte, ging mit einem Male ein konvulsivisches Zucken durch seinen ganzen Körper. Das Bündel und der Stock waren ihm entfallen.

„Perlchen!" schrie er mit markerschütternder Gewalt, und ehe der Knabe sich dessen versah, hatte er ihn zu sich vom Boden aufgerissen und in der leidenschaftlichsten Umarmung, die man gewahren konnte, bedeckte er ihm Hals, Wangen und Haare, ja selbst die Kleidungsstücke mit flammenden Küssen.

„Warum bleibst du nicht, Bruder?" rief ihm Jonathan zu. „Du liebst ja den Knaben!"

Da ließ er das Kind wieder aus seinen Armen, indem er es, ohne es weiter zu beachten, auf den Boden stellte. Dabei hatte er sich seines Reisebündels und Steckens wieder bemächtigt.

Er schritt auf die Thür zu. Dort hing die „Mesusah" seines Vaters. Sie war seinen Blicken nicht entgangen; sein Kopf war in gleicher Höhe mit ihr.

Er drückte seine Lippen auf das gläserne Gehäuse, unter welchem der Name Gottes hervorleuchtete. Dann legte er sein Haupt an die Thürpfoste und brach in ein wildes Weinen aus.

Selbst die Blinde, die bis dahin in unbeugsamer Regungs-

losigkeit dem Vorgange, wie er sich vor ihren lichtlosen Augen abspielte, gelauscht hatte, vermochte sich nicht dem Eindrucke dieses gewaltigen Ausbruches einer in ihren Grundfesten erschütterten Natur zu entziehen. Sie hielt sich zwar noch immer aufrecht, aber die Unruhe ihres Gemüths lag in jedem Zuge ihres blassen Gesichts. Mitten durch das laute Weinen des unglücklichen Mannes tönte die klare Stimme Dorothea's.

„Schwager," rief sie, die noch immer neben der Blinden stand, „geh nicht fort von hier! Ich will dir ja gerne Platz machen! ich kann's nicht ertragen, daß du meinetwegen fortgehst. Bleib hier!"

Er schaute auf; sein Weinen hatte sich gestillt. Welch ein seltsamer Blick aus seinen gerötheten Augen streifte die Gestalt des Mädchens!

„Nein, nein," sagte er, mit der Hand abwehrend, tonlos und still, „bleib du nur selbst!"

Er war zur Thür hinausgegangen.

XXIV.

Die Tagsatzung.

Aeußerlich war nun zwar Ruhe und Stille wieder eingekehrt, aber jenes Gefühl des sicheren Ausruhens auf einem bereits gewonnenen und von Niemanden in Abrede gestellten Besitzthume hielt sich noch immer wie ein scheuer Vogel, der durch keine Kunst heranzulocken ist, zurück.

Der Weggang des Landstreichers hatte einen Schatten zurückgelassen, der über Allem lag, was in den Bereich seiner Natur gekommen war.

Selbst das Kind machte davon keine Ausnahme. Es konnte jetzt den ganzen Tag bei Dorothea sich aufhalten, aber mitten im Spiele hielt es oft inne und richtete zerstreut die großen braunen Augen auf ihr Gesicht.

Fehlte ihm der Onkel? Oder wollte es wissen, wohin der seltsame Mann gegangen war und warum man ihn hatte gehen lassen?

Dorothea wenigstens glaubte diese Fragen in seinen Augen zu lesen, denn weil sich seit jenem Abende auf ihr eigenes Gemüth eine schwerere Last gewälzt hatte als die war, an welcher sie vorher getragen, suchte sie ihre eigene dumpfe Stimmung auch in der Seele des Kindes. Das Scheiden des Landstreichers hatte wie Sonnenschein über ihren Weg glänzen sollen . . . aber sie wagte nur scheu und wie an etwas unendlich Trauriges daran zu denken. Und auch Jonathan schien darunter schmerzlich zu leiden, wenn er auch darüber niemals sprach.

Er kam nun täglich, sobald der Abend angebrochen war. Das war das einzige Zugeständniß an seinen Brautstand, den Veile Oberländer an jenem Tage, kraft der ihr innewohnenden Machtvollkommenheit, verkündet hatte. Aber aus diesen regelmäßig sich wiederholenden Besuchen keimte keine Blume hervor.

Sie saßen still, Jeder in der Gegenwart entrückte Gedanken versenkt, nebeneinander; kaum daß ein laut gesprochenes Wort, ein heller aufleuchtender Ausdruck zu den Ohren der alten Frau drang, die in ihrem Bette darauf zu lauschen schien, was sich denn die „Brautleute" einander zu sagen hatten.

Sie verstand sich aber offenbar auf die Beiden nicht und was in ihnen vorging.

Weil sie selbst in einem mächtigen Anlaufe an der Markscheide zwischen Leben und Tod sich zu einer Kühnheit der That

aufgerafft hatte, die in so schneidendem Gegensatze zu ihren bisherigen Anschauungen stand, und sich, wie alle tapferen Seelen, die Frische der Begeisterung nicht verkümmert sehen wollte, war sie in ihrem Innersten betroffen, als ihr die Beiden auf dem einmal betretenen Pfade zaghaft folgten. In ihr zitterte das Durchlebte in gewaltigen Schwingungen nach, ihr Kopf glühte, wenn sie daran dachte. Und doch hatte sie der Natur für den waghalsigen Versuch, stärker sein zu wollen als sie, schweren Zoll zahlen müssen. Seit jenem Tage hatte sie ihr Bett nicht zu verlassen vermocht, sie hatte ihre Kräfte überschätzt.

Warum thaten die Beiden so, als ob gar nichts geschehen wäre? Warum verblieben sie still und gleichmäßig, während in ihr die gewaltigste Wandlung vorgegangen war? Bedeutete es gar nichts, daß sie, Veile Oberländer, die ganze Welt, mit der sie alt geworden war, hinter sich abgebrochen hatte, um auf einem wankenden Stege eine neue, ihr gänzlich unbekannte, zu betreten?

Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, was hätte sie nicht unmittelbar nach jener That schon ins Werk gesetzt!

Warum zögerte er? Worauf war sein Warten noch gerichtet?

In der Seele dieses alten Weibes lebte ein Selbstgefühl voll stolzen Inhalts. Wenn *sie* ihre Zustimmung gegeben hatte, war das nicht so gültig und schwerwiegend, als wenn die ganze übrige Menschheit ihr Ja gerufen hätte?

„Ich muß ihm wieder helfen," dachte sie einmal vor sich hin. „Wozu wäre ich denn noch sonst auf der Welt da? Ich verstehe mich auf die Beiden nicht. Aber geholfen muß werden!"

Eines Abends hatte Jonathan die Stube Veile's früher als gewöhnlich verlassen; er müsse, sagte er im Fortgehen,

morgen in aller Frühe in der benachbarten Kreisstadt sich einfinden, weil er daselbst mit einem säumigen Schuldner eine Tagsatzung vorhabe.

„Was ist das?" fragte die Blinde.

Jonathan erklärte ihr den Sinn und die Bedeutung dieses der Rechtssprache angehörenden Wortes.

„Ich versteh' dich schon," sagte sie darauf, nachsinnend. „Es ist ein schönes Wort: Tagsatzung! Das ist also ein Tag, den man setzt wie einen Schlußpunkt in einem Briefe; es soll heißen: Schuldner, bis dahin setze ich dir deine Frist! Dann aber mußt du Ordnung machen. Nicht wahr, ich habe das errathen? Wann aber wirst du deinen eigenen Tag setzen und dein eigener Schuldner werden, Jonathan, mein Sohn?"

Die Brautleute sahen einander an, aber Keiner von Beiden hatte den Muth, der Blinden zu antworten.

Dorothea gab dem Scheidenden bis unter die Hausthüre das Geleite, dann kam sie eiligst zurück.

„Du bist schon zurück?" rief die Alte spöttisch. „Warum hast du ihm nicht bis an den Bach hinunter das Geleite gegeben? Du kannst das ungescheut thun! Er ist ja doch dein Bräutigam! Ich bin ein Mal, wie du mich da siehst, als Braut bis weit nach Mitternacht mit meinem seligen Manne, der damals mein Bräutigam war, unter einem Hausthore gestanden . . . und die Welt hat mir doch nichts Schlechtes nachreden können. Bis zum Bache, Dorothea, hättest du ihn schon begleiten können. Das hätte weder dir noch ihm geschadet. Warum antwortest du mir nicht, Dorothea, wenn ich dich frage?"

„Hast du etwas gefragt, Großmutter?" fuhr Dorothea zerstreut auf.

„Ich red' schon eine halbe Stunde in dich hinein," meinte

die Blinde verdrießlich. „Weißt du, wie du mir vorkommst, du mitsammt deinem Bräutigam?“

„Traurig, Großmutter, nicht wahr?“ sagte Dorothea halblaut vor sich hin.

Die Blinde hatte dies jedoch überhört.

„Manchmal steht schon die Suppe auf dem Tische,“ meinte Veile Oberländer lustig, „wer aber zum Essen nicht kommt, das sind die Hausleute. Hast du mich verstanden, Dorothea?“

„Ja, Großmutter,“ sagte das Mädchen. „Sie können sich aber zu Tische nicht setzen, weil Einer fehlt, der auch dazu gehört.“

Diesmal hatte die Blinde wieder ihr feines Ohr für die leise Klage des Mädchens. Sie richtete sich kräftig im Bette auf.

„Wer fehlt?“ fragte sie mit ihrer alten herben Strenge. „Keiner fehlt, sage ich dir, Keiner!“

„O, Großmutter,“ rief das Mädchen, von Schmerz überwältigt, „er wird es mir niemals vergessen, daß er den Bruder meinetwegen verloren hat.“

„Ist es das?“ fragte die Blinde in einem Tone, als hätte sie plötzlich die ungeahnte Lösung eines Geheimnisses gefunden.

Dann wiegte sie ihren Kopf nachdenklich eine Weile von rechts nach links.

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ rief sie dann, von Herzlichkeit überquellend, „du setzest dir da etwas in den Kopf ... ich will nicht sagen, daß es leere Träumereien sind, aber etwas mehr als das sind sie nicht! Alles kann der Mensch vergessen, wenn er nur will, Alles! Habe ich nicht auch vergessen müssen? Aber ich bin darüber hinweggefahren, wie mein seliger Mann, der Lehrer, mit dem Schwamme über die Tafel, wenn er den

Kindern eine neue Rechnung hat zeigen wollen. Auch für dich und Jonathan fängt eine neue Rechnung an."

„Er kann das nicht vergessen, Großmutter! Durch mich hat er seinen Bruder verloren!" klagte das Mädchen.

„Du meinst also, es kann einmal eine Zeit kommen, wo er dir Vorwürfe machen wird?" fragte die Blinde nachsinnend. „Nein, nein," rief sie hierauf den Kopf hartnäckig schüttelnd, „das wird niemals geschehen, niemals! Ich stehe dir dafür! Denn das sieht meinem Jonathan nicht ähnlich. Dafür kenne ich ihn zu gut. Nicht das kleinste Wörtchen und nicht der kleinste Vorwurf ist von seinen Lippen gekommen, so lange sein junges Weib am Leben war. Meinst du, er hätte nicht reden können? sein Herz war ihm nicht beschwert genug? Er hat aber geschwiegen. Er wird es mit dir nicht anders machen!"

Ein Schatten trauriger Rückerinnerung lagerte sich über ihre blassen Züge.

Ihr mochte in diesem Augenblicke das lange, schweigsame Leid seiner kurzen Ehe, vom ersten Beginn derselben bis zu dem letzten Athemzuge der armen Bella, in bestimmten Bildern an der Seele vorüberziehen. Gleich darauf aber meinte sie, mit einer abwehrenden Bewegung ihrer Hand die düsteren Gäste ihres Gedächtnisses von sich verscheuchend, mit fast flehender Sprache:

„Heiß mich nicht weiter reden, Dorothea! Heiß mich meinen Mund versperren, denn es thut mir nicht gut! Ich meine immer, ich kann's nicht überstehen, wenn es mir einmal wieder mit aller Gewalt und Heftigkeit einfällt. Ich will aber nicht traurig werden! Ich will alle Lebenslust, die in mir noch steckt, zusammennehmen, weil ich an dir meine Freude erleben möchte. Umsonst soll ich das Alles in mir durchgemacht und

durchgerungen haben? Darauf lasse ich mich einmal nicht ein, Dorothea! Jetzt wirst du doch wissen, warum ich mir damals meine Haube mit den rothen Bändern aufgesetzt habe."

Aber die Lustigkeit, die Veile Oberländer zur Schau trug, war doch nur eine erkünstelte.

Unwillkürlich trat ihre tiefernste Grundstimmung wieder in ihr Recht.

„Du hast vorhin geklagt," meinte sie nach einem Augenblicke ruhigen Ausathmens, „Jonathan kann es dir nicht vergessen, daß du ihm seinen Bruder abwendig gemacht hast. Darin magst du vielleicht Recht haben, und ich möchte dir jetzt, wenn ich noch ein Mal die Sache überlege, nicht widersprechen. . . . Denn auf Eins mußt du stets dein Augenmerk gerichtet haben, und darin liegt der große Unterschied zwischen uns — und Euch. Es ist kein Spaß, Dorothea, daß Jonathan grade dich ausersehen hat! Du mußt das als etwas ganz Besonderes schätzen. Bei uns ist das nicht so wie bei Euch — verzeih mir diesen Ausdruck, Dorothea, mein liebes Mädchen. Ihr unter Euch . . . Ihr habt Euch nicht zu fürchten! Denn Ihr seid stark und mächtig. Was liegt daran, ob so ein Haufen größer oder kleiner ist, er ist und bleibt doch ungezählt. So aber ist es nicht bei uns. Wenn sich einer von uns fortverliert, so fehlt er uns und wir suchen ihn überall mit unsern Augen. Weiß er nicht, wie wir ihn brauchen? Warum ist er fortgegangen? Wäre es nicht besser gewesen, er wäre bei uns geblieben? Wir können das einmal nicht ertragen, Dorothea, und wenn es geschieht, dann geht es uns wie ein Stich durchs Herz und dann ist es Jedem, als hörte er über sich im Himmel einen zornigen Schrei! Deswegen, Dorothea, freuen wir uns nicht, wenn ein Fremder zu uns kommt und sagt: Nehmt mich bei Euch auf . . . Versteh'

mich nicht schief, Dorothea, mein liebes Mädchen! Wir sind eine alte vornehme Familie und haben unsern eigenen Stolz, und wenn wir Jemanden doch unter uns aufnehmen sollen . . . Dorothea! so ist das kein Spaß . . . das geht nicht wie im Handumdrehen vor sich . . . das kostet uns zumeist bitteren Kampf und bittere Thränen! Du hast es ja mit deinen Augen gesehen, Dorothea! Und darum darfst du auf meinen Jonathan nicht böse werden! Jetzt thut ihm noch sein Herz zu wehe um ihn. Er ist ja doch sein Bruder! Und sie haben Eine Mutter gehabt."

„Ich danke dir, Großmutter!" sagte Dorothea leise.

Die Blinde hob ihr Antlitz auf.

„Dorothea," sagte sie noch, „du wirst sehen, es wird wieder vorübergehen! Für mich . . . und für Jonathan bist du keine Fremde." — —

Bisher hatte sich die Außenwelt des Schauplatzes, auf welchem diese Geschichte spielt, zu dem Entwickelungsgange derselben fast theilnahmslos verhalten. Sie ahnte nur wenig von dem, was sich innerhalb des engen Kreises, den sie doch so gut kannte, zugetragen hatte.

Das mag seltsam genug erscheinen, und doch verhielt es sich so, vielleicht mit der einen Ausnahme, daß Jaroslaw Patek, der Schmied, etwas schärfere Augen besessen hatte.

Aber kurz nach dem Weggange des Landstreichers hatte sich das Alles wie mit einem Schlage geändert. Mit einem Male stand das Gerücht fest und unverrückt da: Jonathan wird das „deutsche Mädchen," seinen „Dienstboten," heirathen und sein Bruder ist nur darum „auf und davon" gegangen, weil er dazu seine Zustimmung verweigert habe.

Auch diesmal hatten die Menschen, wie es bei solchen Gelegenheiten vorkommt, wenn der sittliche und geistige Zusammen-

hang eines Ereignisses äußerlich aufgefaßt werden muß, mit täppischer Hand in das zarte Gewebe gegriffen, und es dauerte nicht lange, so war es entstellt und zerrissen.

Dem Gerüchte hatte sich, wiewohl es der Wahrheit nahekam, etwas Ungeheuerliches beigesellt.

Allgemein hieß es, die beiden Brüder seien mit scharfen Messern aufeinander losgegangen und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu etwas gekommen, wie man, seit die „Gasse“ steht, nichts Schrecklicheres vernommen habe.

In der Beurtheilung der Thatsache selbst standen sich in der „Gasse“ zwei Parteien mit unvermittelter Starrheit gegenüber.

Die Einen gaben Jonathan unbedingt Recht. Sie kannten das Mädchen, seitdem es in sein Haus gekommen, und wußten, wie Dorothea an seinem Kinde und an der nun todten Bella gehandelt — „von keiner Schwester hätte man ein Gleiches erwartet“ — was lag also näher, als daß Jonathan für seinen Knaben eine Mutter gesucht hatte, die ihm paßte?

Ungleich anders lauteten die Stimmen der anderen Partei, die nicht lieblos und hart genug über die Beschimpfung sich auslassen konnten, die nach ihrer Ansicht Allen ohne Ausnahme angethan worden war.

Wir müssen es sagen: diese Partei befand sich in stärkster Mehrheit.

Die alte Veile hatte Recht. Wie viel Unreines, ja Mißgünstiges sich an diese Beurtheilung heftete — es war doch Jedem, als „sei ihm insbesondere ein Stich durch das Herz gegangen!“ Das hatte man von Jonathan nicht erwartet. Wenn er, auf den man immer wie auf ein Wahrzeichen geschaut hatte, mit einem solchen Beispiele voranging, was sollen die Anderen „thun und anfangen?“

Es lag nun klar am Tage, wer die meiste Schuld an dem Unerhörten trug — Dorothea war es, das deutsche Mädchen mit den unschuldigen blauen Augen! Gegen sie richtete sich der Groll und Alles, was man ihr früher Gutes und Schönes nachgerühmt hatte — jetzt ging es wie ein Saatfeld giftigen Unkrauts auf. Nichts als Dornen und Disteln! Kam nicht Alles daher, weil er sie in sein Haus aufgenommen hatte?

Als die erste Aufregung sich gelegt hatte, bemächtigte sich der Gemüther die naheliegende Frage: Wie wird Jonathan es anfangen? Und was sagt die alte Veile Oberländer dazu?

Da war namentlich David Zweihand, der Schneider, der uns noch von der vorjährigen Wahlgeschichte her bekannt ist, der unter diesen zwei Fragen schwer litt.

Weil er damals in einer Art „Opposition" gegen Jonathan gestanden war, glaubte er sich auch diesmal berechtigt, zu den schärfsten Verurtheilern des Schrittes zu gehören, den Jonathan vorhatte. Er war sozusagen sein „politischer" Feind, und das übertrug er jetzt auf ein Gebiet, das gewissermaßen auch der „Politik" angehörte.

Wir werden sogleich erfahren warum.

An demselben Tage, an welchem Jonathan in die benachbarte Kreisstadt zur Tagsatzung gefahren war, führte der Schneider ein Vorhaben aus, das ihn am schnellsten an das Ziel seiner Neugier und seines Grolles bringen mußte. Von dem Eckfenster seines Hauses aus, das gegen Veile's Häuschen hinaussah, hatte er bemerkt, daß etwa um die Mittagsstunde Dorothea mit dem Kinde fortgegangen war. Die alte Frau mußte also allein sein, und demgemäß besann er sich nicht länger und begab sich zu Veile Oberländer hinüber.

Nach der in der „Gasse" üblichen Begrüßung und nachdem er sich, trotzdem die Alte ihn dazu durchaus nicht auf=

forderte, an ihr Bett gesetzt hatte, rief er, von tiefstem Mitgefühl überwältigt:

„Ganz allein bist du, Veile, mein Gold? Wie schickt sich das?“

„Gieb dich nur vor lauter Zärtlichkeit nicht in Kleingeld aus!“ meinte die Blinde dagegen abweisend. „Uebrigens bin ich niemals allein! Meine Dorothea hat nur ihr Kind zum Essen begleitet.“

„Ihr Kind?“ kicherte der Schneider bedeutungsvoll. „So viel ich weiß, ist damit Jonathan's Kind gemeint.“

„Das kommt auf ein und dasselbe hinaus!“ rief die Blinde mit unerklärlicher Heftigkeit. „Jonathan's Kind oder Dorothea's Kind.“

„Das habe ich nicht gewußt!“ meinte David Zweihand mit der ehrlichsten Miene. „Die Leute reden das ganze Jahr so viel Lügen und Uebertreibungen durcheinander, daß man Gott danken muß, wenn sie einmal bei der Wahrheit bleiben!“

„Wie meinst du das, David Zweihand?“ fragte die Blinde mit einem Male aufhorchend.

„Was willst du, Veile, mein Gold,“ bemerkte der Schneider mit geschmeidiger Betonung, „die Welt hat nichts zu thun und das Geschäft geht schlecht, da verfällt sie dann auf Manches, was nicht Fleisch und nicht Kuchen ist. Man muß übrigens der Welt immer glauben, ist mein Grundsatz; es ist immer etwas Wahres in dem, was sie sagt. Und danach handle ich auch.“

„Damit kommt man auch am besten fort,“ bemerkte Veile, aber in einem Tone, der zwischen schalkhaftem Spotte und innigster Ueberzeugung die Mitte hielt. „Uebrigens red' so, daß man dich versteht, David,“ setzte sie mit neu hervor-

brechender Heftigkeit hinzu, „ich kenne mich in so gedrechselten Alfanzereien nicht aus."

„Bin ich nicht die Offenheit selbst?" versicherte der Schneider wehmüthig. „Ich bin ja ein Schneider und kein Drechsler, Veile, und bin all Zeit meines Lebens nichts Anderes gewesen. Aber um wieder auf das . . . Kind zurückzukommen . . . Allgemein heißt es, man kann dir „Masel Tow" (Glückauf!) wünschen. Die Partie ist fertig."

„Warum grade mir?" rief die Blinde merkwürdig ruhig und gelassen. „Ich nehm' übrigens dein „Masel Tow" gerne an und dank' dir dafür aus vollem Herzen! Ja, die Partie ist fertig, Gott sei gelobt und gepriesen!"

Sie hatte das mit einer Art feierlicher Andächtigkeit gesagt; es blieb für den Schneider auch nicht der kleinste Raum übrig, auf welchem sich ein Zweifel ansetzen konnte.

„Wenn du das sagst, Veile," meinte er in völliger Rathlosigkeit, „so muß es wahr sein! Auf dich schwöre ich!"

„Und warum soll es nicht wahr sein?" fragte die Blinde mit einer an nachlässige Vornehmheit grenzenden Leichtigkeit.

Dadurch gerieth David Zweihand noch mehr in Verwirrung.

Er starrte in das ruhig sichere Antlitz der Blinden mit einem Gefühle wildfremder Verlassenheit.

Das dauerte jedoch nur eine flüchtige Weile, denn alsbald erhob sich in ihm jener kühle Mannesmuth, der ihn im vorigen Jahre ganz allein unter allen Wählern der „Gasse" dazu getrieben hatte, seine Stimme in die Wahlurne der „Opposition" zu werfen. Veile Oberländer sollte nicht glauben, daß er der Mann sei, gegen den man sich so abweisend und als fiele sein Urtheil gar nicht ins Gewicht, benehmen könne. Trotz dieses Selbstgefühls wußte er sich aber meisterlich zu beherrschen.

„Eine merkwürdige Zeit ist doch über die Welt gekommen," sagte er nach einem Augenblick nachsinnender Einkehr in sein an Auskünften reiches Inneres. „Wer hätte noch vor zwanzig Jahren daran denken können, daß so etwas einmal möglich sein wird? Herz, was begehrst du? heißt es jetzt überall, und wo man früher vor lauter Steinen und Balken nicht zu Fuß hat hinüber können, da fährt man jetzt mit einem Lastwagen wie auf des Kaisers Straße dahin. Wie ich um meine Esther gefreit habe, hat mich das Prager Gubernium sieben Jahre und acht Monate warten lassen, bis es mir die „Bewilligung" gegeben hat. Am Hochzeitstage hat meine Esther sieben graue Haare in meinem Barte entdeckt, für jedes Jahr des Wartens eines! Nur zu leicht macht man es der jetzigen Welt, zu leicht!"

„Du sagst das, David," meinte die Blinde mit einem kühlen Lächeln, „als wenn du darauf böse wärst. Die Welt hat lange genug sich gedulden müssen."

„Lebendiger Gott," betheuerte der Schneider, „wie kannst du mich nur so verkennen, Veile? Weiß ich denn nicht auch, was sich schickt und recht ist? Oder meinst du, ich habe an meinem Hochzeitstage vor Herzfreudigkeit gelacht, wie ich gesehen habe, daß meine Esther über der Nase zwei große und lange Falten hat?"

„Es hat ihr doch nicht geschadet!" unterbrach ihn die Blinde trocken.

„Geschadet!" rief der Schneider in wirklicher Entrüstung. „Hör' meine Esther an und sie wird dir sagen: Es giebt gar keine bessere Schickung, als das Weib von David Zweihand zu sein! Was geht ihr ab? Bin ich der Mensch, der seinem Weibe etwas abgehen läßt? Ich habe aber damit nichts Anderes sagen wollen, als was ich eben gesagt habe. Wort

und Meinung ist bei **mir** wenigstens ein und dasselbe! Jedem, der über Drei hinauszählen kann, muß sich der Unterschied aufdrängen zwischen dem, was die Welt von damals war und wie sie jetzt ist. Es ist wie Tag und Nacht. Ich frage dich, Veile, auf dein Gewissen, ist es nicht wie Tag und Nacht?"

„Nach der Setzung deiner eigenen Worte zu schließen," bemerkte die Blinde mit der ihr eigenthümlichen Schärfe, „muß jetzt stockfinstere Nacht überall sein!"

„Habe ich so etwas gesagt?" rief David Zweihand aus dem Bewußtsein tiefsten Gekränktseins. „Wie kann mir nur einfallen, so etwas zu sagen? Du machst mich aber so verwirrt mit deinem merkwürdig feinen Verstande, Veile, daß ich eigentlich erst nachdenken muß, was ich denn habe sagen wollen."

Indem er diese Schmeichelei wie einen Lockbissen der blinden Frau hinhielt, glaubte er Zeit zu gewinnen, seine in Unordnung gerathenen Sprachkünste wieder zu sammeln. Aber die Blinde schien nicht gewillt, ihm seine Arglist zu erleichtern.

„Ich verstehe etwas so, wie man es redet," sagte sie unbeugsam. „Du hast zuerst gesagt Tag und dann erst Nacht."

„Laß uns über die Wortsetzung nicht streiten, Veile!" meinte der Schneider, milde wie Honig. „Was bringt man dabei heraus? Aber das Eine wirst du mir doch zugeben, daß es der jetzigen Welt viel zu viel erleichtert wird? Nimm zum Beispiel deinen Jonathan — denn er ist dein und du hängst an ihm mit dem Herzen einer Mutter —, so hat er jetzt, wenn er das Mädchen heirathen will, dreierlei Wege vor sich. Er kann, welchen von den dreien er einschlägt, an sein Ziel gelangen."

Die Blinde horchte hoch auf und David Zweihand's Seele

lachte, denn endlich hatte er den Punkt gefunden, von welchem aus er Veile's vornehm thuende Abweisung mit Zuversicht ergreifen konnte.

„Ich seh' nur Einen Weg vor mir!“ sagte die Blinde weit stiller als vorher.

„Drei Wege, sage ich dir, drei!“ rief der Schneider überlaut. „Ich will sie dir aufzählen. Erstens: Jonathan weiß so gut wie Einer von uns, wo der Dechant sein Haus hat und daß es gleich neben der Kirche steht. Er kann heute oder morgen hingehen . . . und die ganze Sache ist in einer halben Stunde fertig! Das ist der erste Weg.“

„Um Gotteswillen,“ rief Veile Oberländer, die ihn wohl verstanden hatte, tief erschrocken, „du wirst doch so etwas von meinem Jonathan nicht annehmen? Was giebt dir denn das Recht, so Schlechtes von ihm zu denken? Hat er das von dir verdient?“

David Zweihand weidete sich zuerst an der Ergriffenheit seines greisen Opfers dann sagte er langsam und bedächtig:

„Jetzt kommt der zweite Weg, Veile! Nehmen wir an, Jonathan wird das Haus des Dechanten nicht aufsuchen, und ich will es dir gerne glauben, daß das in ihm nicht liegt. Dann kann das Mädchen sagen: Warum soll ich immer in die Kirche gehen? Die „Weiberschul“ hat auch ihr Schönes . . . und geht zu einem Rabbiner und statt Dorothea heißt sie von nun an Esther oder Sarah oder Rebekka. Für einen Namen ist bald gesorgt und nach dem Gesetze, was darüber erschienen ist, kann ihr das Niemand verwehren. Denn warum? Man will der jetzigen Welt das Heirathen erleichtern.“

„Das ist also der zweite Weg?“ fragte die Blinde mit leiser Stimme.

„Ja,“ sagte der Schneider dagegen, sich in der Stube

sorgfältig umsehend, „das ist der zweite. In Wien zum Beispiel wissen sie gar nicht mehr, woher sie die vielen Namen nehmen sollen. Merkwürdigerweise wollen sie Alle Sarah, Rebekka, Lea und Rahel heißen."

„Ich wüßte einen schöneren Namen," meinte die Blinde wie verloren in sich selbst.

„Warum sagst du ihn nicht, Veile?" rief der Schneider.

„Ich möchte sie Ruth heißen!" sagte die Alte flüsternd.

„Ruth? Warum Ruth?" fragte der Schneider, dessen Kenntniß der biblischen Geschichte einem Brunnen glich, der bodenlos tief aber leer ist.

Die Blinde antwortete nicht sogleich. Sie stützte ihren Kopf mit beiden Händen, dann sagte sie langsam und in feierlichen Absätzen:

„Weil Ruth so gesprochen hat: Dringe nicht in mich, dich zu verlassen, mich abzukehren von dir! Denn wohin du gehst, da gehe ich, und wo du weilest, weile ich, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott! Wo du stirbst, da sterbe ich, und dort will ich begraben werden, der Tod allein wird scheiden zwischen mir und dir!"

„Was du für einen Kopf hast, Veile!" rief der Schneider in ungeheuchelter Ehrfurcht. „Es soll Eine aus der jetzigen Welt aufstehen und dir das nachthun!"

„Laß das, David!" sagte die Blinde mit kühl ablehnender Hoheit. „Ich bin auf so etwas nicht mehr eingerichtet. Weit lieber wäre es mir, wenn du mir berichten möchtest, wo denn der dritte Weg ist. Du hast ja von dreien gesprochen."

„Der dritte Weg? Der ist der leichteste von allen," meinte der Schneider zusammenfahrend. „Darauf fährt man wie auf einer Eisenbahn. Ein Pfiff, und du setzest dich in den Wagen, Veile! Wieder ein Pfiff, und der Wagen hält, und du bist

zwanzig und noch mehr Meilen von zu Hause entfernt. Ganz auf dieselbe Weise geht es auch da zu. Du glaubst gar nicht, Veile, was so ein Dampf für eine Gewalt hat. Was thut nämlich die Welt, wenn zum Beispiel dein Jonathan sagt: „Ich will nicht zum Dechanten gehen!“ und auch Dorothea meint: „Ich will meinen alten Namen behalten und will weder Sarah, noch Lea, noch Ruth heißen!“ Was thut da die Welt?“

Er hielt inne, da er von dieser so gestellten Frage eine große Wirkung auf das Gemüth der alten Frau erwartete. Und in der That zeigte das Antlitz der Blinden den Ausdruck einer gewissen rathlosen Betroffenheit.

„Was thut da die Welt?“ wiederholte sie leise.

„Siehst du, Veile,“ sagte David Zweihand aus der Fülle stolzer Ueberlegenheit, „das eben ist der dritte Weg, denn auch dafür ist gesorgt worden. Du willst nicht zum Dechanten gehen, sagt das Gesetz zu dem Einen, und du wieder, sagt es zu dem Andern, willst deinen alten Namen nicht ablegen? Wie soll Euch Beiden da geholfen werden? Und sie sind da auf ein sehr kluges Mittel gerathen: Was thut man mit einem Rocke, Veile, der Einem auf dem Leibe zu enge geworden ist und man hat keinen Stoff, um ihn zu erweitern? Man zieht ihn aus. Also thut es auch das neue Gesetz, was sie in Wien gemacht haben. Denn warum? Was hat das Gesetz davon, daß sich Zwei, deren bestimmter Wille es ist, nicht sollen zu heirathen bekommen? Man will ja der Welt das aus den verschiedensten Gründen erleichtern. Es sagt also zu den Beiden: Zieht den engen Rock aus! Das will mit anderen Worten bedeuten: Sagt, daß Ihr gar keinen Rock, auch den allerschönsten nicht, mehr anziehen wollt, und unter diesem Rocke versteht man die Religion! Hörst du, Veile, die Religion! Dann geht zum Bürgermeister hin und erklärt ihm diesen Euren Willen in Gegenwart von

zwei Zeugen. Dann wird vom Schreiber des Bürgermeisters ein Protokoll aufgesetzt, die Brautleute unterschreiben sich zuerst, dann die Zeugen, dann wird Sand darauf gestreut, und wenn sie dann vom Amte herunterkommen, Veile — es dauert nicht länger als fünf Minuten, denn so ein Bürgermeister hat noch andere Protokolle aufzusetzen und zu unterschreiben —, sind sie Mann und Frau geworden und die Sache hat ein Ende. Das ist der dritte Weg, Veile, und vielleicht wird es bald einen vierten geben! Man wird dann überhaupt gar Niemanden zu fragen haben . . . nicht einmal den Bürgermeister!"

Wie erschrak er aber, als er nach dem, wie mit einem lustigen Triller endigenden Schlusse seiner Erklärung bemerkte, daß Veile Oberländer — weinte!

Ja, sie weinte, und es waren heiße, schwere Thränen, die er ihr entlockt hatte. Eine derartige Wirkung seiner Beredtsamkeit hatte der Schneider nicht erwartet. Er war auf ein ganz anderes Ziel losgegangen, denn Alles in Allem genommen, besaß er ein gutes Gemüth, das einer Stecknadel, die ihm im Wege lag, nicht gerne wehethat, geschweige denn einem Menschen.

„Was hast du, Veile, mein Gold?" rief er ängstlich. „Warum greift dich das so an? Habe ich etwas Unrechtes gesagt oder gethan?"

„Die guten, guten Kinder!" flüsterte die Blinde vor sich hin. „Was soll aus ihnen noch werden?"

Der Kopf war ihr auf die Brust gesunken, ihre Hände hatten sich gefaltet und zwischen den Augenlidern drängten sich noch immer heiße langsame Thränen hervor.

In diesem Augenblicke trat wieder Dorothea in die Stube.

Der Schneider ersah diese Gelegenheit und empfahl sich mit einigen nichtssagenden Worten.

Es war ihm bei Veile Oberländer überaus schwül geworden.

Die Blinde hatte einen ihrer „schlechtesten" Tage. So nannte sie selbst ihr körperliches Befinden, wenn Dorothea sie besorgt fragte, warum sie so ächze und stöhne.

Ihren schlechtesten Tag! Wer hat das Senkblei für diese Seele, auf deren Tiefen sich Alles zusammengefunden hatte, was Mitleid und Beängstigung, Rathlosigkeit und vielleicht — auch Reue sich nennt?

„Die armen guten Kinder!" flüsterte sie ein über das andere Mal mit zuckenden Lippen, so daß es Dorothea zuweilen bedünken wollte, als spräche sie aus einem wirren Fiebertraume.

Sie begehrte nicht nach Essen und Trinken und lehnte jedes Anerbieten Dorothea's hartnäckig ab. Ein Mal richtete sie sich, von innerster Unruhe aufgetrieben, kerzengerade in ihrem Bette auf und rief Dorothea zu sich.

„Wie lange bist du schon bei uns?" fragte sie das Mädchen, und die Frage klang fast lieblos und fremd.

„Vier Jahre und acht Monate, Großmutter!" entgegnete Dorothea.

„So lange schon?" rief die Blinde und schien aufs Aeußerste betroffen. „Es ist mir, als wäre es erst gestern vor sich gegangen! Und warum bist du eigentlich hergekommen?"

„Weißt du das nicht, Großmutter? Ich sollte böhmisch lernen."

„Und . . ." rief die Blinde mit stürmisch hervorbrechender Gewalt, „warum hast du es nicht gelernt? Warum hast du es nicht gelernt?"

„Weil mich das Kind gebraucht hat, Großmutter!" lautete die einfache Antwort Dorothea's.

„Ja, das Kind, Jonathan's Kind!" rief Veile Oberländer, und ihre Stimme, die kurz zuvor so herausfordernd und scharf geklungen, war zu einer Milde herabgesunken, die für den Kenner ihres Leides nichts Ueberraschendes gehabt hätte. „Das Kind! Warum habe ich an Jonathan's Kind vergessen? Das ist ja doch die Hauptsache, und alles Andere ist klein und nichtsnutzig dagegen! Warum hast du mir das nicht gleich gesagt, Dorothea, mein liebes Mädchen? Gott soll dich nur gesund und stark lassen, Dorothea! Jonathan's Kind bleibt ja doch die Hauptsache!"

Dann begehrte sie zu trinken und zwar Wein; es müsse noch ein Rest davon übrig sein von der Flasche, die ihr neulich Jonathan geschickt habe.

„Wie mich das erlabt!" rief sie, nachdem sie einen herzhaften Schluck gethan hatte. „Ich möchte heute nichts als Wein trinken, nichts als Wein!" setzte sie übermüthig hinzu. „Wenn David Zweihand jetzt kommen möchte! Nur auf fünf Minuten! Da sollte er hören, was ich über seinen zu engen Rock mir denke . . . Wo habe ich nur meinen Kopf früher gehabt, daß ich mir ihn von seiner Schneiderweisheit so habe verwirren lassen? . . . Das Kind, Jonathan's Kind, bleibt ja doch die Hauptsache!"

In diesen dunklen Reden spiegelte sich eine Lustigkeit ab, die für Dorothea etwas Erschreckendes hatte.

In Folge des genossenen Trunkes hatte sich das Antlitz der Blinden leise geröthet und selbst in den lichtlosen Augenhöhlen schien sich ein Glanz zu sammeln, der entweder auf eine erhöhte Lebenskraft oder den Beginn jener geheimnißvollen Macht hinwies, die kurzweg Zerstörung heißt.

„Gieb mir noch einmal zu trinken, Dorothea!“ rief sie wieder. „Der Rock des Schneiders muß hinuntergeschwemmt werden, sonst erstick' ich noch dran!“

Dorothea widerstand aber diesem Begehren.

„Gut, Dorothea,“ lallte die Blinde, von Schlafenslust überwältigt, „schreib' dir's selber zu . . . wenn David Zweihand mit seinem Rock mir wieder erscheint . . . Ja, Jonathan's Kind, das ist die Hauptsache!“

Damit wendete sie sich auf die Seite, und als Dorothea sich zu ihr neigte, fand sie sie fest eingeschlafen.

Wer das Senkblei besäße, um daran die Tiefe dieses Schlafes zu messen!

Es währte nicht lange, so mochten sich Traumgewalten seiner bemächtigt haben, die selbst der starke Wein nicht zu bändigen im Stande war.

Zwischen den geschlossenen Lippen drängten sich einzelne Worte und Laute hervor, die, unverständlich für die sie bewachende Dorothea, offenbarten, daß ihr Seelenleben mit den Erinnerungen des Gesprächs, das sie vor kurzer Zeit geführt hatte, im wachen Zusammenhange stand.

„Ich will nicht,“ hörte sie Dorothea mit einer Art zorniger Entschlossenheit murmeln, „ich will nicht, daß sie Ruth oder Sarah heißt . . . Sie soll Dorothea weiter heißen . . . ich habe den Namen so lieb!“

Dann nach einer Weile, während welcher ihre aufgeregten Züge allmälig ihre Herbigkeit verloren, schien ihr Geist, wie von einer unsichtbaren Macht im Kreise herumgeführt, sich wieder einem längst vergessenen Ausgangspunkte zu nähern.

„Ich kann dir das Versprechen nicht halten, Bella, mein Kind . . . es kommt mir zu schwer an!“ ächzte sie ängstlich.

Später, nachdem sie etwa eine halbe Stunde in ruhigem

Schlummer gelegen und auch die Gewalt des süßen Weines nach und nach in sich erlosch, schienen sich auch ihre Vorstellungen in ein freundlicheres Gewand kleiden zu wollen.

„Um Jonathan's Kind muß man Alles thun ..." flüsterte sie, nur dem Ohre Dorothea's verständlich, vor sich hin. „Alles, Alles ..."

Dann, nach einer Unterbrechung von etlichen Minuten, kam sie wieder auf das zuletzt gehörte Gleichniß des Schneiders zurück.

Ihre Züge verdüsterten sich wieder und ihr Athem ging so schwer! Das hatte sie denn doch an der Wurzel ihrer Seele getroffen!

„Warum soll der Rock für Jonathan zu enge sein?" quoll es wieder voll Abscheu über die dünnen Lippen.

Dann schien sie wieder voll scheuer Zaghaftigkeit auf irgend eine Antwort zu harren. Und selbst in diesem Augenblicke war sie dem Grundtone ihres Wesens, ihrer spöttischen Schalkhaftigkeit nicht untreu geworden.

„Das ist die Wahrheit eines Schneidergehirns!" murmelte sie noch.

Das war ihr letztes Wort, gleichsam ein Wurf, den sie aus sicherer Stellung an den Kopf ihres unsichtbaren Gegners schleuderte, und das schien ihr wohl zu thun. Denn von nun an lächelte sie beständig ... freundlich und milde, als ob all ihr Harm und Gram von ihr wäre genommen worden, bis auch dieses Lächeln endlich in einem stundenlang anhaltenden Schlafe sich verlor.

Darüber verging der größte Theil des Nachmittags. —

Jonathan hatte das Kind nach der Kreisstadt genommen, und so hatte Dorothea keiner anderen Pflicht obzuliegen, als

den Schlaf der Blinden zu bewachen und ab und zu eine vordringliche Fliege von ihrem Antlitze zu verscheuchen.

Der Abend dunkelte bereits. Da erinnerte sich Dorothea, daß es ja heute Freitag sei. Geräuschlos breitete sie über den Tisch ein weißes Linnen aus und zündete zwei Kerzen an. Kaum hatte sie diese Zurüstungen getroffen, als Jonathan, den Knaben an der Hand haltend, in die Stube trat.

Sogleich wurde die Blinde munter.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief sie mit heller Stimme und richtete sich im Bette auf.

„Gut Schabbes, Veile!" wünschte er ihr.

Die Blinde schien von diesem Gruße eigenthümlich berührt.

„Wünschest du mir den wirklich und in Wahrheit?" fragte sie, ihre lichtlosen Augen auf ihn richtend.

„Wie redest du doch, Veile!" sagte Jonathan verwundert. „Und da habe ich dir auch mein Kind gebracht, damit du es benschest (segnest)."

„Willst du wirklich, ich soll dein Kind benschen?" rief sie wieder, während Jonathan und Dorothea sich erstaunte Blicke zuwarfen. Er hatte ihre Hände ergriffen und auf das Haupt des Knaben gelegt. Sie aber zog sie mit einer heftigen Bewegung zurück, als lägen dort brennende Kohlen. „Ich bensch' nicht eher das Kind," rief sie laut und mit großer Anstrengung, „als bis du mir Eines gesagt hast."

„Was willst du?" fragte er leise.

„Wie ist deine Tagsatzung ausgefallen, Jonathan?" rief sie mit fieberhafter Hast. „Hat dir dein Schuldner gezahlt?"

„Er hat gezahlt, Veile!" sagte Jonathan, um dieser kindischen Einmengung willen, die sich die alte Frau in seine Angelegenheiten gestattete, lächelnd.

„Und deine eigene Tagsatzung, Jonathan? Deine eigene," rief sie ferner, „wie steht es mit der?"

„Ich verstehe dich nicht, Veile!" sagte Jonathan stockend.

„Er versteht mich nicht!" rief die Blinde in schmerzlicher Aufgeregtheit. „Er versteht mich nicht! Da muß erst David Zweihand, der Schneider, kommen und muß mich darüber aufklären! Er versteht mich nicht! Warum versteht sich David Zweihand, der Schneider, darauf? Hat er mehr Kopf als du? Geht ihn die Sache mehr an als dich selbst? Aber er weiß dir schon an den Fingern abzuzählen, was du thun und was du nicht thun wirst. David Zweihand weiß Alles!"

„Jetzt versteh' ich dich, Veile!" sagte Jonathan langsam.

„Gott der Lebendige sei gelobt und gepriesen!" jauchzte die Blinde.

Es entstand in der Stube eine tiefe Stille.

„Warum drängst du mich so, Veile?" tönte es hierauf in schmerzlich gezogenen Lauten von den Lippen Jonathan's. „Weißt du nicht, was vorgegangen ist? Und weiß ich denn vor Allem . . . ob Dorothea schon fertig ist mit sich selbst?"

„O, du Gottsnarr!" rief Veile Oberländer in loderndem Zorne. „Was soll das heißen: Dorothea ist mit sich nicht fertig? Deswegen willst du dir das schönste Glück, was dir unverdientermaßen bescheert wird, verrauchen und verdunsten lassen? Deswegen allein? Was soll das bedeuten: Dorothea ist mit sich nicht fertig? . . . Was willst du denn von ihr? Soll sie sich vielleicht vorne an der Brust eine Tafel aufhängen und darauf steht geschrieben mit großen Buchstaben: ich bin fertig? Ich, Veile Oberländer, deine alte Freundin, sage dir: Sie ist fertig! Sie war es von dem Augenblicke an, wo sie sich deines Kindes angenommen hat; sie war mit sich fertig, wie sie darauf geachtet hat, daß dein Kind vor dem Schlafengehen

auf das „Schema Israel“ nicht vergesse; und sie war fertig mit und in sich selbst, als sie aus deinem Hause fortgegangen ist und auf ein paar Worte hin, die ich durch dich ihr habe schreiben lassen, wieder zurückgekommen ist, um eine alte, blinde und mürrische Frau zu pflegen und abzuwarten! Was willst du noch mehr, du Zweifler und Aufschieber?“

„Sie soll es selbst sagen!“ sprach Jonathan, dem die Rede der alten Frau das Blut zu Kopf getrieben hatte. „Ja, sie soll es selbst sagen, vor dir und mir . . . und dem Kinde!“ wiederholte er mit Nachdruck.

„O, wie wenig versteht sich so ein Mann auf sein Glück!“ rief die Blinde schmerzlich.

Sie hatte ihre Hände an sich gezogen, als wollte sie damit andeuten, daß das Kind auf die Begünstigung, von ihr gesegnet zu werden, vorläufig verzichten müsse.

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ rief sie nach einer Weile, „komm doch her zu mir! Sag' ihm doch, weil sein Kind grade hier ist, sag's ihm auf den Kopf dieses Kindes hin, damit er es einmal glaubt und nicht mehr irre wird: Bist du fertig oder bist du es nicht?“

„Ich bin es!“ sagte das Mädchen stille und beugte sich zu dem Antlitze der Blinden nieder.

„Du willst die Mutter dieses Knaben sein?“

„Ja, Großmutter!“ sagte sie kaum vernehmbar.

„Und willst diesem Manne angehören und willst in aller Treue thun, was er dich zu thun heißt, und willst niemals vergessen, daß um deinetwegen ein Bruder im Zorne fortgegangen ist?“ fragte die Blinde in steigender Erregtheit.

„Ja, Großmutter!“ flüsterte das Mädchen.

„Hast du sie gehört, Jonathan, mein Sohn?“ fragte die Blinde. „Hast du es jetzt aus ihrem eigenen Munde gehört?“

„Dann Veile," rief Jonathan, und durch seine Stimme bebte eine freudig ernste Ergriffenheit, „dann will ich dir, als der Stellvertreterin meiner Mutter, sagen, was ich zu thun gedenke ... Es bleibt uns, nachdem ich meinen und Dorothea's Gemüthszustand geprüft habe ... es bleibt für uns Beide nur Eines übrig: Wir werden von dem neuen Gesetze Gebrauch machen, Veile! Oben auf dem Rathhause vor dem Bürgermeister werden wir unsere Hochzeit halten ... Es bleibt nichts Anderes übrig."

„David Zweihand's enger Rock!" flüsterte die Blinde mit zuckenden Lippen.

Dann ließ sie ächzend ihren Kopf in das Kissen zurücksinken.

„Was willst du damit sagen, Veile?" rief Jonathan erschreckt.

„Hör' mich nicht, Jonathan," bat sie mit erlöschender Stimme, „hör' mich nicht! Ich habe ja nichts gesagt!"

„Beunruhigt dich das, Veile?" fragte Jonathan.

Sie antwortete aber nicht; ihr Athem ging schwer wie der einer Sterbenden; im Scheine der beiden Kerzen, der vom Tische aus auf ihr Gesicht fiel, hatten ihre Züge einen leichenhaft fahlen Charakter angenommen.

„Großmutter!" rief ihr Dorothea voll Entsetzen zu.

Doch auch dieser letzte Anfall schien an der unverwüstlichen Lebenskraft der alten Frau umsonst gerüttelt zu haben; auch jetzt hatte das Senkblei den Grund dieser Seele nicht berührt.

„Es ist schon wieder vorüber ..." sagte sie schwach. „Es war nur mein alter Krampf, der immer kommt, wenn ich ihn grade nicht brauche. Und zuletzt, was geht mich David's enger Rock an! Was haben wir mit ihm zu schaffen? Uns ist er

doch nicht zu enge . . . wir bleiben doch dieselben, die wir sind und waren und sein werden!"

Dann lag sie eine geraume Weile still und regungslos da, die Ruhe des errungenen Sieges in jedem Zuge ihres Antlitzes.

Endlich sagte sie:

„Jonathan, leg' mir doch die Hände auf den Kopf deines Knaben, jetzt will ich ihn benschen."

Ihre Lippen bewegten sich wohl, aber keiner vernahm, was sie sprachen.

XXV.

Dorothea.

Fertig in sich! Welch ein stolzes und erhebendes Wort!

Weißt du noch, was der schwarze Vogel dem weißen Kameraden zurief, als sie Beide auf dem Fenstersimse jenes Saales saßen, in welchem die Gesetze und auch jenes neue Gesetz gemacht wurden.

Es war das ein wundersam eigenartiges Gesetz, das seinen Urhebern und Vertheidigern die höchsten Ehren und Lobsprüche einbrachte, wie sie nur Spitzfindigkeit und Scharfsinn verdienen. Sie hatten züwege gebracht, was noch Keinem von ihnen gelungen war. Hüben steht der uralte Dom der Kirche, deren Grundstein der Mann mit der dreifachen Krone in Rom bewacht, und drüben wirft die einsam schlichte Synagoge ihren Schatten über die Straße. Nicht weit davon thut das stille Bethaus des Wittenberger Mönches seine Pforten auf. Und sie hatten nach Nächten und Tagen mühevollen Ringens und

nachdem sie all ihre Geisteskraft wie auf ein einziges Loos gestellt hatten, das Mittel gefunden, wie man mitten durch die enge Straße schreiten kann, unbeirrt und „gesetzlich", und doch nicht in den Schatten der drei Gebäude tritt. Blank und glatt wie ein junges Ei hatte sich das Gesetz aus seiner Hülse losgeschält — und es war ein gutes, freundliches Gesetz, ähnlich jener Sorte von Menschen mit glatten Wangen und lächelndem Munde, die nicht ruhig schlafen können, wenn sie ihrem Nebenmenschen ein kleines Weh bereitet zu haben glauben.

Mit der unschuldigsten Miene sagte es den Leuten ungefähr dasselbe, was David Zweihand, der Schneider, in seiner Sprache so verständlich ausgedrückt hatte:

„Zieht den engen Rock aus! . . . Wir wissen für Euch keinen besseren Rath!"

Und damit waren sie nach Hause gegangen, ihres Tagewerkes froh . . . und das weiße Vöglein muß seitdem warten und warten, bis auf bessere Zeiten! —

Der „enge Rock" ward übrigens rascher ausgezogen, als man nach der Vorgeschichte dieses neuen Gesetzes hätte annehmen sollen.

Jonathan war an einem der nächsten Tage nach der nahen Kreisstadt gegangen und hatte mit seinem dortigen Advokaten alles auf den „dritten Weg" Bezügliche in Ordnung gebracht. Auch der Mann der Gesetzesauslegung war, sobald er die ganze Sache mit seinen schärfsten Augengläsern überschaut und geprüft, in der günstigen Lage, sagen zu können:

„Mit dieser Angelegenheit bin ich in drei, höchstens vier Wochen fertig."

Sie bot ihm gar keine Schwierigkeit; die „Sache" war nach seiner Ansicht glatt, und wenn ja ein Steinchen in Gestalt eines Hindernisses sich einmengen sollte, so sei er der Mann

dafür, es aus dem Wege zu schaffen. Man solle nur keine Furcht hegen; schon des „Prinzips“ wegen, das jetzt seines Wissens zum ersten Male hier in Anwendung komme, sei er bereit, alle seine Kräfte daran zu setzen, um demselben sobald als möglich zum Siege zu verhelfen. Uebrigens beglückwünschte er mit wahrhaft überströmender Beredtsamkeit seinen Klienten, daß er den Muth gehabt habe, der Erste in dieser Gegend, mit den hergebrachten „Traditionen“ zu brechen, wofür allein ihm schon der Dank aller „Aufgeklärten“ gebühre.

Auf diesen Glückwunsch hatte Jonathan nur ein trübes Lächeln zur Antwort.

Um des „Prinzips“ willen! Wenn er dem Manne des Gesetzes nur darzuthun vermocht hätte, wie dieses „Prinzip“ ihm erschien! Aber er fand kein Wort dafür, und so schied er, von dem Advokaten mit der freundlichen Zusicherung getröstet, die wie ein Angebinde ihn auf dem Heimwege begleiten sollte, „von ihm aus werde die Sache Jonathan's keinen Aufschub erleiden, von ihm aus sei Alles so gut wie fertig.“

Und in der That, zur bestimmten Zeit war Alles fertig, das Gesetz und der Advokat — und was die Hauptpersonen betrifft, so hatten sie ja selbst gesagt: „Wir sind in und mit uns fertig!“ Hatten sie diese Erklärung nicht feierlichst zu Protokoll gegeben? War diese Erklärung nicht unter Fascikel so und so viel und unter Zahl so und so viel einregistrirt worden?

Der Advokat war kein Prahler gewesen; denn ehe noch weitere drei Wochen ins Land kamen, war an der schwarzen Tafel des Rathhauses ein „Ehe-Aufgebot“ zu lesen, wonach Jonathan und Dorothea — unter genauer Bezeichnung ihrer Geburt, Herkunft und sonstiger Erfordernisse an dem und dem Tage auf Grund des neuen Gesetzes vom so und so vielten

Tage und Monate des Jahres und in Befolgung des so und so vielten Paragraphen desselben vor dem unterzeichneten Bürgermeister, als der „politischen" Behörde, in den Bund der Ehe treten würden. Und damit es nicht etwa das Aussehen habe, als hätte nicht auch der Bürgermeister das Seinige gethan, um zur bestimmten Zeit mit seiner Aufgabe „fertig" zu werden, hatte er seinem Namenszuge eine so gewaltige Tintenfluth beigemengt, daß sie schon in der Ferne wie ein verkleinertes „Schwarzes Meer" sich ausnahm.

Solch ein neues Gesetz ist übrigens ein vortrefflicher Bildner und Erzieher der Menschheit. Die Wenigsten hatten bis dahin eine Ahnung davon gehabt, daß es Verhältnisse giebt, die die Zuflucht zu den neuen Anordnungen von selbst hervorriefen. Sie hatten sich diese Verhältnisse unwandelbar und von unvergänglicher Dauer gedacht. Das Eine steht hier und das Andere steht dort, und zwischen Beiden fließt seit undenklichen Zeiten ein breiter Strom. Wer hat ihn hierher gesetzt? Woher kommt die Welle, die ihn benetzt? Das wußten sie so wenig, daß sie annehmen mußten, die Natur selbst habe aus Abneigung gegen ihr eigenes Werk diese Scheidung festgestellt.

Nun aber sahen sie mit einer Art dumpfen Erstaunens, wie sich über diesen Strom mit einem Male ein Nothsteg baute, schmal und schwankend zwar, aber bei einigem Muthe doch zu betreten. Und der Steg war kein Luftgebilde. Hie und da hatten ihn schon Einige betreten . . .

Es ging eine tiefe Verstimmung durch die Welt und in den verschiedensten Tonarten brauste der Groll auf.

Es gab also zu allen Zeiten ein Mittel, um über den Strom zu kommen? Warum dann nur diesen schwächlichen Nothsteg? Warum überbrückt ihr diesen Strom nicht von

allen Punkten, wo es nur immer angeht? Warum setzt ihr das Werk der Lüge und Täuschung fort? . . .

Aber auch geballte Fäuste erhoben sich gegen den schwanken ärmlichen Steg.

Von Ewigkeit her, lärmten sie, ist der Strom gesetzt und bis an die Grenzen der Ewigkeit muß die Fluth ihn ausfüllen! Wehe Denen, die den Versuch gewagt haben! Schon braust der Sturm heran, der sie und ihr Lügenwerk in den Wellen begräbt! . . .

Um in unserem Gleichnisse fortzufahren: der Rath, den der Advokat ertheilt hatte, führte unstreitig am rascheſten ans Ziel. Hand in Hand sollten Jonathan und Dorothea den schmalen Nothsteg betreten, und er ward auch befolgt. Sie hatten sich Beide „konfessionslos“ erklärt.

Wenn man David Zweihand, den Schneider, reden hörte, so hatte er für diese Wendung eigentlich kein Verständniß. Jetzt, wo er sozusagen die Nähte seines „engen Rockes“ in der Nähe betrachten konnte, gerieth er in völlige Verwirrung und wußte sich nicht zu helfen. Was heißt das, aus der Gemeinschaft der „Gasse“ treten? Ihr nicht mehr angehören? Zu ihren Bedürfnissen nichts beitragen und fern von ihr auf einem vereinsamten Platze stehen? Im Grunde hatte er sich die ganze Sache doch anders vorgestellt. Er war, wie er sich auch drehte und wendete, nicht im Stande, sich einen klaren Begriff von dem, was Jonathan eigentlich jetzt „vorstelle“, zu gestalten.

„Kann ein Mensch mit seinen Füßen in der Luft gehen?“ fragte er sich und Andere. „Die Füße gehören auf die Erde! Wie will er aber gehen, wenn er nicht zu uns und nicht zu Jenen sich mehr zählt? Ich verstehe mich auf Jonathan nicht!“

Aber selbst Jaroslaw Patek, der Schmied, schien aus einer gewissen Befangenheit nicht herausgelangen zu können.

Als Jonathan eines Tages vor die Werkstätte gekommen war, lüpfte er kaum die Mütze und erwiderte auch nicht den Gruß, den ihm Jonathan entbot.

„Ich habe eine Bitte an dich, Jaroslaw", sagte Jonathan. „Du sollst nächstens mein Zeuge auf dem Rathhause sein!"

„Ich? Warum gerade ich?" rief der Schmied mit finsterer Miene.

„Weil ich dich dabei haben muß," sagte Jonathan mit Wärme, „und weil du der Einzige bist, den auch meine Dorothea dabei haben möchte, denn eigentlich habe ich sie ja dir zu verdanken."

„Das hat seine Richtigkeit, Bruder!" meinte der Schmied trotzig. „Das Mädchen hat nicht böhmisch lernen wollen und ich wieder habe nicht den Muth gehabt, sie dazu zu zwingen. Das war Alles! Aber auch du hättest sie nicht zwingen sollen! Das thut nicht gut, Bruder, das thut nicht gut!"

„Wer hat dir gesagt, Jaroslaw, daß ich sie zwinge?" sagte Jonathan. „Frag' Dorothea, ob ich ihr nicht volle Freiheit gelassen habe."

Der Schmied hatte aber für eine Weile nur ein düsteres Schweigen zur Antwort.

„Es ist das grade wie mit unserem Volke!" brach es hierauf stürmisch aus ihm hervor. „Der Deutsche sagt auch: „Willst du nicht zu mir kommen? Ich habe ja nur Gutes und Schönes für dich in Bereitschaft!" In die Hölle hinein mit diesem Guten und Schönen! Was hat unser Volk davon? Daß es sich langsam verblutet und stückweise zu Grunde geht!"

„Spricht so der Mann, der diese blutige Schramme auf der Schläfe für mich eingetauscht hat?" fragte Jonathan.

Das ehrliche Gemüth des Schmiedes vermochte dieser einfachen Frage gegenüber nicht Stand zu halten. In seinem be-

wölkten Antlitze brach etwas hervor, das auf ein nahendes Licht hindeutete. Er schaute voll und treu zu Jonathan auf.

„Du hast Recht, Bruder!" sagte er mit seiner ganzen Mannhaftigkeit. „Ich kann mich nur an den Gedanken nicht gewöhnen . . . es reißt etwas an meinen Eingeweiden, und das ist der Neid! Wieder haben die Deutschen das neue Gesetz gemacht und wir sind nicht dabei gewesen. Warum ist das nicht unserem Volke beschieden gewesen? Sind wir blos da, um das Haus anzuzünden? . . . Es geht aber Jeder und Jedes den Weg, der ihm vorgezeichnet ist . . ."

„Wirst du kommen, Jaroslaw?" fragte Jonathan, indem er dem Schmiede die Hand hinhielt.

„Ja," sagte der Schmied, herzhaft einschlagend, „ich will dein Zeuge sein!" —

War es aber nicht seltsam, daß grade diejenige, die ihren Jonathan zur „Tagsatzung" gedrängt hatte, seitdem auch nicht mit dem kleinsten Worte Aufklärung und Verständigung von ihm verlangte?

Als Jonathan ihr nach einer seiner Fahrten nach der Kreisstadt gemeldet hatte: „Veile, die Sache ist fertig!" hatte sie darauf gesagt:

„Es ist recht so, Jonathan, mein Sohn! — Du kannst gar nicht wissen, wie federleicht mir jetzt zu Muthe ist! Ich habe jetzt ein doppeltes Gefühl in mir und weiß nicht, wie ich damit auskommen soll. Einerseits wäre es mir ganz lieb, wenn ich die halbe Welt an mein Bett berufen könnte! Wie möchte ich mich da mit Jedem ausreden, bis ich genug hätte! Auf der anderen Seite meine ich, ich bin mir selbst zu viel. Nur Einen Menschen laß nicht vor mein Gesicht kommen, und das ist David Zweihand, der Schneider Wenn ich an ihn denke,

so verspür ich einen Geruch in meiner Nase, als hätte Einer ein heißes Bügeleisen auf Tuch gestellt."

Seitdem hatte sie geschwiegen, und so tief hüllte sie sich in diese Schweigsamkeit ein, daß sie wirklich nichts sah und nichts hörte, was unmittelbar in ihrer kleinen Stube und an ihrem Bette vorging.

Das Alles änderte sich aber wie mit Einem Schlage, als der Vortag des 25. August gekommen war, an welchem Tage das Brautpaar vor dem Bürgermeister auf dem Rathhause zu erscheinen hatte. Die Blinde hatte den Tag nicht vergessen.

„Dorothea," sagte sie gleich am frühen Morgen nach dem Frühstück, „du mußt dich heute ein „Bissele" um mich umsehen und bekümmern, denn morgen wird dir die Zeit dazu fehlen. Denn so eine Braut ist wie jene Riesin in der alten Geschichte: die hat Alles für sich allein aufgegessen und den Anderen nichts übrig gelassen."

Sie konnte allerdings das trübe Lächeln des Mädchens nicht gewahr werden.

„Was soll ich thun, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Was du thun sollst, Dorothea?" fragte die Blinde in aufgeräumter Stimmung zurück. „Meine Festtagshaube, die mit den rothen Bändern, sollst du mir herrichten, und besonders der obersten Masche sollst du einen Schwung geben, daß sie aussieht wie ein Federbusch auf dem Helme eines Generals, denn morgen möchte ich grade so schön sein, wie du!"

„Bin ich denn schön, Großmutter?" meinte Dorothea.

Aber die Blinde hörte nicht den traurigen Klang, der diese Frage durchzitterte.

„Fragst du mich das," rief Veile Oberländer, mit einem Male zu ihrer alten Herbigkeit zurückkehrend, „weil du es überhaupt wissen willst, oder fragst du mich um Jonathan's

wegen? . . . Ich habe dich zwar mit diesen meinen Augen noch nicht gesehen, aber ich meine doch, du bist die Schönste, die mir noch vorgekommen ist. Möchte er dich sonst nehmen?"

„Großmutter," sagte das Mädchen, an das Bett der Blinden tretend, mit tonloser stockender Stimme, „du bist der beste Mensch unter Gottes Sonne! Wenn ich dir nur sagen könnte, wie ich mich vor dem morgigen Tage fürchte! . . . Es liegt mir etwas auf der Seele und ich kann es nicht aussprechen!"

„Geh', geh'," meinte Veile Oberländer mit jenem seltsamen Lächeln, das altgewordenen Frauen in derartigen Fällen so leicht zu Gebote steht, „so haben noch Alle einen Tag vor dem Morgen gesprochen, du machst auch keine Ausnahme . . . Das liegt so in der Menschennatur, Dorothea! Wenn man sie recht betrachtet, ist sie nur aus zwei Theilen zusammengesetzt: aus Furcht vor der Freude und aus Freude an der Furcht! Meinst du, es ist mir einmal anders ergangen? Ich habe mich auch gefürchtet, und doch war mein seliger Mann ein so guter und braver Mensch wie dein Jonathan!"

„O, Großmutter," sagte das Mädchen leise, „das ist es nicht. Ich bin so allein."

„Du denkst an deine Mutter, die morgen nicht dabei sein wird?" meinte die Blinde.

„Sie ist schon lange todt!"

„Ich weiß, ich weiß," sagte die Blinde nachdenklich; „indessen, du mußt dir keine besonderen Gedanken von Traurigkeit machen."

Aber mit dem Tone tödtlicher Angst schrie das Mädchen:

„Das ist es nicht, Großmutter! Ich kann nur die schreckliche Furcht nicht losbekommen! Wenn ich dir nur sagen könnte, wie es in mir aussieht . . . Du möchtest mich von dir treiben wie . . ."

„Dorothea, mein liebes Mädchen," rief die Blinde erschrocken, „ist denn das Ernst, was aus dir spricht?"

Und da Dorothea nicht antwortete, fuhr sie, weil sie sich selbst nicht gestehen wollte, wie tief sie der Angstruf Dorothea's getroffen hatte, leichthin wie in spielendem Scherze fort:

„Man darf nichts übertreiben, Dorothea! Wie steht es übrigens um deinen „Anzug" für den morgigen Tag? Du mußt dich so schön machen, daß Allen die Augen übergehen, und daß sie dich beneiden!"

„Warum soll man mich beneiden?" fragte das Mädchen.

„Und dann", fuhr Veile Oberländer fort, „ein Mann sieht es immer gerne, wenn seine Braut am Hochzeitstage angestaunt wird."

„Ist das ein Hochzeitstag?" entrang es sich wieder den bleichen Lippen des Mädchens.

„Hat er dir für den morgigen Tag etwas verehrt?" fragte die Blinde nach einer Weile. „Ich meine etwas, was dich schmückt und dich glänzen macht? Das will ja so die Sitte."

„Nein, Großmutter."

„Wie kommt das?" rief Veile nachdenklich.

„Jonathan hat neulich gesagt," meinte Dorothea lauter als bisher, „wie darauf die Rede gekommen ist, ich soll auf das Rathhaus so kommen, wie ich geh' und stehe."

„Wie du gehst und stehst?" rief die Blinde aufhorchend. „Hat er dir das wirklich gesagt?"

„Ja, Großmutter."

„Und nichts, gar nichts hat er dir gegeben?" forschte die Blinde weiter. „Nicht einmal etwas von Gold?"

„Nichts, Großmutter! Warum fragst du so?"

Veile Oberländer stützte ihren Kopf in die Fläche ihrer Hand.

„Ich versteh' mich nicht auf ihn!" sprach sie vor sich hin. „Geht da etwas vor, was ich nicht errathen kann? Er muß doch einen Grund dafür haben!"

Sie schien aber fest entschlossen zu sein, weder für heute, noch für den morgigen Tag einen unliebsamen Gedanken in dem Mädchen aufkommen zu lassen, und so sagte sie nach einer Pause nachdenklichen Hinbrütens fast im Tone eines linden Trostes:

„Er wird es dir ersetzen, Dorothea, mein liebes Mädchen, hundert- und tausendfach wird er es dir ersetzen! Dafür kenne ich ja meinen Jonathan! Er hat dich ja über die Maßen lieb! Wenn er es jetzt dennoch nicht thut, so muß er dafür einen Grund haben. Denn ohne Grund geht mein Jonathan nicht vor. Vielleicht . . . vielleicht will er dich nicht beschämen, weil du von Haus aus ein arm geborenes Mädchen bist. Oder es ist vielmehr eine kleine Eitelkeit dabei. Er denkt sich vielleicht: Wenn ich ihr Gold und Geschmeide aller Art anhänge, so meinen vielleicht die Leute, sie hat mich dessentwillen genommen. Das hat er dir und sich ersparen wollen."

„Es ist so, Großmutter!" sagte Dorothea und trat dann schnell vom Bette der Blinden an das Fenster hin.

Dort stand sie, eine lange Weile, die Hände kummervoll gerungen, mit gesenktem Kopfe und um die geschlossenen Lippen jenen Zug eines starren Schmerzes, der auf nichts Gutes deutet. —

Wie das im menschlichen Gemüthe so auf- und abwogt und ebbt! Dieselben Hände, die kurz zuvor in dumpfer Verzweiflung gerungen waren, arbeiteten nun fleißig und emsig mit Nadel und Scheere an dem Flimmer eines rothen Bandes und ruhten nicht eher, als bis es in Gestalt einer wunder-

prächtigen Masche auf der Haube einer blinden Frau auferstand.

Da läutete die Mittagsglocke. Sie legte die fertige Arbeit aus der Hand; mit vorgebogenem Leibe lauschte sie den Klängen, die voll und rein in die kleine Stube drangen. Dann öffnete sie das Fenster.

„Warum thust du das, Dorothea?“ rief die Blinde, von dem frischen Luftzuge berührt.

„Ich will die Glocke besser hören!“ gab Dorothea zur Antwort und schloß wieder das Fenster.

„Merkwürdig,“ meinte die Blinde, „als wenn du sie heute zum ersten und letzten Male hören möchtest!“

Dorothea aber lauschte und lauschte . . . der letzte Schlag war längst verklungen und sie saß noch immer, durch das Fenster starrend, vielleicht den Klängen horchend und dem, was sie zu ihr mit geheimnißvoller Macht sprachen. —

Am Nachmittage kam das Kind.

„Dorothea,“ rief der Knabe überlaut, als er in die Stube trat, „ist es wahr, daß ich dich von morgen an nicht mehr Dorothea heißen darf?“

„Wie sollst du mich denn nennen?“

„Mutter!“

„Wer hat dir das gesagt?“ fragte sie in jenem Tone, der weder von Lust, noch von Traurigkeit etwas an sich hatte.

„Der Schmied,“ sagte der Knabe.

„Der Schmied?“ wiederholte Dorothea gedehnt. „Wie kann der Schmied das wissen?“

„Dorothea,“ rief die Blinde, die das Gespräch zwischen den Beiden angehört hatte, „ich versteh' mich auf dich nicht mehr. Warum willst du dem Kinde etwas ausreden, was morgen doch eine Wahrheit sein wird? Was soll das heißen

und warum soll der Schmied nicht etwas wissen, was die halbe Welt schon seit Wochen weiß?"

„Der Schmied weiß nichts!" entgegnete das Mädchen mit überquellender Heftigkeit. „Ich habe es ihm nicht gesagt."

„Närrchen," rief die Blinde, „die Leute wissen mehr als du! Warum wunderst du dich lieber nicht über etwas Anderes, Dorothea? Wenn mich nämlich Jonathan gefragt hätte, hätte ich ihm den Rath gegeben, das Kind auf zwei oder drei Tage fortzuschicken, bis . . . bis deine Hochzeit vorüber ist. Aber in der heutigen Zeit hört man ja auf uns Alten nicht mehr!"

„Das Kind fortschicken!" rief dagegen Dorothea. „Warum fortschicken, Großmutter?"

„Dir muß man auch den Grund von Allem sagen," meinte die Blinde mit bedeutsamem Mienenspiele. „Weil es so Sitte bei uns ist, Dorothea, und weil man die frühere Frau nicht kränken will!"

„Das Kind darf nicht fortgeschickt werden, ich gebe es nicht zu!" sagte Dorothea in großer Erregtheit. „Ich lasse das Kind nicht von mir!" schrie sie, indem sie den Knaben umfaßte und an sich zog. „Was möchte seine Mutter dazu sagen?"

„Du hast wieder Gottes Recht," sagte Veile Oberländer, die wohl noch immer den Aufschrei Dorothea's der eigenthümlichen Stimmung einer jungen Braut zuschreiben mochte, schnell einlenkend. „Ich hätte dir da bald einen schlechten Rath gegeben. Warum soll man das Kind auch fortschicken? Ob es sich schickt oder nicht schickt — sie wäre am meisten gekränkt, wenn man ihr Kind gleichsam aus dem Wege weisen möchte."

Darauf wurde Dorothea, was vielleicht jeden Anderen, nur nicht die alte blinde Frau in ihrer Festtagsstimmung,

unheimlich berührt hätte, wieder ganz frohen übermüthigen Sinnes.

Niemals, seitdem das Mädchen bei ihr war, hatte Veile Oberländer ein solches Gekicher und Gelächter in ihrer Behausung gehört. Niemals war Dorothea auf die Fragen des Kindes mit solch herzlicher Lieblichkeit eingegangen, als grade heute; niemals klang ihre Stimme so rein und klar vor den blinden Augen der alten Frau als in dieser Stunde! Aus dem Kelche dieser zwei jungen Seelen stieg ein Duft zum Himmel auf, als hätte er sich zum ersten Male aufgethan!

Veile Oberländer fühlte sich davon wie berauscht.

„Sie ist noch tausendmal besser, als ich sie mir gedacht habe! Es hält Keine den Vergleich mit ihr aus. Und weil ich das weiß, hätte ich meinen Mund verschließen sollen? Kann ich etwas dafür, daß Gott grade sie auf meinen Weg geschickt hat? Jetzt sollen sie sagen und reden, was sie wollen! Ich hab' doch keine Sünde begangen! Und wenn selbst der oberste Richter und König (gelobt sei Er!) mich einmal fragen sollte: „Veile, warum hast du dich so gewandelt? Warum bist du dir untreu geworden?" so sag' ich ihm freimüthig: „Warum hast du mir eben diese Dorothea auf den Weg gestellt? Hab' ich sie aufgesucht? Frag' dich vielmehr selbst." Ich wette darauf, er kann mir gar nichts darauf erwidern."

So klang das stille Selbstgespräch dieser alten Frau. So schwer rang sich ihr Gemüth, obwohl es in dieser Stunde von Lust und Freude himmelhoch getragen ward, durch die dunkeln Strömungen, die über jeder echten Seele hinziehen.

In dieser Einen Stunde sah Veile Oberländer wie in einem Gesichte die letzten und dunkelsten Fragen der Menschheit an sich vorüberziehen. Sie erschrak nicht vor dem blendenden Glanze, der von ihnen ausging, und wovor jede andere

Wimper sich zaghaft gesenkt hätte, das grade machte sie immer höher und freudiger aufblicken, denn sie war ein starkgemuthes Weib und ihre Augen vertrugen Licht und Helligkeit.

Das Kind wollte sich heute von Dorothea gar nicht trennen; denn immer aufs Neue in fast unerschöpflicher Fülle ersann sie frische Spiele und Späße und Geschichten, mit denen jede Andere Tage und Wochen ausgefüllt hätte. Sie streute das Alles mit verschwenderischer Hast aus, als ob es kein Morgen, als ob es nur ein Heute gäbe.

Als der Knabe sich entfernen wollte, rief ihn die Blinde nochmals an das Bett.

„Wie hat dir der Schmied gesagt,“ fragte sie ihn, „daß du von morgen an deine Dorothea nennen sollst?“

„Mutter!“ rief der Knabe und lachte übermüthig.

„Warum lachst du?“ sagte Veile Oberländer streng. „Was kommt dir daran wie ein Spaß vor?“

„Weil Henoch Zweihand, des Schneiders ältester Knabe, mir heute gesagt hat, Dorothea kann gar nicht meine rechte Mutter werden, weil . . .“

Aber die Blinde unterbrach ihn mit unüberlegter Heftigkeit.

„Warum hältst du dich,“ rief sie in den schärfsten Lauten ihrer üblen Laune, „an das, was dir der Sohn eines Schneiders sagt? Heißt das geredet, was eines Schneiders Kind redet? Das ist so viel wie gar nichts. Was dir aber so ein Schmied sagt, der einen großen Hammer in der Hand hält, das ist das Rechte und auf ihn mußt Du achten!“

„Komm, Mutter . . . Dorothea!“ rief das Kind in einer Anwandlung kecken Muthwillens, das sich selbst vor der strengen Rede der Blinden nicht verschüchtern ließ, und lustig tollend zog er Dorothea zur Stube hinaus.

„Bleib' nicht lange aus, Dorothea!" tönte noch die Mahnung Veile's hinter Beiden.

Nein! sie will dem Knaben blos bis an den Steg, der über den Bach führt, das Geleite geben; an der Gartenthüre will sie umkehren. Vorgestern ist ein kleiner Wolkenbruch niedergegangen, das Wasser war über die schwanken Balken hinübergeschossen. Wie leicht läßt sich das Kind, wenn sie es allein läßt, verleiten, den nassen Steg zu betreten! Nein, sie darf den Knaben in seiner übermüthigen Stimmung keinen Augenblick verlassen, bis sie ihn im Garten geborgen weiß... grade heute darf sie ihn nicht verlassen. Wenn sein Fuß ausgleiten würde! . . .

Behutsam, als wäre sie für jeden falschen Tritt verantwortlich, führt sie den noch immer aufgeräumten Knaben an der Hand; dort ist der Steg, da ist die Gartenthüre . . .

Sie will dem Kinde noch etwas sagen, etwas sehr Wichtiges, was ihr während des ganzen Weges auf den Lippen saß; aber sie hat es vergessen . . .

„Gute Nacht, Mutter!" ruft das Kind lachend und ist durch die Gartenthüre verschwunden, die es hinter sich in das Schloß wirft.

Ihre Füße sind aber an den Boden wie festgebannt; drüben im Garten rauschen die Bäume so bekannt uud sie hört noch, wie der Knabe in lustigen Sprüngen über die Gehwege läuft. Sie steht sinnend vor der geschlossenen Thüre.

Warum ist sie mit dem Knaben nicht in den Garten gegangen? Was verwehrt ihr, frei und offen, am Fabriksgebäude vorbei, schon heute in das Haus zu gehen? Morgen um dieselbe Stunde gehört ja Alles ihr . . . die Bäume, und Jonathan, und das Kind und Alles, Alles, was in den Bereich ihres Auges fällt! Sie waltet dann an jener Stelle als Herrin,

als Mutter und Gattin, da, wo sie einst als verweintes Kind aufgenommen ward. . .

An den Bäumen ist kein Ast, an den sie nicht ein Anrecht hat, und in dem Herzen Jonathan's keine Regung, die ihr geheim bleibt, und das Kind gehört ihnen Beiden und ist vor Gott und Menschen ihr geheiligtes Eigenthum. . .

Warum folgt sie nicht dem Zuge dieses Gedankens, der sie aufschauern macht in allen Fibern ihrer Seele?

Sie vermag sich von der Thüre nicht zu entfernen, all ihr Sinnen geht in dem Rauschen der Bäume verloren . . . durch die reine Abendluft kommt ein fernes Geräusch an ihr Ohr getragen; es ist das Klappern von Webstühlen, die noch in so später Stunde nicht zur Ruhe gelangen können. Die Arbeit hat sich gehäuft, die goldene Rispe aus dem ungarischen Niederlande hat Wahrheit verkündigt. Selbst heute kann Jonathan seinem Geschäfte keinen freien Augenblick abgewinnen . . . Und morgen ist Hochzeit auf dem Rathhause! Die Welt geht also unbeirrt ihre Wege, wie droben in der Fabrik die Maschine. Keine Hand erhebt sich wider sie . . . das Alles zu wissen, klar, deutlich und bestimmt! Das ist kein Wahn und keine Täuschung, das ist wie eine verbriefte Urkunde, weit über alles Leben hinaus die Bestätigung und den Bestand in sich tragend . . .

Aber da quillt aus der Tiefe ihres traumverlorenen Sinnes ein bitterer Tropfen auf! . . . Es ist ja Alles vergebens!

Es ist der alte, wohlgekannte Tropfen, der den Kelch der Menschheit von jeher vergällt hat.

Wenn ihr die Fluthen des Oceans über ihn ausschüttet, sein Inhalt verdunstet nicht, denn er ist älter als das Meer!

Drüben, hart am Bache, steht ein altes verfallenes Haus; das Wasser bespült die eine Grundmauer. Dort wohnt die

kranke Briefbotin, die alte „Bartonka", deren einziger Sohn, der blödsinnige Bursche, ihr heute Morgens gesagt hat, die Mutter liege im Sterben und er wolle sie „versehen" lassen.

War die Frau gestorben, ehe sie die Gnadenspende der Kirche erhalten hatte?

Warum fällt dieser Gedanke grade jetzt brennend heiß auf die Seele Dorothea's? Warum hat sie das den ganzen übrigen Tag vergessen?

Eine unabweisbare Gewalt drängt sie über den Steg... sie muß erfahren, wie die Briefbotin gestorben ist . . .

Aber schon tritt ihr die Gewißheit entgegen. Aus dem Hause der Briefbotin kommen zwei Männer geschritten; sie kennt sie Beide. Der Eine, der voran geht und beim Verlassen des Hauses ein kleines Glöckchen in der Hand schwingt, ist der Meßner der Kirche; der Andere, der hinter ihm barhäuptig einhergeht, ist der junge Geistliche!

Er trägt in beiden Händen die goldstrahlende Monstranz, die den Leib des Herrn birgt; das weiße Chorhemd glänzt durch den dunkelnden Abend.

Jetzt kommen sie über den Steg . . . . in der nächsten Minute werden sie an ihr vorüberschreiten.

Dorothea hatte sich auf die Knie geworfen, sich fromm bekreuzigend.

Es war der junge Priester aus der deutschen Gegend und er mochte Dorothea sogleich erkannt haben. Denn während der Meßner, wie es seines Amtes ist, gleichgültig vor sich hinsehend, an ihr vorbeischritt, blieb er vor ihr stehen. Er war ihr so nahe, daß sie den Saum seiner Soutane hätte küssen können.

Sie schaute voll Demuth zu ihm auf. Er aber streckte die goldstrahlende Monstranz weit von sich, als wolle er damit an-

deuten, sie habe keinen Theil an der höchsten Gnadenspende seiner Kirche, und mit der anderen Hand winkte er ihr gebieterisch, sie möge sich erheben und fortgehen. Dabei war sein Antlitz finster und drohend, seine Lippen schienen nur mühsam zornige Worte zurückzuhalten . . .

Jetzt ist Alles vorbei!

Dorothea richtete sich wieder auf. Sie fühlte einen stechenden Schmerz in den Knien, als hätte sie lange Stunden auf dem Boden gelegen. Das ist Alles, was sie nach dem Weggange des jungen Priesters bewußt empfindet. Dann ermannt sie sich allmälig. Da ist der Steg und unter ihm läuft das klare kalte Wasser des Baches; dort ist die Gartenthüre, in die sie soeben Jonathan's Kind hat eintreten lassen . . . und drüben über dem Stege ist das Häuschen der alten Briefbotin, die grade zuvor gestorben ist. Zwei Männer sind aus dem Hause gekommen, und der Eine von den beiden, der mit dem düstern, von Zorn glühenden Gesichte, hat ihr die Monstranz entzogen . . . Sie hat keinen Theil an der höchsten Gnadenspende ihrer Kirche . . . Sie ist verstoßen!

Wie sie jetzt durch die stille Gasse nach Hause schreitet, nach der Stube der Blinden, ist es ihr, als ob eine Riesenfaust, die vom Himmel bis zur Erde reichte, Alles, auch die kleinste Erinnerung an Vergangenes, in ihr ausgelöscht hätte!

Sie sieht in dem Dunkel, das sie umgiebt, nur Einen hellen Punkt wie in weiter Ferne vor sich glänzen . . . alles Andere schwankt in schattenhafter Bewegung vor ihr auf und nieder. Der bittere Tropfen hat sich an die Oberfläche gedrängt.

Ein vereinsamtes Gemüth kostet in dem Einen Augenblick die Bitterkeit, die im Kelche der ganzen Menschheit gährt und schäumt! . . .

„Dorothea," rief die Blinde, als das Mädchen wieder in die Stube trat, im Tone des zärtlichsten Vorwurfs, „wo bleibst du so lange? Schon habe ich gemeint, du kommst gar nicht mehr zurück!"

Das gab dem dumpfen Jammer des Mädchens einen Ausweg. Sie warf sich neben dem Bette der Blinden nieder. Schluchzend brachte sie nur die Worte hervor:

„Ich kann nicht, Großmutter! Ich kann nicht! Warum bin ich nicht lieber todt!"

„Was kannst du nicht, Dorothea, mein liebes Mädchen?" fragte Veile tief erschrocken. „Was hast du und warum weinst du?"

„Ich kann nicht, Großmutter!" . . . stöhnte sie. „Wenn du ihn nur gesehen hättest, Großmutter, wie er die Hand gegen mich ausgestreckt hat . . . Ich kann nicht, Großmutter, aufs Rathhaus zur Hochzeit! Er hat mich verflucht und ausgestoßen!"

„Was hat man dir gethan, mein armes Kind?" fragte die Blinde, die den Aufschrei Dorothea's nur unvollkommen begriff, mit unsicherer Stimme.

Sie tastete mit ihren Händen umher, vielleicht um den Kopf Dorothea's an sich zu ziehen, aber sie faßte nichts, als leere Luft.

„Der Priester will's nicht! Er hat mir geflucht, wenn ich zur Hochzeit gehe!" schrie Dorothea, wie losgelöst von dem ganzen Zauber ihres sittsam stillen Wesens. „Ich kann nicht, Großmutter!"

Jetzt erst begriff Veile Oberländer den vollen Inhalt dieser Worte.

„Du kannst also nicht, Dorothea, mein liebes Mädchen?" begann sie leise zu klagen. „Du kannst also wirklich nicht?

Und Alles ist umsonst gewesen? Das thut mir wehe, sehr wehe!"

„O, Großmutter," rief Dorothea, das Gesicht in Thränen gebadet, mit flehend aufgehobenen Händen, „verzeih' mir! Ja, es ist Alles umsonst gewesen, Alles! Aber es ist stärker als mein Wille, ich kann ihm nicht ausweichen. Er will's . . . und ich muß folgen."

„Das ist David Zweihand's enger Rock!" flüsterten die zuckenden Lippen der Blinden, die auch in diesem Augenblicke den Zusammenhang der Dinge im Großen wie im Kleinen nicht außer Acht ließ.

„Mein armes Kind," begann sie wieder, „wenn ich dich nicht kennen würde, wie dich nur irgend Einer in der Welt kennt, so möchte ich sagen: Warum hast du mit uns und mit dir solch ein Spiel getrieben? Haben wir das um dich verdient? Aber weil ich dich kenne, so sage ich gar nichts. Es soll wahrscheinlich nicht sein! Was kannst du dafür? Es thut mir aber wehe, sehr wehe, Dorothea, mein liebes Mädchen!"

„Verzeih' mir, Großmutter!" schluchzte Dorothea.

„Und Jonathan und das Kind?" fragte noch die Blinde.

„Mach' ihr keine Vorwürfe, Veile," tönte eine Männerstimme in der Stube, „und beschwere ihr nicht noch mehr das Herz."

„Jonathan!" schrie das Mädchen voll Entsetzen.

Er war, während die Beiden in diesem Gespräche begriffen waren, durch die von Dorothea offen gelassene Thür geräuschlos eingetreten. Er hatte Alles gehört und er begriff Alles.

„Bist du da, Jonathan?" rief Veile, die staarblinden Augen mit einem angsthaften Ausdrucke auf ihn richtend. „Was sagst du dazu, daß Dorothea nicht will? Sie kann

nicht Hochzeit machen . . . der Geistliche verbietet es ihr . . . sie kann nicht die Mutter deines Kindes werden! Was sagst du dazu, Jonathan?"

„Was ich dazu sage, Veile!" antwortete er, und sie hörte es ihm an, wie er mit der Drangsal des Augenblickes rang, um sie als männliche Gefaßtheit erscheinen zu lassen. „Was ich dazu sage, Veile?" wiederholte er noch ein Mal und schwieg dann.

Es war in der kleinen Stube so stille geworden und man vernahm nur das schmerzlich gezogene Schluchzen Dorothea's.

„Daß du dich hüten mögest, Veile," begann er wieder, „ihr auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen . . . und daß du ihr kein Wort sagest, was sie zu kränken im Stande wäre! Sie kann wirklich nicht! Es war von ihr zu viel verlangt und auch von mir . . . Sie kann es wirklich nicht! . . . Warum willst du ihr einen Vorwurf machen? Hat sie das um uns verdient? Laß sie den Weg gehen, Veile, den sie gehen muß. Mach' ihr keine Vorwürfe! Und morgen will ich Alles abbestellen. Gute Nacht, Veile! Gute Nacht, Dorothea!"

Er war fortgegangen.

XXVI.

Schluß.

Das weiße Vögelchen aber, das auf dem Fenstersimse des Parlamentshauses saß, als sie drin das „neue" Gesetz beriethen, hatte, weil es nicht wollte, daß sein schwarzer Genosse Recht

behalte, seine Fittige ausgespannt und war nach dem stillen Städtchen in Böhmen geflogen. —

Am anderen Tage, kaum als der Morgen durch das Fenster schien, weckte Veile Oberländer, die die ganze Nacht, wie sie sagte, keinen „Schlumm" gethan hatte, Dorothea mit der Frage:

„Bist du auf, Dorothea?"

„Ja, Großmutter!" tönte es leise zurück.

Die Blinde wußte aber nicht, daß Dorothea ihr Lager nicht aufgesucht hatte. Sie war die ganze Nacht schlummerlos, ohne jede Regung, an dem Bette der alten Frau gesessen.

„Du bist da?" fragte die Blinde verwundert. „Warum habe ich dich dann nicht gehört? Du mußt dich still wie ein Mäuschen verhalten haben, denn, wie du dir denken kannst, hat mein Auge den Schlaf heute in der Nacht nicht gesehen."

Auf dem überwachten Antlitze des Mädchens zeigte sich der Schimmer eines schwachen Lächelns, das aber sogleich verschwand, als Veile sagte:

„Ist dir heute leichter, mein liebes Mädchen, nachdem die Nacht vorüber ist? So eine Nacht vermag viel! Es löst sich Einem Alles viel besser und gründlicher von der Brust, als am hellen Tage. Man hört dann nicht auf das Geschrei der Menschen . . . und hört nur sich selbst! Du mußt dich ja spüren, Dorothea, als ob du ein neugeboren Kind wärest!"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea nach einer Weile, „es ist mir heute viel leichter; es ist mir jetzt, wie wenn ich in einem wilden Walde verirrt gewesen wäre. Jetzt . . . ist mir wieder leichter."

„Gott sei gelobt und gepriesen!" rief die Blinde, die Hände zusammenschlagend, „daß ich nur wieder ein Wort aus deinem Munde vernehme! In der Nacht habe ich dich mehr-

mals angerufen, du hast mir aber nicht geantwortet. Da habe ich mich gefragt: Veile, wie wirst du es anstellen, wenn du ihre Stimme überhaupt nicht mehr hören wirst?"

Dorothea schwieg.

„Ich habe von deiner Stimme gezehrt, Dorothea," fuhr die Blinde fort, „wie ein Kind, dem man ein Stück Brod in die Schule mitgiebt. Wo werde ich mein Stück Brod herbekommen? Du wirst ja jetzt fortgehen . . ."

„Ich geh' nicht, Großmutter!" sagte Dorothea tief und leise.

„Du gehst nicht, Dorothea?" rief die Blinde außer sich. „Großer Gott, was willst du denn thun?"

„Bei dir bleiben, Großmutter!" sagte Dorothea.

„Bei mir willst du bleiben," rief dagegen die Blinde, „weil du vielleicht Mitleiden mit mir hast und an das Stück Brod denkst und es mir nicht mißgönnst?"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, „ich will dich nicht allein lassen. Was möchte aus dir werden?"

Die Blinde aber schüttelte voll namenloser Traurigkeit das greise Haupt.

„Das geht nicht an, Dorothea, mein liebes Mädchen," sagte sie, „das geht nicht an! Das hast du nicht gut bedacht. Bei mir bleiben! Wie fällt dir, Mädchen, das ein? Du meinst, ich werde ohne dich nicht leben können? Brauche ich denn überhaupt zu leben, wenn du einmal fort bist?"

„Ich muß aber bleiben!" sagte das Mädchen, leise zwar, aber ihr Ton klang bestimmt und entschlossen.

„Du mußt?" rief die Blinde aufhorchend. „Geh' doch, du Falsche! Meinst du, ich errathe nicht, was in dir vorgeht? Bei Veile Oberländer willst du bleiben, und warum? Weil du das Kind in der Nähe haben willst. Hab' ich nicht Recht?"

„Ja, Großmutter!" sagte Dorothea mit fester Stimme.

Die Blinde schien von einem mächtigen Gedankenstrome erfaßt.

Ueber ihre blassen Züge flog jene durchsichtige Röthe, die noch jetzt bewies, daß ihr Blut in heftige Wallung gerathen konnte.

„Das geht nicht, Dorothea!" rief sie, nach dem Kopfe fassend, als wollte sie mit Gewalt die andrängenden Gedanken, die ihr in diesem Augenblicke gekommen sein mochten, zurückhalten. „Das geht nicht, Dorothea," wiederholte sie fast schreiend, „aus vielerlei Gründen nicht! Du mußt wieder nach Hause gehen, das ist das Einzige, was dir noch übrig bleibt. Alles Andere zerfließt in nichts und ist leere Träumerei. Du mußt wieder nach Hause, da wo dein Vater lebt. Denn ein Vater ist ein Vater! Er wird dich nicht von seiner Schwelle weisen, wenn du kommst und sagst zu ihm: Vater, ich bin wieder da! Es ist Alles beim Alten geblieben und ich bin wieder da!"

„Du treibst mich also fort von dir, Großmutter?" sagte das Mädchen dumpf. „Nach Hause gehe ich nicht."

„Lebendiger Gott," rief die Blinde mit überquellender Zärtlichkeit, „ich treibe dich fort? Mir legst du so einen Gedanken auf die Seele? Was habe ich denn gethan oder gesprochen, Dorothea, daß du mir so etwas einreden willst? Ich denke nur an dein Bestes und darum habe ich gesagt, du mußt nach Hause."

„Mein zu Hause ist hier, wo das Kind ist und wo . . ." sagte Dorothea und stockte.

„Red' nicht weiter, Dorothea!" rief Veile Oberländer, ihre Rechte ausstreckend. „Du weißt nicht, was du redest! Du mußt ein leichtes Herz dir anschaffen, wenn du zu deinem Vater kommst . . ."

„Ich werde dir folgen, Großmutter," sagte Dorothea; „es

soll mir Niemand etwas ansehen, Niemand, und am wenigsten unser Kind! Aber nach Hause gehen werde ich nicht!"

„Dorothea," meinte die Blinde mit aufgehobenem Zeigefinger, „du stellst dir die Sache leichter vor als sie ist. Es kann nicht Jeder ein Riese sein . . . Indessen, ich will dich heute, wo erst eine Nacht darüber gegangen ist, nicht unnöthigerweise reizen. Und damit du siehst, Dorothea, wie ich die Sache auffasse, so mußt du mir einen Gefallen thun. Warum sollst du an meiner Festtagshaube umsonst die rothe Masche aufgeputzt haben? Sie war ja doch für heute bestimmt und umsonst soll der Mensch überhaupt nichts thun. Weißt du was, Dorothea? Setz mir den rothen Federbusch auf! Ich will mir einreden, ich bin der General oder ich könnte einer sein! Bring mir meine Festtagshaube, Dorothea!"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, von der Laune der Blinden über ihren Trübsinn hinausgehoben, „mach dich nur schön! Wenn du die Haube mit den rothen Bändern trägst, so weiß man erst, wie du als junges Mädchen ausgesehen haben mußt."

„Ich bin immer jung gewesen," meinte Veile Oberländer unter den Händen Dorothea's, die ihr die Haube nach allen Regeln der Kunst zurechtsetzte, „immer, bis auf den heutigen Tag. Nur nicht alt werden, Dorothea! Und es geht jetzt ein scharfer Luftzug durch die Welt! Wie könnte ich ihn ertragen, wenn ich nicht allzeit jung geblieben wäre . . ."

Die Haube prangte also an dem ihrer würdigen Platze und damit hörte merkwürdigerweise die Redseligkeit der Blinden mit einem Male auf. Sie saß in aufrechter Haltung im Bette, denn die rothe Masche konnte ja sonst Schaden leiden.

In der That aber war sie wieder sehr ernst geworden. Sie winkte Dorothea mit einem Zeichen ihrer Hand von sich

fort, weil sie sich erinnerte, das „Morgengebet“ noch nicht verrichtet zu haben, und in demselben Augenblicke begannen ihre Lippen sich leise zu bewegen, ihr Kopf in andachtsvollen Schwingungen auf- und niederzugehen, während hier und da ein halblaut geflüstertes Wort der heiligen Sprache an das Ohr Dorothea's schlug.

Es dauerte eine geraume Weile, länger als gewöhnlich, bis sie zu Ende gekommen war.

Dorothea saß indessen an der Fensterbrüstung. Wird jemals ein Mensch erfahren, was durch die Seele des jungen Weibes zog?

„Fertig!“ rief Veile, nachdem sie den letzten Satz des Gebetes mit lauter Stimme gesagt hatte. „Fertig! Nach Gott kommt der Magen. Bring' mir jetzt mein Frühstück, Dorothea! Ich habe einen Hunger, daß man ihn bis nach Krakau hört.“

„Großmutter!“ rief das Mädchen.

„Was willst du?“

„Warum sagst du grade den letzten Satz so laut und alles Uebrige hast du so still vor dich hingesprochen? Ist etwas Besonderes daran?“

„Ja!“

„Ich möchte es wissen!“

„Da müßte ich dir den Satz ins Deutsche übersetzen.“

„Ich bitte dich!“

„Ich weiß nicht, ob ich Recht daran thue, Dorothea,“ sagte die Blinde mit sichtlicher Verlegenheit.

„Was Ihr betet, kann das nicht Jeder wissen?“ fragte das Mädchen.

„Du hast Recht, Dorothea,“ sagte die Blinde. „In deutscher Uebersetzung heißt der Satz: „An diesem Tage wird Gott

der Einzige sein und sein Name der Einzige!" Jetzt weißt du es."

„Ja," sagte Dorothea, „jetzt weiß ich es, Großmutter . . . Aber an welchem Tage?"

„Da fragst du mich mehr, Dorothea, als ich selber weiß," erwiderte Veile Oberländer mit einer Art Zurückhaltung, die ihr sonst nicht eigen war. „Aber wenn ich den Satz nach allen Seiten mir ansehe, so glaube ich, er will soviel heißen als: In tausend Jahren, in hundert, oder noch besser, an jedem Tage."

„An jedem!" rief Dorothea. „Auch heute? Kann das auch heute geschehen?"

„Auch heute!" sagte die Blinde mit großer Feierlichkeit. „Es kommt nur Alles darauf an, wie und was man darunter versteht. Aber was willst du mit dieser Frage?" fügte sie, sich wie besinnend, hinzu. „Weißt du denn nicht, wie dieses Heute aussieht?" —

Nach genossenem Frühstücke legte die Blinde, ohne auf ihren „rothen Federbusch" zu achten, ihr Haupt in die Kissen und lag eine geraume Zeit, die lichtverschlossenen Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet, während Dorothea mit der Instandsetzung der Stube sich beschäftigte.

Plötzlich mochte sie der Gedanke aufstören, welcher Gefahr sie die rothe Festtagsmasche ausgesetzt habe.

„Die Haube, Dorothea, die Haube!"

Dorothea beruhigte sie indessen über das Schicksal des so sehr bevorzugten Schmuckes. Nach einer genauen und gründlichen Prüfung erklärte sie den Federbusch für vollständig unberührt; er war wie durch ein Wunder ohne jede Zerknitterung der schrecklichsten aller Heimsuchungen entgangen.

„Siehst du, Dorothea," sagte die Blinde, sich majestätisch

im Bette aufrichtend, „wie sich Alles schickt und fügt! Du wirst noch etwas Schönes an der Haube erleben! Hat der „Busch" in Wahrheit keinen Schaden erlitten? Belüg' mich aber nicht!"

„Er ist wie neu, Großmutter!" versicherte Dorothea.

„Dann wird die Haube noch zu Ehren kommen!" verkündete die Blinde mit seltsam feierlicher Betonung. „Das ist nicht umsonst . . ."

Die kleine Stube glänzte längst wieder in der alten Ordnung. Draußen lag der schönste Sonnenschein über Gasse und Himmel; der größte Theil des Vormittags war fast vorüber.

Da trat Dorothea an das Bett der Blinden.

„Großmutter," sagte sie beklommen, „ich werde dich auf eine kurze Zeit jetzt verlassen; ich will dir aber einstweilen ein Mädchen aus der Nachbarschaft bestellen . . . sie wird mich ersetzen, damit du nicht allein bist."

„Dorothea," rief die Blinde erschrocken, „du willst doch nicht jetzt schon fortgehen? Ich bin ja gar nicht darauf vorbereitet . . . du wirst doch nicht jetzt schon gehen wollen?"

„Nein," sagte Dorothea, „ich gehe noch nicht, Großmutter! Ich will nur in die Kirche."

„In die Kirche?" rief die Blinde aufathmend. „Das ist etwas Anderes! Da kann und will ich dich nicht abhalten! Wenn dir das dein Herz erleichtern kann, so gehe, mein liebes Mädchen. Aber du brauchst mir keinen fremden Menschen herzuschicken, um auf mich Acht zu geben. Ich will indessen allein sein und ganz still auf dich warten. Geh' nur! Und wenn es lange Stunden dauert, ich warte auf dich!"

Es war aber keine halbe Stunde vergangen, so kam Dorothea von ihrem Kirchengange bereits zurück.

„Was ist das?“ rief die Blinde. „So schnell bist du fertig geworden?“

„Ich habe nicht beten können, Großmutter,“ sagte das Mädchen mit dumpfer Stimme und setzte sich an das Bett der alten Frau.

„Die Kirche war geschlossen?“ fragte Veile.

„Nein, Großmutter, sie ist weit offen gestanden, denn der junge Priester hat grade eine Seelenmesse gelesen, aber ich habe nicht beten können.“

„Warum nicht?“

„Er hat es nicht gelitten. Er hat mir wieder mit der Hand gewinkt, daß ich aufstehen und mich entfernen soll.“

„Und du?“

„Ich bin in der Bank sitzen geblieben, Großmutter,“ sagte das Mädchen leise und doch wieder so klar und bestimmt, daß keines ihrer Worte den lauschenden Ohren der alten Frau entging. „Ich habe dem Geistlichen grade ins Gesicht geschaut, wie zornig es auch war . . . grade in sein zorniges Gesicht!“

„Dorothea,“ rief die Blinde ängstlich, „dabei hast du aber nicht ein Wort gebetet?“

„Nein, Großmutter,“ erwiderte das Mädchen traurigen Tones. „Wer kann beten, wenn der Priester so zornig aussieht?“

„Und dann, Dorothea?“

„Ich habe ihn ohne Unterlaß angesehen, Großmutter, und habe dabei meine Gedanken gehabt. Er muß sie mir vom Gesichte heruntergelesen haben ...“ sagte Dorothea, ihre Stimme erhebend.

„Und dann, Dorothea?“

„Die Messe war fast zu Ende, Großmutter, da habe ich

zu dem Gebetbuche gegriffen. Aber ich habe doch nicht beten können!"

„Warum nicht, mein liebes Mädchen?"

„Es war gar nicht mein Gebetbuch, Großmutter," sagte das Mädchen zögernd. „Wie ich es öffne, so sehe ich . . . ich habe es in der Eile des Fortgehens mit dem Deinigen vertauscht, weil sich der Einband der beiden überaus ähnlich sieht."

„Merkwürdig!" flüsterten die bleichen Lippen der alten Frau.

„Und wie ich das bemerkt habe, Großmutter, war es mit dem Beten überhaupt zu Ende! Die fremden Buchstaben haben mich so merkwürdig angeschaut . . . dabei habe ich immerfort dem Priester ins Gesicht blicken wollen! Mein Kopf war ganz verwirrt und da bin ich noch vor der Wandlung aus der Kirche gegangen."

„Vor der Wandlung?" fragte Veile Oberländer, als ob sie mit diesen Worten von jeher auf vertrautem Fuße gestanden wäre. „Und m e i n Gebetbuch war in d e i n e r Kirche? Das ist überaus merkwürdig, Dorothea!"

„Was verwundert dich daran, Großmutter?"

„Dorothea, wenn Er das Buch in deinen Händen gesehen und einen Blick hineingeworfen hätte! Was hättest du da gethan und gesagt?"

„Du meinst den jungen Geistlichen, Großmutter?"

„Ja!"

„Was ich da gesagt hätte, Großmutter?" rief das Mädchen und war aufgestanden, denn nun war die Erregtheit, die sie seit ihrem Wiederkommen nur mühsam bemeistert hatte, so weit gediehen, daß es ihr keine Ruhe auf dem Sitze mehr gönnte. „Was ich ihm gesagt hätte, Großmutter?" rief sie nochmals. „Rühre das Buch nicht an, junger Geistlicher, hätte ich ihm

gesagt, denn die, der es gehört, ist die frömmste und allerschönste Person auf Gottes Erdboden und das Buch ist heilig ... und es hat kein Mensch das Recht, es mir wegzunehmen oder zu berühren!"

„Dorothea," rief die Blinde und brach in bitteres Weinen aus, „und da soll ich dich von mir scheiden lassen!"

„Und weiter hätte ich ihm gesagt," fuhr das Mädchen in steigender Erregtheit fort, „warum erscheint dir, du junger Priester, das fremde Buch, das ich in die Kirche gebracht habe, als etwas gar so Schreckliches, daß du ihm fluchst?"

„Dorothea," unterbrach sie Veile mit strengem Tone, „vergiß nicht, er ist ein Geistlicher!"

„Ich weiß, ich weiß, Großmutter!" rief das Mädchen im ungehemmten Ausbruche einer bis dahin gebändigten Leidenschaftlichkeit. „Ich weiß, seine Hände sind geweiht und sein Kopf ist geweiht, und sie sagen, wer sich gegen ihn erhebt, ist ein Sünder und kommt in die Hölle. Aber ich glaube nicht mehr daran, Großmutter ... seit der heutigen Nacht glaube ich nicht mehr daran! O, Großmutter, es ist heller Tag in mir geworden, und wie ich in der Nacht so einsam und verlassen vor mich hingedacht habe, da ist in mir etwas zersprungen ... daß ich es fast mit meinen Ohren vernommen habe. Warum hat mir er den Anblick der heiligen Monstranz verwehrt? Hat er sich bedacht, sie denselben Leuten zu zeigen, die in unser Haus eingebrochen sind? Hat er nicht gewußt, daß sie gekommen waren, meinem Jonathan ans Leben zu gehen? O, Großmutter, du hast sie nicht gesehen, wie sie mit Messern und Beilen vor ihm gestanden sind, und wenn Jaroslaw Patek, der brave Schmied, sich nicht gezeigt hätte ... Jonathan wäre todt und unser Kind auch ... und sein blasses junges Weib ist ja auch an dieser Nacht gestorben!"

Sie vermochte nicht weiter zu reden, denn die kalten Schauer der Erinnerung waren zu mächtig über sie gekommen.

Aber nach einer kurzen Weile war sie ihrer Herrin geworden.

„Du hast mir die heilige Monstranz vor den Augen weggenommen, hätte ich ihm gesagt," rief sie aufs Neue und mit einer Art wilden Trotzes, der an ihr noch niemals zum Vorschein gekommen war, „und ich bin doch vor dir in die Knie gesunken; sie gehört mir so gut wie dir! Wer giebt dir das Recht, die Monstranz vor mir zu verstecken? Hat man dir darum die Hände geweiht und die Stirne, daß du ein armes Mädchen so kränkst und beleidigst? Denn das ist eine Kränkung und Beleidigung und dazu bist du nicht berufen! Sind die Männer mit den geschwärzten Gesichtern und blutigen Gedanken besser als ich? . . . Geh' von mir fort, junger Geistlicher . . . und rühr mir das Buch nicht an! . . ."

War die Welt aus ihren Angeln gehoben worden? Hatte sich im Laufe von nur wenigen Stunden alles Beständige und Dauernde in den geraden Gegensatz umgewandelt?

Dieses junge, sonst in Leid und Freud so maßvolle Wesen, hatte sich mit einem Male auf die Höhe einer Leidenschaft gehoben, vor der es der armen Blinden schwindelte. Dahin vermochte sie ihr nicht zu folgen.

„Dorothea," rief sie wieder angstvoll, „du hast das dem Geistlichen doch nicht gesagt? Nicht wahr, du hast dir das nur gedacht?"

Diese einfache Frage, aus der Tiefe eines besorgten Gemüthes an sie gerichtet, brachte das Mädchen wieder zu der Treue ihres alten Wesens zurück.

Sie kam langsam an das Bett der Blinden, die noch immer, um ihrem „Federbusch" einen bedrohlichen Rückfall zu ersparen, ihre aufrechte Haltung behauptete.

„Großmutter," sagte sie, anscheinend beruhigt, „du hast Recht, wie immer! Es ist etwas Arges in mir, daß ich mich jetzt vor dir so benommen habe! Aber wenn ich vor dir nicht reden soll, die du meine beste Freundin bist, wer soll und wird mich hören? Es war mir ja schon in der Nacht so, daß ich dich wecken gewollt, um dir zu beichten."

„Beichten, mir beichten?" rief Veile Oberländer. „Bin ich denn ein Geistlicher?"

„Ja, Großmutter, du bist mehr als das!" sagte Dorothea begeistert. „Wenn ich dich höre und ansehe, so kommt mir alles Heilige in den Sinn und was ich während meines Lebens dafür gehalten habe, das sieht jetzt aus wie du und spricht wie du! Darum vertraue ich mich dir ganz. Du hättest die Monstranz niemals mir verwehrt, du hättest mich niemals gekränkt oder beleidigt, denn du bist wie eine Heilige!"

„Geh', geh'," meinte die Blinde, schmerzlich lächelnd, „was habe ich von meinem Heiligthume, wenn ich dich fortgehen lassen muß?"

„Großmutter," sagte das Mädchen, „erinnerst du dich noch, wie du mich einmal gefragt hast, ob man bei uns auch draußen vor der Kirche stehen kann und ob das auch gebetet heißt? Erinnerst du dich noch?"

„Als wenn es vor einer Stunde geschehen wäre, Dorothea!"

„Was habe ich dir damals geantwortet, Großmutter?"

„Man kann draußen vor der Kirche stehen und es ist grade so viel, als wenn man drinnen wäre, hast du gesagt. Ich habe mir dein Wort gut aufgehoben, Dorothea!"

„Sieh, Großmutter, wie ich in der Nacht so still dagesessen bin, ist mir mein Wort wieder eingefallen und ich habe mir gesagt: Dorothea, warum hältst du dich an diesem Worte nicht

fest? du hast es ja selbst gesprochen! Hast du damals der Großmutter eine Lüge vorreden wollen? Nein! Und doch hast du ihn von dir gehen geheißen und willst dich von seinem Kinde trennen und brichst deine Zusage wie eine Lügnerin, die heute das und morgen jenes redet! Sieh', Großmutter, das fällt mir jetzt alles wieder ein und steht wider mich auf und will nicht mehr weichen von mir!"

Die Blinde hielt ihren Athem an; das Geheimniß dieses jungen Herzens warf eine Hülle nach der anderen von sich ab.

„Hat er sich besonnen, Großmutter?" fuhr Dorothea in ihrer Selbstbeichte fort. „Hat er gesagt: Ich kann nicht, Dorothea! wie sein einziger Bruder knieend und in Thränen vor ihm gelegen ist? Er hat sein Herz gewaltig zusammengepreßt, und ich habe es ihm angesehen, und der Bruder hat die Thürpfoste geküßt und ist fortgegangen! . . ."

„Red' nicht so, Dorothea, und erniedrige dich nicht!" rief die Blinde. „Ich habe auch anders gesprochen . . . und habe dann ganz anders gethan. Der Mensch hängt von seinem Geblüte ab. Was kannst du dafür, daß dich auf einmal Furcht und Bangen überfallen hat? es hat schon Mancher gezittert, der stärker war als du, mein liebes Mädchen!"

„Lobe mich nicht, Großmutter!" sagte Dorothea dumpf, denn je weiter sie in ihren Selbstanklagen fortschritt, desto trüber und dunkler gestaltete sich ihre Stimmung. „Ich verdiene nicht dein Lob, eher deinen Zorn und deine Verachtung. Warum habe ich das Wort, das ich damals zu dir gesprochen, so schmählich zu Schanden werden lassen? Und das Wort ist wahr, Großmutter! Und ich bin keine Lügnerin gewesen! Was ich mir damals gedacht habe, das kann geschehen . . . Wir können draußen stehen, Großmutter, jeder vor seiner Kirche, und Eines braucht dem Andern nicht wehe zu thun, und Jedes ist für sich allein und geht allein seinen Weg; aber

wenn es darauf ankommt, sind wir doch Eines in Allem und nur der Tod kann uns auseinanderreißen! Müssen wir nicht leben und aneinander festhalten und dürfen uns nicht verlieren Einer vom Andern, da doch das Kind da ist? ... Und dann, Großmutter, wenn sie wieder gegen ihn aufstehen in einer finsteren Nacht, Messer und Beile in den Händen schwingend, und draußen lodert der Brand auf ... wer ist dann bei ihm und schützt den Leib seines Kindes? ... Das Alles habe ich vergessen gehabt, Großmutter! Er ist in Zorn und Schmerz von mir fortgegangen, das Kind gehört mir nicht mehr und nun ist Alles zu Ende, Alles, Alles! ..."

Die letzten Worte hatte sie bereits in halber Bewußtlosigkeit gesprochen, ihre Stimme war dem Erlöschen nahe. Sie war vom Sessel niedergeglitten und lag, den Kopf an das Bettende gelehnt, allen Gewalten der Verzweiflung hingegeben, die nichts vor sich erblickt, als endlose Reue und ein Dasein ohne Licht.

„Dorothea," rief die Blinde leise, mit ihren Händen die Haare des Mädchens betastend, „wenn dir so zu Muthe ist, wie du sprichst, und du siehst ein, was du ihm angethan hast, dann ... dann brauchst du ja nicht fortzugehen von uns! Dann ist es ja nicht zu spät und es kann Alles wieder sich zum Guten wenden!"

„Gut? Was kann wieder gut werden, was man selbst zerrissen und zerbrochen hat?"

„Meinst du?" sagte die Blinde mit seltsamer Betonung. „Wozu bin ich denn auf der Welt noch da?"

„Großmutter!" rief das Mädchen.

Es war aber kein Aufschrei wilder Trostlosigkeit.

Die Blinde streichelte ihr die Haare, wie man einem Kinde thut.

„Wer weiß? Wer weiß?“ sagte sie halblaut vor sich hin. „Es ist nicht Alles zerrissen, was danach aussieht . . . und mein Federbusch will doch auch nicht umsonst gelebt haben!“

„Was soll ich thun, Dorothea, mein liebes Mädchen?“ fragte sie dann, indem sie ihr Gesicht ganz nahe dem Kopfe Dorothea's brachte.

Das ganze Wesen des Mädchens erzitterte krampfhaft unter dieser Frage. Die Blinde empfand wie durch einen elektrischen Strom das Zucken dieses jungen Herzens, das in sich den letzten Widerstand feindlicher Gewalten zu bekämpfen hatte.

„Sprich du mit ihm, Großmutter!“ flüsterte sie, zu der alten Frau aufschauend.

„Ist das dein heiliger Ernst, Dorothea?“ fragte die Blinde feierlich.

„So wahr das Kind lebt!“ rief das Mädchen.

„Schwöre nicht, Dorothea,“ sagte die Blinde so milde, wie noch nie im Leben, „dir glaube ich auch ohne Schwur! Ich werde mit ihm reden, Dorothea, dir fehlt ja doch der Muth dazu! Aber jetzt nicht, mein liebes Mädchen, jetzt nicht! Laß den Abend herankommen, bis daß du mit ganz erleichtertem Gemüthe vor ihn hintreten kannst. Am Abende, wie du vielleicht schon weißt, fängt bei uns jeder Tag an, folglich auch jeder Festtag. Laß den Abend erst kommen, Dorothea! Es steht geschrieben: Und es ward Abend, es ward Morgen: Ein Tag!“

Und dieser Abend war endlich gekommen. —

Dorothea saß in der Fensternische und sah in die dämmernde „Gasse“ hinaus. Auf ihrem Antlitze lagen dieselben Schatten, die sich auch draußen nach dem Niedergange der Sonne über die Häuser und den Himmel auszubreiten begannen.

Sie erwartete das Kind, doch es kam nicht.

Plötzlich rief sie aufspringend:

„Er kommt, Großmutter, er kommt!"

„Wer?" fragte die Blinde, und sie richtete sich mit großer Eile im Bette auf.

„Der Knabe!" rief Dorothea und lief zur Stube hinaus.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sie mit dem Kinde an der Hand, wieder eintrat. Die Blinde wäre aber voll Entsetzens gewesen, wenn sie das völlig entgeisterte Antlitz des Mädchens erblickt hätte. Es war der Tod und die Zerstörung darauf zu lesen.

„Großmutter," rief sie von der Fensternische aus, und ihr Ton klang heiser und gebrochen, „weißt du, was er mit seinem Kinde anfangen will? Er schickt es fort von sich! Er will es auf eine Schule in Prag geben . . . und jetzt kommt der Knabe, um von mir Abschied zu nehmen. Es ist Alles zu Ende, Alles!"

„Und ich, Veile Oberländer, sage dir," rief die Blinde mit übermenschlicher Anstrengung, „er schickt das Kind nicht fort, er darf nicht! Bin ich denn zu gar nichts mehr werth auf dieser Welt?"

Dann rief sie das Kind zu sich, und sich zu ihm herabbeugend, flüsterte sie ihm etwas ins Ohr, wovon Dorothea nur die halblaut hingeworfenen Worte vernehmen konnte:

„Und sag' ihm in meinem Namen, er soll nicht vergessen, mitzubringen, was ich ihm einmal gegeben habe."

Der Knabe rannte eiligst zur Stube hinaus.

Wie endlos dehnt sich die kurze Spanne Zeit! Wie schwül brütet die Stille!

Kannst du sagen, was sich an die Schritte des davoneilenden Knaben anheftet? . . .

Wenn er, dem ihr Ruf gilt, im Stolze seines Herzens

zögert, wenn er dem Rufe nicht folgt! Das eherne Rad der Weltgeschichte wird darum nicht um den zehntausendsten Theil einer Sekunde stocken, weil hoch oben in einem Städtchen des Landes Böhmen zwei Menschenkinder sich von einander wendeten, um vereinsamt ihren Weg zu gehen, fortan still und mit verschlossenen Lippen . . .

Das weiße Vögelchen aber, der lichte Gedanke des Hauses, auf dessen Fenstersimse es einst saß, wird seine Fittige ausbreiten und davonfliegen. Sein schwarzer Kamerad behauptet sein Recht . . .

Draußen auf der Gasse tönt fröhliches Kindergelächter.

„Wenn das Kind lacht," denkt in diesem Augenblicke, mit allen Fibern ihrer Seele aufhorchend, die blinde Veile, „dann ist es gut, dann kommt er!"

Und das Zeichen traf ein, Jonathan war gekommen.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief Veile Oberländer.

„Was willst du, Veile?" fragte er und trat zu der alten Frau.

Auf die im dunkeln Schatten der Fensternische sitzende Dorothea warf er keinen Blick.

„Was ich will, Jonathan?" sagte sie mit fester klarer Stimme. „Was ich will? Deine rechte Hand sollst du mir geben!"

Sie umfaßt sie mit ihren beiden Händen krampfhaft und doch voll Kraft, als wäre sie gewillt, sie niemals freizugeben.

„Ist es wahr, Jonathan," fragte sie ihn, „daß du dein Kind in die Fremde geben willst?"

„Es ist wahr!" erwiderte er tonlos. „Bleibt mir etwas Anderes zu thun übrig? Ich kann mich unter den Umständen, die du ja kennst, um das Kind nicht gehörig kümmern."

„Red' nicht weiter!" gebot die Blinde. „Und in die Fremde willst du das arme und zarte Kind schicken und bezahlte

Leute sollen sich deines einzigen Kindes annehmen? Hast du das auch überlegt, Jonathan? Du hast ja eine Mutter für dein Kind, wenn du nur willst!"

„Wenn ich will?" sagte er leise zurück.

„Es ist so, Jonathan, mein Sohn," sagte Veile, „es ist so und nicht anders! Was willst du die Freude deines Lebens und deinen Stolz von dir und aus deinen Augen schicken, und aus der Fremde bringen sie dir vielleicht, was Gott behüte, nichts als Trümmer und Scherben zurück? Das darfst du nicht thun! Nicht ich sage dir das, denn was bin ich, daß mir in dieser Sache ein Recht zustehen soll? Aber Eine hat es gesagt, und die lebt nicht mehr unter uns und du zündest noch immer das Seelenlicht für sie an! . . ."

Die Hand des starken Mannes erzitterte in der Umfassung der alten Frau.

„Bella?" fragte er still.

Sie aber zog ihn näher an sich, damit er sie besser vernehmen könne.

„Es ringt sich mir schwer von den Lippen," sagte die Blinde in geheimnißvoll flüsterndem Tone, „was ich auf meinem Gemüthe habe. Muß ich dir verrathen, was sie mir am Todtenbette ans Herz gelegt hat, dein junges krankes Weib, wie es seine letzte Stunde gespürt hat? Damals war ich erschrocken, ich kann dir nicht sagen wie, und ich habe geglaubt, die Welt stürzt über mir in Flammen ein! Jetzt weiß ich es besser! Ihr hat der Tod die Augen geöffnet und sie hat hell gesehen! Ich aber war doppelt blind und habe im Zorne Unrecht an ihr gethan. Willst du wissen, was sie mir gesagt hat? . . . „Wenn ich gestorben bin, Veile," hat sie mir ins Ohr geraunt, dein junges, liebes Weib, „so sorg' dafür, daß Dorothea die Mutter meines Kindes wird!"

Jetzt ließ sie die Hand Jonathan's los. Sie brauchte ihre eigenen Hände, um ihre von Thränen überströmenden Augen damit zu bedecken.

„Und jetzt, da ich dir das gesagt habe, Jonathan," fuhr sie nach einer Weile fort, „wirst du auch begreifen, was aus mir geworden ist . . . Ich habe den letzten Willen deines jungen Weibes auf der Seele herumgetragen wie eine brennende Kohle . . . Habe ich sie denn anrühren gedurft? Da habe ich dich gedrängt und getrieben und Dorothea ist aus deinem Hause fortgegangen! Seit damals habe ich keine Ruhe vor mir selbst gehabt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht! In Einemfort ist mir das letzte Wort deines sterbenden Weibes vor- und nachgegangen und ich habe mich immer gefragt: „Veile, thust du Recht, daß du ihrer nicht gedenkst und ihr Testament mißachtest?" Dabei habe ich dein stillverschlossenes Leid bemerkt und habe gewußt, was dir fehlt, Jonathan! Da ist es auch in mir hell und licht geworden . . . . und ich habe gethan, was du vielleicht an mir nicht verstanden hast. Nur frag' nicht weiter und forsche nicht weiter! Kann ich dir denn sagen, wie man etwas wird, was man früher nicht gewesen ist?"

Alles, was ein Menschenherz an Liebe und Zärtlichkeit umspannt, das sprach aus diesen Worten der alten blinden Frau mit einer Beredtsamkeit, die aus einer anderen Welt zu tönen schien.

„Und du willst dein Kind in die Fremde schicken, Jonathan?" nahm sie wieder die Rede auf. „Willst es verkümmern und verderben lassen, weil sie sich gestern mit einem harten Wort von dir abgewendet hat? Komm' zu dir zurück, Jonathan, mein Sohn, und rechne es ihr nicht an! In dem Augenblicke, wo du vor mir stehst, bangt sie dir entgegen und ist voller Reue, daß sie dich gekränkt hat. Ich weiß am besten,

was in ihr vorgegangen ist und ich stehe dafür ein, ich, Veile Oberländer! Denk an nichts, Jonathan, und komm zu dir selber zurück, denn auch über sie ist ein helles Licht gekommen, und ich sage dir, sie verdient es, daß du das letzte Wort deines Weibes einlösest! Sie verdient es! Alles Uebrige dagegen gehalten ist eitel, eitel, und noch einmal eitel! Frag' sie selbst, ob ich nicht Recht habe?"

Ihre Stimme war dem Verlöschen nahe; sie lehnte ihr müdes Haupt in die Kissen zurück. In der kleinen Stube waltete Todesstille.

Da wendete sich Jonathan um.

„Dorothea!" rief er.

Sie stand vor ihm und aus der Dunkelheit des Abends glänzten ihm die treuen blauen Augen des Mädchens glückverheißend und traut entgegen.

„Alles, was die Großmutter gesagt hat," tönte es leise von ihren Lippen, „das ist wahr! Thu' mit mir, mein Geliebter, was du nur willst, denn ich will mit dir Eins sein in Allem und nichts soll uns scheiden. Ich will dir ein treues Weib sein ... und eine Mutter deines Kindes! Und du sollst es niemals bereuen, niemals!"

Das weiße Vögelchen hatte doch eine schöne Stunde erlebt!

Am dritten Tage darauf war das Bürgermeisteramt der Schauplatz der ersten „bürgerlichen" Trauung ohne Priester und ohne Hochzeitsgeläute.

Als Zeugen „fungirten" hiebei der Schmied Jaroslaw Patek und der Advokat aus der Kreisstadt.

Bevor er die durch das Gesetz vorgeschriebene Formel

ablas, hielt es der Bürgermeister für seine Pflicht, eine kurze Ansprache an das „verehrliche“ Brautpaar zu halten, die merkwürdigerweise, weil ihn vielleicht die Bedeutung dieser, seiner ersten Amtshandlung selber ergriff, sich zu einem förmlichen Lobgesang auf das neue Gesetz gestaltete.

Daß der Advokat aus der Kreisstadt zur Zeugenschaft gekommen war, hatte darin seinen Grund, daß zwar David Zweihand, der Schneider, aus freien Stücken sich dazu erboten hatte, daß aber Veile Oberländer mit größter Entschiedenheit darauf bestanden war, sie zurückzuweisen.

„Ich kann ihn nicht ausstehen,“ hatte sie gesagt, „und an seinen engen Rock werde ich ewig denken.“

Als einzigen Schmuck trug Dorothea an diesem Tage di Mitgift der blinden Frau: die goldenen Ohrgehänge.

Nach der Trauung gingen die jungen Gatten über den Ringplatz und die Gasse, auf welcher merkwürdigerweise nur wenig Leute zu sehen waren, die dazu von dem Vorgefallenen keine Kenntniß zu haben schienen, bis sie an der Schwelle des kleinen Hauses ankamen, wo Veile Oberländer wohnte.

Das war der Hochzeitstag der Neuvermählten.

Ruht in der That alles schwer erkämpfte Glück auf dem Untergrunde von — Ruinen?

Von dem „Landstreicher“ ist keine Kunde gekommen. Er ist und bleibt unter den „Frommen“ jenes fernen Landes verschollen.

Ende.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.